VOM BLUTE, VON DER WOLLUST UND VOM TODE

Maurice Barrès

5.50 10/7.07

MAURICE BARRÈS

VOM BLUTE VON DER WOLLUST UND VOM TODE

LEIPZIG 1907
VERLAG VON JULIUS ZEITLER

Man könnte seine Lehrer nennen und ihre Namen würden doch über den Schüler nichts ausmachen; man könnte die Zeitumstände beschreiben, in denen Barrès seine erste Bildung erfuhr, und es würde kaum etwas dazu beitragen, dieses Phänomen in die Ordnung zu bringen, denn zu „keiner Zeit unserer Geschichte hat sich, Rousseau ausgenommen, ein so vollständig originaler Schriftsteller erhoben als Barrès“, sagt nicht etwa ein Mitglied der nationalistischen Partei von ihm, sondern ein Kritiker, der eher sein Gegner ist. Und wer noch Geduld zu einem nicht leichten, ja eher wohl schwierig zu lesenden Buche hat, der lese Paul Wieglers „Französische Rebellen“, die dithyrambische Geschichte der französischen Energie, um trotz der aufgewiesenen Zusammenhänge ganz deutlich zu sehen, dass der Barrèsismus nicht Zustand der jungen Leute von 1887 war, sondern die Schöpfung von Maurice Barrès. Die Geschichte erzählt nur zu oft wie die Menge: was Werk einer Persönlichkeit war, stellt sie dar als ein Ergebnis aus Vielen, dem Einer nur den Ausdruck gab. Aber erst war der Werther, und die Werther kamen nach.

Gewiss: der Kampf gegen die bourgeoise Mythologie der praktischen Vernunft datiert von ihrer Einführung im Jahre 1789 und die erste Attacke ritt Stendhal. Die Opposition wurde romantische Klage, weil sie zu viele Hindernisse fand, die sie nicht überwinden konnte. Und diese Hindernisse wurden so kompakt, dass die Zeit Renan hartnäckig für einen Ironiker nahm und Taine nur missverstehen konnte. Das liberale franzö-

sische Weltbürgertum, diese Platitüde der aufgeklärten kirchenstürmenden Epiciers, die sich seit der Inquisition als Märtyrer des sogenannten freien Denkens und der Vernunft fühlen — le sot metier que celui du martyr — diese den rhetorischen Velleitäten der Durchschnittfranzosen so entgegenkommende Doktrin, halb Dummheit, halb Brustton, verantwortet es, dass jetzt der Einzelne, Kultivierte sich absentiert oder es lieber mit einer Politik der blanken Narrheit hält als mit jener der instinktlosen rationalen Wahrheit. „Jeune homme, la France se meurt, ne trouble pas son agonie", sagte Renan zu Déroulède. Frankreich stirbt an jenen, die ihm am heftigsten das Leben und, wenn es der Wahlkreis verlangt, das Wiederaufleben reklamieren: an der rationalistischen Bourgeoisie, den „Söhnen von 1789", heissen sie nun Clémenceau, Jaurès oder Millerand. „Hüten wir uns vor dem Anwachsen der Staatsmacht und dulden wir nicht, dass der Staat was anderes sei als ein Wächterhund", warnte Taine. Aber der Staat, das ist der künstliche Kopf einer azephalen Menge, die sich aus dem Gröhlen der Eingeweide auf „Vernunft", „Natur", „Gleichheit" usw. geeinigt hat. Und das rationalistische Zuchthaus Staat wird Tag um Tag vergrössert; seine roten kasernenhaften Backsteinhäuser stehen schon in den Villenvierteln der Künste und unter den Bergschlössern der Einsamen.

Im Frühjahr 1884 besuchte Barrès seinen ehemaligen verehrten Nancyer Lehrer, den nunmehrigen Ministerkandidaten und drei Jahre nach seinem Tode als bösen Panamisten entlarvten Burdeau, und überreichte ihm das erste Heft seiner Revue Contemporaine. „Comment", wunderte er sich, „votre revue ne renferme-t-elle pas

une chronique politique?“ — „Nous sommes des artistes simplement, qu' agite peu la chose publique. Nous n'avons de talent et d'entrain que pour les belles phrases et les idées pas vulgaires.“ Für den Herrn Deputierten kam diese Zeitschrift nicht mehr in Betracht, denn sie konnte ihm keine Wähler anlügen; also sagte er darauf bloss: Voilà qui est peu! Dass die Vorstellung vom jungen Barrès bei den mit ihm Unvertrauten nicht jene fatale Färbung des Artistentums bekomme — an welchen Unsinn man besonders in Deutschland zu glauben nicht aufhört — bemerke ich gleich: Barrès fing nicht mit Vokabeln an, sondern mit Ideen. Welchen Ideen er einen bis dahin unbekannten Ausdruck zu geben wusste. Il met partout de l'inachevé et de l'inachevable, car il sait que c'est un charme, et il est fertil en artifices, schrieb einmal Anatole France dazu, ist aber nicht damit gemeint, dem, was man Stil nennt, die primordiale Bedeutung zu geben. Was man als Stil, als Form des Gesagten charakterisiert, ist unzertrennlich auch mit einem spezifischen „Was zu sagen“ verbunden. Wer keine Ideen und kein Temperament hat, der hat auch keinen Stil, und nur für die törichtesten der Kritiker gibt es Leute, die nichts als „Stilisten“ sein sollen. Barrès Stil ist der Ausdruck seiner Stellung zu den Dingen, und diese ist die des Dandysmus, wenn es erlaubt ist, dieses Wort für eine bestimmte neue Form der Erkenntnis einzuführen, die sich auch mit dem Worte: gläubige Ironie andeuten liesse. Der Dandy findet den Weg zu den „Wahrheiten“ hin und zurück, mit der Wahrnehmung als Resultat, dass die Form das Wesen der Dinge ist und stärkste Variation der Form das intensivste Leben.

Künstlerisch projiziert heisst das: beschreiben, nicht erklären. Logisch ans Ende getriebene Gedanken enthüllen immer ihre Banalität. Alles Deutliche ist falsch, denn nichts ist eindeutig; nur jene Wahrheit hat eine Form, die ihr Gegenteil als gleichwertige Wahrheit in sich trägt. Barrès ist ein Sentimentaler und ein Analytiker, ein lyrischer Enthusiast und ein Denker, und er ist nicht dieses oder das, je nachdem, sondern alles das im selben Augenblick. Man kann ihn nicht genug von all dem, was Literatur ist, distanzieren. Man möchte seine Haltung lieber die eines Dilettanten nennen, dessen Wesen er in der Trilogie des Culte du Moi und den zugehörigen drei Traktaten beschrieben hat. „Er liebt seine Gedanken so sehr, dass er oft still steht, um sie zu bewundern", konstatiert Remy de Gourmont. Barrès traut der Überzeugungskraft seiner Figuren nicht oder es passt ihm jede Gelegenheit, die einsame Stupidität des Kunstwerkes, des Romanes sagen wir, damit aufzuheben, dass er sich von einer Idee oder von seinem Lyrismus vor die nur leicht angedeutete Fabel rufen lässt, um selber das Wort zu ergreifen. Wie er ein antiparlamentarischer Parlamentarier ist, ein Mittel zur Zerstörung eben dieses Mittel brauchen muss, so ist es auch mit dem Schreiben: er versäumt nie, den Zweck des Schreibens als letzten Zweck abzulehnen. Der Gedanke an das Kunstwerk verkleinert nie seine Persönlichkeit, deren Entfaltung lyrisch und analytisch zu folgen der Amateurgedanke seines Anfanges war.

Die drei Romane des Culte du Moi sind die drei Etappen einer moralischen Krise, die sich im Metaphysischen abspielt. Das Äussere gibt uns nur negative Gewissheiten; positiv fest steht nur: meine besondere

Art, mein Ich, zu dessen Bewusstsein ich dadurch komme, dass ich es von allem Kontakt mit den Barbaren befreie. Die Barbaren, das sind die andern. Der Kultus des Ich ist kein Ende, er ist eine Voraussetzung, ein terrain d'attente sur lequel vous devez vous tenir jusqu'à ce qu'une personne énergique vous ait reconstruit une réligion. Das kultivierte Ich ist mit étude, curiosité voyages zu komplettieren. „Hat es noch Hunger, so gib ihm die action. Fühlt es zu viel Trockenheit, so geh in den Instinkt zurück, liebe die Demütigen, die Niederen . . . ." Ja: so lang das Leben aufsteigt, ist Glück gleich Instinkt. Klarsehen macht steril. Später wird anzumerken sein, dass auch der Geschmack steril macht. Es sind die Abenteuer aufzusuchen, die dem bewusst gewordenen Instinkt des Ich das Futter geben. Da sind zuerst die Reisen. Dann die action. Endlich die Toten und das Land, durch welchen Culte de morts der Culte du Moi seine grösste Bereicherung erfahren hat: Hingabe und Untergehen. Wie sich dieser religiöse Ablauf doch immer wiederholt: das Ich, das in sich die Welt drückt — der antike Mensch — wird der christliche: der in der Welt vergeht und nichts behält als eine melancholische Einsamkeit für die Herbsttage.

„Vom Blute, von der Wollust und vom Tode" kulminiert den Barrèsschen Egotismus; es ist sein gedanklich und künstlerisch stärkstes Buch. Es ist die Summe der Doktrin in Sensationen: nun kann nur mehr l'action folgen. Das intellektuelle Raffinement wird, an sich selber ermüdet, zu Feier und Genuss der einfachen Dinge führen. Der Culte du Moi immer nur als Vorbereitung, als terrain d'attente verzehrt sich

selber. Das Problem des Jardin de Bérenice: „concilier les pratiques de la vie intérieure avec les nécessités de la vie pratique verlangt eine neue Lösung von dem nun bis an die Grenzen kultivierten Ich. Es geht nicht mehr, den Culte du Moi auf eine Elite zu stellen, die „einige Renten hat und gesund ist", wie es früher hiess.

... Wer nach langer Abwesenheit wieder in die Heimat zurück kommt, ist voll Freude, seien die Reize der Fremde auch noch so köstlich gewesen und sei die Heimat auch armselig und trübe. Man geht wieder den Weg durch das Land seiner Kindheit. Man ist des Geistes und der Bücher müde, hat alle Welt in sich gezogen und will ihr nun die Grenzen stecken, um sie zu behalten. Barrès ging den Goetheschen Weg. Aber er empfand die Qual des Gedankens, der zur action drängte. Es war nicht die Müdigkeit der zerbrochenen Glieder, die sich in die Heimat schleppt, und nicht ganz die Enttäuschung, die sagt: ich habe alles gesehen und gelebt und es ist nichts. Nichts von all dem, was wie Umkehr oder Einkehr aussieht. In Erinnerung an seine erste Wahlkampagne schrieb Barrès im Figaro vom 27. Oktober 1889: „le sentiment que j'avais touché l'âme populaire, la sensualité presque d'être en contact avec une belle chose vigoureuse, bien vivante, sustituée enfin à ces abstractions qui m'avaient tant lassé dans l'ombre des bibliothèques ..." Und wenn er auch ein paar Monate später schreibt: J'ai une ou deux idées, deux ou trois sentiments que l'ordre des choses actuel ne satisfait pas, und daraus seine Liebe für den General Boulanger und seinen Revisionismus ableitet — er brauchte die Verknüpfung

des Ichkultus mit seiner Steigerung zum Kultus der Toten und des Landes nicht in dem Worte zu geben, das man so leicht für künstlich ansprechen kann. Barrès — seine Melancholie liess ihm schon immer die Toten nahe sein — sucht sich in seiner Zeit zu bestimmen, auf dass seine Energie auf die Zeit wirkend werde. Er gibt sich à sa terre et à ses morts. Und die terre ist dem Lothringer Elsass-Lothringen — aus dem Sentimentalismus des Lyrikers und in Opposition gegen den französischen Zentralismus, gegen diesen Staat, der das Land verwüstet. Es ergeben sich die Bücher des Romanes von der nationalen Energie.

Dass wir das Leben unserer Vorderen weiterführen, dass zu jeder Zeit alle Zeit ist, diese einfache und starke Wahrheit wird ein lähmendes Opiat, wenn man — sentimentalisch — den Sinn der Gegenwart in der Vergangenheit und nirgends sonst sucht, wenn man vom Tode verlangt, was das Leben verweigert hat. Wer die Wahrheit, dass wir die Söhne unserer Voreltern sind, immer gegenwärtig hat und nie vergessen kann, dem wird sie zum Fatum. Der Gedanke: Alles ist immer dasselbe, und die sentimentalische Unterwerfung unter diesen Gedanken werden die eigene Persönlichkeit aufheben. Barrès liebt abstrakte Evolutionen gegen seine Natur, und schlichtet die Konfusionen, die er damit anrichtet, durch einen eigensinnigen Dogmatismus, der sonderbar kalt in seiner leuchtenden Prosa steht. So lässt sich die politische Pädagogik, die er für den jungen Lothringer aufstellt, nicht in Sätzen sagen, die bestimmt sind; ein wichtiger Rest der Doktrin mag sich immer in der Kunst verbergen. Aber etwa so: Barrès will im Kind seines Landes die „amitiés

françaises“ kultivieren. Diese Freundschaft ist die kultivierte Affinität. Und Affinität bezeichnet „ces sentiments instinctivs de sympathie par quoi des êtres, dans le temps aussi bien que dans l'espace, se reconnaissent, tendent à s'associer et à se combiner..., le fait d'être de même race, de même famille“. Zärtlichkeit und Verehrung „machen aus der Affinität, die zwischen einem jungen bewussten Lothringer und seinem Moseltal besteht, eine Freundschaft“. Und diese Freundschaft ist zu erzielen: nicht durch irgend Vernunft oder dialektische Überredung, sondern durch commotions nerveuses, durch excitations sensibles. Also: erwecken. „Dem Jungen die Worte geben für die Wahrheiten, die er in seinem Blute hat . . .“ Barrès ist überzeugt, dass man einem Menschen nur das gibt, was er schon besitzt, und dass das, was er besitzt, ihm von seinen Vätern vermacht ist. Dieser atavistischen und eingeborenen Seele wesentliche Kräfte sind etwas sehr allgemeiner Natur — man muss denken, dass sie im heutigen Frankreich sehr selten sind, da Barrès sie mit solchem Aufwand vorbringt.

Leise taucht der Gedanke auf, dass Barrès seine politische Philosophie nicht aus einer Überzeugung oder vorsichtiger: aus seiner Intelligenz gewonnen hat als vielmehr aus einem Erhaltungsinstinkte. Eine solche Sensibilität wie die seine, die stärkste, die seit Rousseau in Frankreich war, braucht ganz grobe Mittel, um einigen Frieden zu haben und nicht dem lyrischen Nihilismus ganz zu verfallen. Es lässt sich ja nur von aussen eine gute Wirkung feststellen: die farbigen Exzesse und die prunkende Überladenheit des etwas lyrischen Stiles der früheren Bücher ist verschwunden, die Romane der

Energie nationale sind von einer Schönheit der Prosa, die ihresgleichen nicht in der ganzen französischen Literatur hat. Dies zu erreichen war allein schon den Boulangismus und die Revanche-Idee wert, wenn Barrès auch beides dieses als das Französische ausspielt gegen das Barbarische des französischen Staates, der sich auf nichts besseres als die praktische Vernunft zu stützen weiss, die kantianisch und nicht französisch ist.

Der junge Lothringer, den Barrès in den Amitiés Françaises erzieht, „connaît très sûrement que sa raison de vivre, c'est la revanche", nicht weil das Gerechtigkeit ist — Gerechtigkeit ist eine rationalistische Sklavenidee — sondern aus Hass, aus dem Willen, der Stärkere zu sein, aus der Sicherheit, dass der definitive Sieg der Superiorität der französischen Rasse zukommen wird... Dasselbe Buch, in dem Barrès Wille so exzediert, schliesst: „... Das Leben hat keinen Sinn. Ich glaube sogar, dass es von Tag zu Tag absurder wird.... Von wo immer aus man sie betrachtet: das Universum und unsere Existenz sind des tumultes insensés". Barrès erkauft sich seine Beruhigung schwer genug mit seinen politischen Parteigängern, und so wäre es unrecht, mit ihm noch über das Mittel zu diskutieren, ihm etwa zu sagen, dass die Elsässer germanischer Rasse und nur politisch Franzosen geworden sind, weil ihnen die französischen Freiheiten lieber waren und jenen, die für Frankreich optiert haben, lieber sind als die preussischen — Freiheiten. 1792 war ganz Europa, das sich für die Freiheit begeisterte, französisch und Schiller Ehrenbürger der Republik. Die Elsässer sind nur in diesem revolutionär patriotischen Sinne Franzosen geblieben, der Rasse nach heissen sie:

Ehrmann, wie der Held in Barrès Buch, und sind „Barbaren“, wie Barrès die Deutschen nennt, die er nicht und die niemand kennt, wie er einmal seine Landsleute „Barbaren“ nannte, die er dann wohl kannte Der völlig entwurzelte Sachse und ganz wienerisch gewordene Villers schrieb in einem Brief an Warsberg vom Juli 1870: „Preussen ist der inkarnierte Dünkel, die Bescheidenheit der anderen kam ihm zu statten. Auch Frankreich leidet an solchem Dünkel; was aber in Preussen zum Hochmute ausschlägt, hält sich dort in den menschlicheren Grenzen des Übermutes. Es schäumt, doch ist's nicht giftig. Es ist ein sonderbares Zusammentreffen, dass die Chemie eines der schädlichsten Gifte acide prussique nennt...“ Und eine andere Stelle aus einem Briefe an Hoyos: „Der erste im Jahre 1870 gefangene deutsche Offizier, ein Badenser, war ein Herr von Villers, der ihn gefangen nahm, ein französischer Husar, Monsieur Schmitz; der deutsche Belagerer von Strassburg hiess de la Roche, der französische Verteidiger Uhrich. Ich, ein sächsischer Legationsrat, in Moskau geboren, bin von französischem Stamme, aus Lothringen, jetzt deutsch; mein Vetter, der Senator und Generalpostmeister unter Napoleon III., hiess M. Sturm; ein Vetter meines lothringischen Vaters hiess Caffarelli und fiel, mit einem hölzernen Bein, das vielleicht aus ägyptischem Holze gemacht war, bei St. Jean d'Acre, unter einem Korsen, der Frankreich beherrschte, ein Italiener, unter den Klängen der Marseillaise.... Nun mach' einer einen Vers auf Patriot — vielleicht schwere Not. Nun gar: »Staat!«“

Die Unsinnigkeit und das grosse Radikal des Mittels, das Barrès nehmen muss, zeigen uns, was hohes Ganzes

es hier zu erhalten gilt; eine schwache Natur wäre an den Dosen dieser Droge längst zugrunde gegangen. Und dann: wir Nichtfranzosen kennen das Gift nicht, das das offizielle Frankreich schluckt, und so können wir auch das Gegengift nicht werten, das die französischen Rebellen empfehlen. Barrès enthüllt, vor der Gefahr des Schweigens durch das unsinnige Remedium seiner Politik geschützt, immer neue Reichtümer, und nicht nur solche des Stiles, um mit jenen Kritikern zu sprechen, die meinen, der Tiger, das sei die gestreifte gelbe Haut, die sie einmal in einem Boudoir gesehen haben. Dass eines seiner Bücher mehr ist als fünf Jahre deutscher Romanfabrikation, das wäre noch nicht viel; dass er in einem Lande höchster geistiger Kultur ihre herrlichste Blüte ist, dass man nach ihm einer Epoche französischen Geistes den Namen geben wird, dies muss gesagt werden.

Diese erste Übertragung eines Buches von Barrès ins Deutsche habe ich veranlasst in der Hoffnung, dass dadurch bei uns eine etwas intensivere Beschäftigung mit diesem Schriftsteller in die Wege käme. Was die Übersetzung anlangt, so teile ich mich mit A. von K. in die Verantwortung dafür. Dass der Versuch gemacht wurde, den ausdrucksvollen Manirismus der Barrèsschen Prosa annähernd auch im Deutschen wiederzugeben, wird vielleicht nur der missbilligen, der um der Anekdoten willen liest und mit Mindestanstrengung seiner geistigen Fähigkeiten lesen will. Und der sei gewarnt. Das Tempo dieses Buches ist kapriziös.

Januar 1907. FRANZ BLEI.

IDEOLOGIEN DER LEIDENSCHAFT

EIN AMATEUR DER SEELEN.

I. DIE VERZÜCKUNG IN DER EINSAMKEIT.

Die Landschaft von Toledo und das Ufer des Tajo gehören zu den schwermütigsten Dingen dieser Welt.

Wer öfter dorthin kommt, braucht den ernsten Jüngling, den Pensieroso in der Medici-Kapelle nicht mehr anzusehen; auch die Biographie und die Penseés des Blaise Pascal kann er sich erlassen. Die Empfindung selber, die in diesen einsam grossen Werken Form geworden ist, wird ihn ganz erfüllen, wenn er sich der herben Tragik dieser auf hohem Felsgestein zerfallenen Pracht hingibt.

Ein solcher landschaftlicher Hintergrund führt uns mit Gewalt zu einer alles umfassenden Naturanschauung und zu dieser Philosophie des Ganzen zurück, die man sich notwendig erhalten muss, wenn man sich der Wollust hingibt, die im Wahrnehmen der differenziertesten Empfindungen liegt.

Toledo auf seinem Abhang, mit dem gelbschimmernden Halbkreis des Tajo unten, hat die Farbe, die Unwirtlichkeit und das stolze Elend der Sierra, auf die es hingelagert ist, und deren starke, wuchtige Gliederungen schon beim ersten Nahen einen Eindruck von Kraft und Leidenschaftlichkeit geben. Toledo ist kaum eine Stadt, kaum dieses brausende und den Bequemlichkeiten des Lebens angepasste Wesen, als vielmehr eine bedeutungsvolle Stätte für die Seele. Unter einem grellen Licht, das jeder Kante seiner Ruinen eine Kraft und eine Deutlichkeit verleiht, durch die sich die weichsten Charaktere gefestigt fühlen, hat es doch auch wieder etwas Geheimnisvolles mit seiner zum Himmel ragenden Kathedrale, seinen Alcazars und seinen Palästen, die das Licht nur durch ihre inneren Höfe empfangen.

So ist in diesem herben, überhitzten Lande Toledo, das schweigsame und starre, wie ein Bild der Verzückung in der Einsamkeit, ein Schrei in der Wüste.

Auf den schroffen Abhängen, die den Horizont Toledos

umranden und den Tajo senkrecht eindämmen, hatte Delrio die Ruinen eines maurischen Landhauses wieder aufgebaut, eine jener berühmten Cigarrales, wo Tirso de Molina Erzähler versammelte gleich jenen, die unter Boccaccios Augen in der Villa Palmieri plauderten, zwischen dem blumenreichen Fiesole und dem pesterfüllten Florenz.

Gebäude in orangefarbenem Tone, ein innerer Hof mit schönen Brunnen, deren marmorne Becken abgestufte Ränder zieren, einige Lorbeerbäume, nur mühsam erhalten in diesen glühenden Schluchten, eine Atmosphäre, deren Duft die Sonne aus den Lavendel- und Benzoëstauden des Gebirges gesogen, endlich eine Fernsicht, deren Herrlichkeit Gedanken von Einsamkeit, Tod und Schönheit aufdrängt, das war unter diesem Himmel, den niemals ein Wölkchen verschleiert, Delrios Besitztum.

Er trieb seine Neugierde nach allen Energien des Lebens bis zur Leidenschaft. Deshalb freute er sich mit einer gewissen Selbstverachtung eines richtigen und starken Wortes Napoleons auf St. Helena: „Ich habe die Kunst besessen, aus den Menschen alles herauszubekommen, was sie geben konnten". In diesen Worten erkannte er den, der es verstanden hatte, Menschen zu erschaffen. Er glaubte zu ahnen, dass ein sicheres Verfahren existiere, den Gehirnen Leidenschaften zu geben. Das ist vielleicht ein falscher Ausgang. Ist denn beim Handeln die Mitwirkung der Umstände nicht das Wesentliche? Ihm aber gefiel an dieser einseitigen Idee die machtvolle Sensation, die historische Entwicklung als vom Willen bestimmt aufzuweisen.

Mit einer solchen Begeisterung für die Herrschaft wusste er sich doch nicht besser zu beschäftigen, als alten Steinen etwas Leben wieder zu geben. Das Geheimnis seines Unvermögens war, dass er dazu neigte, alles vom Standpunkte der Ewigkeit aus zu prüfen; er betrachtete die Dinge nur in ihrer Entwicklung und es war ihm unmöglich, die Menschen und die Ereig-

nisse des Tages so hoch einzuschätzen, wie es nötig ist, wenn man auf seine Zeitgenossen wirken will. Die Sturzbäche des Dichterischen stauten sich in seinem Inneren um so mehr, als er sie für kein Rad irgend einer Mühle nutzbar machte. Unter diesen Ruinen und so vielen von ihnen heraufbeschworenen toten Kräften, und befreit von Sorge um seine materiellen Interessen, verlor er sich in Träumereien, denen er kein anderes Objekt zu bieten hatte als sich selber.

Durch seinen Ewigkeitscharakter, sein Wesen ausser der Zeit, auf das die Jahre keine Kennzeichen mehr prägen, so alt ist es, noch die Ereignisse, so sagenhaft ist es, durch dieses sein Wesen fesselte Toledo diese verschlossene Phantasie bis in ihr Tiefstes. Dieses exaltierende Toledo war die bestimmte Komplementierung eines vom Überdruss so stark erfüllten Wesens, dass es in den Künsten nur den gewaltsamen Verkürzungen eines Pascal und Michel Agnolo — Seelen wie die seine, einsam und überreizt — gelungen wäre, sein Wesen aufzurütteln.

Einem Einsiedlerkloster, das ihm gegenüber auf einem nackten Felsen lag und dessen Geläute der Wind des Tajo jeden Abend herübertrug, hatte er Glocken geschenkt, die den gleichen Klang hatten wie jene, die er in seiner Kindheit hatte läuten hören. Nicht als ob er in dieser selbstgewählten Heimat seinem Dorfe in Frankreich ein frommes Andenken bewahrte! Es geschah aus Interesse und Gefälligkeit für den kleinen Jungen, der er gewesen war. „Jener“, dachte er, „hatte seiner wahren Natur noch nichts hinzugefügt. Damals hatte und zeigte ich arglos jedem dieses mein Wesentliches, das ich jetzt nicht wieder in mir finden kann und von dem aus man wirken muss, um ein Wesen bis ins Tiefste zu bewegen.“

Manchmal sah er von den hohen Terrassen seines Besitzes aus einem ganz unten in den gelblichen und schnellen Wellen des Tajo verlorenen Schwimmer zu, einem armen Kerl, der sich plagte und dessen An-

strengungen genau wie das Öffnen und Schliessen einer Hummerschere aussahen. „Tapferes kleines Geschöpf", sagte er sich, „das rührend wie ein Tier seine harte Arbeit ohne Hilfe verrichtet. Es gibt weder ein Genie noch einen Prinzen, der nicht mit Armen und Beinen herumschlagen müsste, wenn er ins Wasser fiele... Das ist die instinktive Geste! Er will am Leben bleiben!... An welche Empfindung müsste man im zivilisierten Leben appellieren, die bei allen Individuen so konstant wäre als der Selbsterhaltungstrieb? Auf welcher Basis soll man bei nicht interessierten Gemütern einen Stützpunkt finden, um sie zu beherrschen?"

Inmitten dieser Beschäftigung mit dem moralischen Räderwerke geschah es, dass er an ein Mädchen denken musste, das einem ehebrecherischen Liebesverhältnisse seines Vaters entstammte.

Seine Schwester! Sie stand nun im neunzehnten Lebensjahre. Die Erinnerung an sie erfüllte ihn mit einem Gefühl von Frische und Wollust. Es verlangte ihn, sie an sich zu fesseln, weil er sie sich nach seinem Herzen gebildet dachte.

Noch ganz klein hatte sie mit ihrer Mutter nach Ägypten gehen müssen, die man wegen ihres Lebenswandels davonjagte. Jetzt war sie Waise und lebte in Dresden bei Verwandten. Sie willigte ein, die Brühlsche Terrasse mit der Toledaner Sierra zu vertauschen.

Von ihrer ganzen Reise erinnerte sie sich, wie sie später erzählte, nur daran, dass ihr grundlos Tränen in die Augen kamen, so oft der Zug in der ungeheuren Stille der Nacht durch grell beleuchtete Städte fuhr.

Simone war keine vollendete Schönheit, aber ein matter Teint, eine delikate Haut, wie geschaffen, dass Perlen sie berührten, ein trauriger, etwas traumverlorener Blick, eine ganz leise Feuchtigkeit in ihrer Kinderhand, welche die Finger des Bruders um Schutz bittend suchte und drückte, das bildete ein rührendes Ganze voll Sanftheit, Grazie und Unbeholfenheit.

Dieses kleine Mädchen, das sich tief in seinen hellen

weitfaltigen Kleidern verbeugte, war für den, der es schlecht begriff, die frostige Vollendetheit einer sehr jungen Frau bei irgend einem zeremoniellen Apparat, aber darunter schlug ein Herz, fähig der allerschönsten Verwirrungen.

Als Kind hatte sie geweint, wenn man schlechte Witze über den Papst machte. Ihre Religiosität hatte sich stark am Widerspruch der Protestanten entwickelt. Diese Moral des Marienkindes ist sehr mittelmässig, wenn wir sie für eigennützig oder scheinheilig halten, aber es gibt Herzen, in die solche Gefühle von Geburt an gelegt sind und so tief, dass sie tausendfältige poetische Blüten treiben.

Ohne Zweifel hatte die Mutter, von ihren Verirrungen beunruhigt, Gott durch eine bis ins Kleinste gehende Frömmigkeit zu versöhnen gesucht und das Kind ihrer Sünde dem Himmel geweiht.

Diese Zeit war die glücklichste im Leben Delrios. Kein Reisender von einiger Bedeutung kam durch Spanien ohne einen Empfehlungsbrief für die Villa in Toledo, und nur ganz wenige stellten sich dort vor, die man nicht ein paar Tage zurückgehalten hätte. Seine Schwester zur Seite konnte Delrio viel bequemer Frauen empfangen, deren Gesellschaft er liebte.

Simone, die eine ängstliche Genauigkeit in der Anordnung aller zartsinnigen Dinge besass, unternahm es, den Gang dieses Lebens zu reformieren. Die Männer sind immer leicht für eine Ordnung empfänglich, die ihnen eine junge Schönheit vorschlägt. Aus einem gastlichen Heim, das schon beinah einem Gasthaus glich, machte sie einen kleinen Hof. Sie verstand es, die Stimmen zu dämpfen und Delrio mit einer Atmosphäre von Höflichkeit zu umgeben, die seinen hochzielenden Betrachtungen einen noch grösseren Wert liess. Indem man die Unordnung aus dem Wege schafft, die plötzliche Entschlüsse in den kleinen Nebenumständen des Lebens zur Folge haben, ver-

mehrt man die Intensität aussergewöhnlicher Gefühle: man macht sie frei. Es ist wie bei einem Monumente: grosse, ebene Flächen lassen das architektonische Motiv besser siegen.

Ursprünglich hatte Delrio, der das Sinnliche liebte, daran gedacht, sich in der Lombardei niederzulassen, am Maggiore oder am Comer-See, wo beinah die wienerische Süsse ist; aber die Gärten mit den singenden Silben, Melzi, Sommariva, Giulia und der alte Hafen von Pallanza hätten seine Sinne weniger befriedigt als diese Felsenwände, nackt und stilkräftig wie die Sentiments, die sein Bereich waren. Seitdem man die Cigarrales des Molina zerstört hatte, verweigern es die Abhänge, auf denen magere Esel die harten, vertrockneten Zweige einer sehr stark riechenden Eichenart — retama macho — abweiden, Rosen zu tragen. Simone vermochte es, zwei oder drei Setzlinge zum Wachsen zu bringen. Indem sie alles in ihrer Umgebung gefälliger machte, ersparte die Schwester es dem Bruder, irgend etwas zu vermissen; unter diesem ausdörrenden Lichte, auf diesen Bergen von beinah grausamer Kraft schuf sie ihm einen jungen Garten.

Sie war stets in gelb und violett gekleidet, kräftige Farben, die er allen anderen vorzog und deren Zusammenstellung ihn mit sinnlichem Wohlbehagen umfloss... Aus einer bizarren Laune hatte er sie gebeten, als Wäsche nur rauhes, grobes Leinen zu tragen; es gefiel ihm, dass diese Art von mildem Büsserhemd ihn beständig in den Gedanken des jungen Mädchens mit dieser so intimen Anordnung verband.

Bis zum Abend beschäftigte er sich allein, aber gegen 6 Uhr liebte er es, sie zu begleiten. Der Niedergang des Tages erregte ihn; die Blumen färben sich stärker, die Umrisse werden schärfer, alles belebt sich und beginnt zu reden. Er hatte auf dem Berge eine Allee in Terrassen herstellen lassen, über dem Tajotal und Toledo. Es war der lieblichste und kahlste aller

Ausblicke, auf eine Landschaft vornehm und verlassen wie das Meer, aber auch unbeweglich wie ein Friedhof. Oft setzten sie sich auf einer der da aufgestellten Bänke, und es war sein grösstes Vergnügen, Simone über ihre Kindheitseindrücke zu befragen, von damals, als sie noch ganz klein mit ihrer Mutter in das rosige Land Ägypten floh.

Sie war geschaffen, Gespräche mit Engeln zu führen, so viel Ehrlichkeit und Ernst legte sie in die Aufzählung ihrer Empfindungen. Keines ihrer Worte entstellte ihren Gedanken. Sie drückte manchmal Gefühle aus, die man schlechte nennen konnte, aber das verriet sich so natürlich auf der Oberfläche ihrer Worte; wie die schillernden Farben des Gefieders einer Taubenbrust war es; sie verfolgte keine Absicht damit, und bei näherer Prüfung handelte es sich dabei niemals um niedrige gemeine Dinge. Delrio erkannte ziemlich rasch, dass ihr gegenüber Ironie oder Misstrauen schwere Ungeschicklichkeiten wären. Er nahm sich vor, sie niemals auszuforschen, denn die meisten seiner Fragen hatten für sie gar keinen Sinn. Genau genommen beschränkte er sich darauf, ihre Nähe zu atmen, und wenn sie gewisse, ganz ungewöhnliche Dinge gesagt hatte, die er ebenfalls fühlte, so küsste er sie.

Tief unten zu ihren Füssen zogen Reiter, die in dieser Entfernung zwar ganz klein aber doch sehr vornehm aussahen, unter den hohen Toren über die Brücke von Sankt Martin. Das Geklingel der Maultiere drang bis zu ihnen herauf, und jedes Glöckchens besonderer Klang war in der heissen, trockenen Luft hörbar. Die Durchsichtigkeit der Atmosphäre hob die Distanzen bis zu einem Grade auf, dass, wenngleich ausserhalb Toledos, sie doch immer mitten darin lebten. In diesem unvergleichlichen Lichte der niedergehenden Sonne konnte man die Fremden mit ihren Reisebüchern unter dem Arm unterscheiden, und die Unruhe dieser armen Irrenden nach dem Glücke und die ewige Pracht dieses Felsenrundes bildeten einen Kontrast, dessen un-

deutliche Empfindung dieses schweigsame Paar liebte. O Licht! Herrlichkeit über der Ruine dieser alten Herrscherin!

Und gleich mit der Kühle des scheidenden Tages wie füllte sich diese Landschaft mit herzzerreissender Traurigkeit! Eines Abends, beim Ave Maria, als sie ihre grossen, blauen Augen weiter als sonst geöffnet hatte und ihre Lippen von der Melancholie der Dämmerung blasser waren, kam ihrem Bruder ein Wort auf die Lippen: „O meine Pia!" So schmerzbewegt und heimlich verschlossen rief sie in seinem Inneren die geheimnisvollen Verse Dantes herauf. Glich die über alles erhabene Trostlosigkeit des Tales von Toledo der des Büsserberges, wo Dante jene begegnete, die zu ihm sprach: „Entsinne dich, ich bin Pia; Siena hat mich gemacht, die Maremma hat mich zerstört. Er weiss es, der mir den Trauring an den Finger steckte."

Dieses Milieu, das die Empfindungen bis zum Exzess kultivierte, war dem jungen Mädchen lustvoll, zerstörte es aber auch zu gleicher Zeit. Sie ward darin und verging darin.

Delrio liebkoste sie und tröstete sie, bis ihr die Tränen in den Wimpern hingen, die er mit solchem Mitleide wegküsste, dass sein Herz köstlich zersprang. „Mir kommt vor", sagte er ihr, „dass dich in meine Arme zu drücken für mich eine grössere Lust ist als sie mein Vater empfinden konnte, da er dir das Leben gab."

Auf der runden Isola-Bella im Lago Maggiore haben die Borromäer die Blumen aller Zonen zusammengetragen. Unter einem Lorbeerhaine von heimlicher Dunkelheit, hohem Wuchse und Frische scheuchte mein Tritt zwanzig Tauben auf, doch zu so schwerfälligem Fluge, dass ich sie hätte in die Hand nehmen können. Wen hätten sie nicht gerührt, so halbberauscht von den auf zu engen Terrassen zusammengedrängten Düften so vieler Bäume aller Himmelsstriche! Eine solche gegen alle Natur kombinierte Luft kann man nicht atmen.

Sich ihr hingeben, heisst die Wirklichkeit verlieren. Daher die Wehrlosigkeit der Jungfrauen, die in den Tempeln aufwuchsen.

Das kleine reine Mädchen war gleichwie durch einen Cynismus von einer gewissen Teilnahmslosigkeit verletzt, die dieser Amateur der Seelen in Hinsicht auf Abstraktes und Prinzipien zur Schau trug, und auch wieder gerührt von dem Mitgefühl, das er für alle sentimentalen Kleinigkeiten ihres ganz jungen Wesens zeigte.

— „Mein Bruder", sagte sie zu ihm, „es gibt Minuten wo ich Sie nicht schätze und dann wieder, in anderen Augenblicken erkenne ich wohl, dass Sie besser sind als ich."

Sie war betäubt von all den Empfindungen, die auf ihrer Terrasse von Toledo kultiviert wurden und die so wenig zu harmonischer Einung kamen. Ihre kleinen, schwerfälligen Gedanken wurden nach und nach weniger scheu, und Delrio nahm sie ganz in seine Hand.

Die Pia war ein wenig anämisch wie viele schwärmerische junge Mädchen. Man riet ihr Bewegung. Die Terrasse von San Juan de los Reyes ist der einzige Winkel dieses sonndurchglühten Toledo, wo man morgens um neun Uhr noch Schatten findet. Sie wurde das Ziel ihres Spazierganges. Kinder ohne Taschentücher und ohne Hemden schwirrten um sie herum wie Fliegen auf einem Stück Zucker. Und die Erwachsenen, empört, dass sie kleine Silbermünzen bekamen, schrieen ihnen beim Vorübergehen mit gutturaler Stimme zu: „Hombre".

Die alte Kirche de los Reyes, aussen mit Ketten behangen, die einstmals christliche Gefangene bei den Barbaresken getragen hatten, war ein Begräbnisplatz der Granden von Spanien gewesen, und schimpflicherweise machte unser Soult einen Stall daraus. Wenn Conchita, Concepcion, Dolores, Remedios und ein Haufen kleiner Jungens, die ihre Zeit damit verbringen, die Fremden herumzuführen, den Schwalben aufzulauern

und die Esel mit Steinen zu werfen, immer an diesem schattigen Platze zusammenkommen, so geschieht das nicht in Erinnerung an die Gräber, auf denen die Pferde der Kriegsknechte mit Füssen trampelten, sondern weil der Vorplatz die Aussicht auf das Schlachthaus hat.

In den armen Städten ersetzt das Schlachthaus die Arena der Stierkämpfe. Um der Pia begreiflich zu machen, welchen Zweck das hohe Gebäude ohne Dach habe, in das sie so unermüdlich ihre Augen hinunter, tief hinunter versenkten, schlugen sie ihr mit einer drolligen Vertraulichkeit auf den Nacken und machten zugleich die Gebärde des Sterbens oder vielmehr des Schlafens, mit einer plötzlich aus dem Mund hängenden Zunge, — was der Pia Nerven interessierte, weil es sie ein wenig anekelte. Endlich schien sie es zu begreifen. Um sie in ihrer Annahme zu bestärken und aus Bescheidenheit sagten sie ihr, indem sie sich alle auf den Bauch schlugen: „El toro para nosotros“ und indem sie auf den ihrigen zeigten: „La vacca para usted“.

Das Elend entvölkert diese herrlichen Ruinen. Dass die kleinen Stammgäste der Terrasse von los Reyes so eigensinnig am Dasein festhalten, ist ein Beweis, dass sie eine wunderbare Lebenskraft haben müssen. Sie erhalten Toledo und bilden einen wichtigen Bruchteil der spanischen Energie. Daher kommt es, dass diese ganz ungebildeten kleinen Fremdenführer einen so sicheren Instinkt für die charakteristischen Punkte ihrer Stadt haben. Sie wollten, die Pia solle das Gefängnis ansehen.

Toledo, das übrigens noch nicht aufgehört hat stolz zu sein, gleitet mit dem Schutte und dem Miste seiner Paläste bis zum Fluss hinunter. Auf diesem ruinenbedeckten Boden und gegen die Tiefe dieses rutschenden Talhanges erhebt sich das düstere Gebäude. Die Zellen sind von einem Hofe flankiert, dessen hohe Mauern dennoch gestatten, dass der Blick von den höchst gelegenen Punkten der Stadt aus die Köpfe der Gefangenen streift.

Die Kinder wünschten sehnlichst, die Pia möchte den Aufseher bestechen; sie verhandelten und die Pia gab das Geld. Alle betraten hierauf einen engen, auf den Zinnen der Mauern angebrachten Durchgang; zu ihrer Rechten der Abgrund des Tajo, zu ihrer Linken das Loch der Gefangenen, erreichten sie zwischen zwei Schwindelanfällen ein verwegen angelegtes steinernes Schilderhaus, wo ein Gendarm Wache hielt. Selbst in dieser schwindelnden Höhe wurden es die Kinder nicht müde, die Diebe und Mörder zu bewundern, die in ihrem Elend rund um einen Brunnen herum sassen: wilde Leute, deren starke Ausdünstung ein wenig zu spanisch war für die Nasenflügel einer Ausländerin.

Ein Schlachthaus, ein Gefängnis, alles in einem Schweigen gebietenden Glanze von Licht, das ist das Wesentliche einer spanischen Stadt.

Ein solches Milieu ist ein Exil.

Die Pia attachierte sich besonders an ein kleines Mädchen, das dem Haufen mit allen seinen Schätzen folgte: eine Schachtel englischer Zündhölzer und ein paar oftmals gesohlte Schuhe, deren Besitz ihm das Lächeln eines unbezähmbaren Stolzes gab. Aus der Leidenschaft, die sie für ihre mächtigen, spanischen Schuhe zeigte, schloss die Pia, wie wollüstig diese Kleine war. Drei Tage später erfuhr sie, dass die Schuhe dem Kinde gar nicht gehörten, aber dass man ihm erlaubte, sie jeden Morgen eine kleine Weile über die Hände gestülpt zu tragen. Es war nur ein Stolz auf diese Erlaubnis! Und doch war er die einzige Empfindung einer menschlich zugänglichen Qualität, welche die Pia mit neunzehn Jahren in der Stille dieser steinigen Flächen und Räume fand und die sie nur betrachten konnte, wenn die Sonne für ein paar Augenblicke hinter eine Gewitterwolke trat.

Die nicht geringe Zahl junger Leute, die bei Delrio verkehrten, Spanier, öfter noch Ausländer, betrachteten Pia als einen niedlichen Luxusgegenstand und ergötzten sich, je nach dem Grade ihrer ästhetischen Bildung,

an ihrer Anmut oder ihrem Luxus, aber alle, mit Ausnahme eines einzigen, missfielen ihr.

Dieser Bevorzugte besass eine hübsche, kleine Seele von bester Qualität, schneller bereit, andere zu verurteilen, als sie zu begreifen. Er hatte vierundzwanzig Jahre, und zweifellos wird er mit fünfundreissig Jahren zu den Leuten gehören, denen im besten Glauben immer das als das Richtige erscheint, was sich mit ihren Interessen deckt. Er hatte Vermögen und kein Talent, das produktiv, keinen Ehrgeiz, der befriedigt werden sollte; daher seine Sorge um das Tugendliche. Im ganzen genommen lebte nichts in ihm, ausser dieser schwachen Bewegtheit zum Liebesglück hin, die man immer in diesem Alter fühlt.

Delrio schätzte die intellektuelle Kraft dieses Jünglings als eine sehr mässige, aber er dachte, man könnte ihr eine bessere Nahrung geben: und so hielt er ihn gerne in Toledo fest, als Objekt, an dem bei Gelegenheit eine Leidenschaft zu entwickeln wäre. Jetzt noch eine ziemlich dürftige Seele, zeigte sie doch in allen ihren Äusserungen jene innere Grazie, die der Blick bei den Jünglingen Rafaels und Pinturricchios so vollkommen wiedergibt. So ganz jung und wie eine schöne Frucht erweckte er eine Sinnlichkeit, die jene verstehen werden, die manchmal durch die Gegenwart eines Jünglings versucht waren, an ein drittes Geschlecht zu glauben, zu dem man auch die jungen Tiere zählen würde.

Diesem Lucien gegenüber war die Pia nachsichtiger, gütiger. Ihm hatte man, da er noch klein war, hübsche Manieren beigebracht. Er hatte, wie sie, die Vorliebe für Schmuck, interessierte sich für geblümte Beinkleider, für perlengestickte Brokatjäckchen, für leichte, türkische Pantoffeln, für diesen Paradestaat, den sie manchmal anlegte, um mit Santa Maria la Blanca mehr zusammen zu stimmen, der allerreinsten toledanischen Perle ganz versteckt im Judenviertel. Himmlisch ist diese Synagoge in der Klarheit ihrer Arabesken, ihrer

Rosetten, maurischen und byzantinischen Bogen und in deren Innern ein Bild eine liegende Jungfrau zeigt, die uns auf ihrem Spruchband sagt: „Ich liege am Ufer des Jordan und träume“.

Er beteiligte sich mit grossem Ernste an dem hübschen Zeitvertreib, zu dem sie dieser vage Glaube an die Beseeltheit aller Dinge führte, dieser Glaube, der nie in den jungen Mädchen stirbt, die man in Andersens Märchen grosszog. Einstweilen verhinderte beider Mangel an Erfahrung sie, herauszuempfinden, was selbst am gemeinsten Geschöpfe merkwürdig ist; sie trafen darin zusammen, die Gäste Delrios „Barbaren“ zu nennen. Damit wollten sie die Fremden bezeichnen, mit denen ihre Sensibilität in keinen Kontakt kam. Ein Gekränktsein, ein Unbehagen und alles das Kindische, was man bei allen Jünglingen bemerken kann, die mit einem starken Fühlen begabt sind, und das für diese beiden jungen Leute zu einem geheimen Band wurde, aber auch zu einer inneren Vereinsamung.

II. SPANIENS WECHSELDOUCHEN.

Die Pia hatte für ihren Bruder Zutrauen und einen zärtlichen Blick, aber es fehlte ihr die Wärme. Aus Unklarheit befangen, hätte man von ihr sagen können. Geboren für die Rolle, die Delrio für sie wünschte, machte sie doch nicht die entsprechenden Gesten. Und sie war noch nicht jemand, mit dem er hätte aufrichtig sein können. Er gedachte sie zur Reife zu bringen, ihr den letzten, leisen Fingerdruck zu geben, indem er ihr Spanien zeigte, das zügelloseste Land der Welt.

In ihren Sittlichkeiten gehen die Spanier gerade auf ihr Ziel los; unter einem intensiven Himmel bilden sie sich nach ihren Sensationen. Es ist ein Land für

den Wilden, der nichts weiss, oder den Philosophen, der für alles blasiert ist, ausser für die Energie. Italien ist weniger einfach, viel zusammengesetzter: in seiner Süssigkeit kannst du träumen; hier aber ist alles unvermittelt und von einer beissenden Schärfe.

Im Norden ist die Spanierin Unempfindlichkeit: fruchtbar und reichlich, und doch ist ihre Kälte aus verhaltenem Empfinden. Im Süden ist es ein unaufhaltsamer Strom von Sinnlichkeiten; — aber wer fürchtete, sich darin zu besudeln? er reisst uns fort als die Natur.

In diesem zwiefachen Lande ist alles Weichlichkeit und dann wieder nichts als Spannung und Schwung; der ewige Kampf der Kastilianer gegen die Mauren und gegen den Zauber Andalusiens. Ein langer Widerstand, ein mächtiger Gegensatz, aus dem das asketische Gefühl der heiligen Therese, die Dramatiker, die Maler und die königlichen Häuser Spaniens hervorgingen! Davon erwartete Delrio vieles für Pia, denn er betrachtete diesen heftigen Widerstreit als ein moralisches Excitans, ebenso wirkungsvoll, wie es in der Therapie die Wechseldouchen von siedheissem und eisigkaltem Wasser sind.

„Ich werde ihre Seele schmiegsamer und stärker machen“, sagte er sich. „Ich will ihr zu ihren himmlischen Gaben der Melancholie und Grazie in einem Alter, wo alle Eindrücke mit unserem Körper verwachsen, noch die Tiefe und die Glut der göttlichen Meister geben, zu denen ich sie an der Hand hinführe.“

Dem jungen Mädchen zu Gefallen nahm Delrio Lucien auf die Reise mit. Die Kammerfrauen der Pia packten ihre Matrazen und ihre Bettwäsche ein, da sie nur darin schlafen konnte. Die kleine Karawane reiste ohne Unterbrechung nach dem Norden; Delrio wollte seine Schwester in den Herbheiten Kastiliens sich erhitzen lassen, ehe er sie in der Weichheit Andalusiens schmolz.

Zuerst zeigte er ihr den Eskurial als den Ort der

Asketik und die granitne Übertragung der kastilianischen Zucht, die aus einer katholischen Vorstellung vom Tode kam.

Von einem Felsen dieser düsteren Sierra aus, der das ungeheure Kloster aufgebürdet worden war, welcher Reisende hat da nicht den Despotismus dieser Landschaft empfunden und die so schmerzhafte Regelmässigkeit des Bauwerkes auf diesem verzerrten Horizont! Aber die meisten lehnen sich gegen diese Vergewaltigung ihrer Seele auf und kehren schnell in die elende Herberge zurück, um dort über die melancholische Laune der Maurer Philipp des Zweiten Witze zu machen. Vergebliche Mühe, das Erzittern ihres ganzen Wesens zu leugnen, das unter die Gewalt des kastilianischen Genies gekommen ist!

Dieser König, der seiner Allmächtigkeit ein Grabgewölbe zur Behausung gab, hält uns unter die Augen, dass „die Grösse des Menschen darin ist, dass er sich elend erkennt".

Über den ungeheuren Eskurial geneigt, den er von einer Anhöhe aus beherrschte, ergab sich Delrio dem Schwindelgefühl des asketischen Abgrundes; er gab dem katholischen Kaiserreiche des Schmerzes nach. Ein Gekreuzigter in Todesnot, von Geisseln zerfleischt und von Beleidigungen und Schrecken, zwingt der Erde seine Farben auf; und um die tiefsten Wellen unseres Bewusstseins zu bewegen und die Saiten des Idealen, ist nichts mächtiger als die Schönheiten eines Leprosenhauses. Diese durcheinandergeworfene, von düsteren Leidenschaften zerquälte Landschaft, die das königliche Kloster wie einen erdrückenden Block bläulichen Granits trägt, schien ihm genau die Komposition einer Landschaft zu sein, die ein meditierender Paskal seiner Phantasie schuf, um sie zu fixieren.

Es liegt mir wenig am inneren Gehalt der Philosophien. Es ist ihr Elan, den ich goutiere. Die Asketen Spaniens oder des Port-Royal nannten es für die Ewigkeit leben, was wir sich beobachten und die Nichtigkeit des Lebens

begreifen nennen. Sollten diese gehobenen Seelenstände heute verloren gegangen sein?

Jeden Tag versuchte Delrio der Pia diese seine Betrachtungen mitzuteilen, während sie über die düsteren Höfe schritten unter eisigen Gewölben, denen es an Luft mangelt. So plötzlich aus der Mühelosigkeit ihrer toledaner Terrasse in ein schauerliches Gruftgewölbe gefallen, das da mitten in die Sierra hineingesiegelt war, um der Ewigkeit das Tête-à-tête eines Despoten mit seinem Gotte zu überliefern, fanden sie sich darin verloren wie Kinder in der Summa, dem Code oder der Geometrie. Unbehagen der Seele mehr noch als des Leibes! Was sie da bedrückte, war weniger das starre und monochrome Labyrinth, als vielmehr die ganze Auffassung des Lebens, die moralische Methode, die Ethik, die sich hier symbolisierte. Ewiges granitnes Blau, harte, unnachgiebige Linien, welche die Seele in einer Weise einschnüren, dass sie, gäbe sie nichts in Gesten aus, verlöre sie nach aussen nichts von ihrer Wärme, dem Dasein erstürbe und sich von diesem losringen würde wie eine Dynamitpatrone, die in einen Felsen gelegt, diesem nur entweichen kann, indem sie ihn in der Richtung gen Himmel zersprengt!

Immer wieder kommen sie zur Kirche, dem Mittelpunkte des Gebäudes zurück, und wenn die Pia da versucht, durch die Gitter der Seitenkapellen die auf den Beinhäusern gehäuften Reichtümer zu erkennen oder den Gängen entlang ein paar Bildnisse zu betrachten, die, wenn auch düster, sie in diesem dunklen Wirrsal von Lebensüberdruss und Todesschatten doch mit der Menschheit verbinden, da sagt ihr Delrio: „Was für eine Verkehrtheit! Besondere Sehenswürdigkeiten dürfen unsere Gedanken in dieser Kaserne der Abstraktion nicht ablenken. Du riskierst es, dieses Milieu herabzusetzen, das so ausserordentlich ist, weil es uns der Zeit entrückt und uns ein Gefühl des Losgelöstseins von allen persönlichen Zufälligkeiten gibt".

Er erlaubte es unter diesen unsagbaren gedankenerfüllten Gewölben nur zwei Gegenständen, die Aufmerksamkeit zu erregen: den beiden Gruppen der Königsstatuen von Leone Leoni, überlebensgross, prachtstrotzend wie goldene Götzen und von so mächtigem Ausdruck, dass man bei dem Anblicke ihrer Gesichter ihre Bekenntnisse zu hören vermeinte, oder besser noch hinter sich im Schatten das Wispern ihrer Kammerdiener. Das Gold auf den Beinhäusern dürfte wohl die einzige Zerstreuung sein, die der Eskurial der Phantasie zu bieten hat.

Eine kleine Seele, zitternde Sklavin ihrer Sensationen, war die Pia am Zusammensinken vor Ermüdung, die sich mit Grauen mischte. Weniger um frische Luft zu schöpfen als um dieser Philosophie zu entrinnen, wo der Tod sich selbst seiner Romantik entkleidet, näherte sie sich den Fenstern. Hinter ihren Gitterstäben sah sie den Springbrunnen der Infantin, einen jämmerlichen Trog, Päonien in der dunklen Einfriedung, geduckter noch als der Stein. In diesen unversöhnlichen Mauern ist also nichts sonst zu erwarten als die Spiele des Denkens! Das war zu viel und sie schien ohnmächtig zu werden.

Er nahm sie, schleppte sie fort und als sie auf den Terrassen einen granitgefassten Tümpel erreichten, dessen Wasser die Schwalben berührten, weinte sie. Sie fand endlich in dieser unversöhnlichen Tragik etwas, das sich bis zur Melancholie herabliess.

Später, des Nachts, in dem traurigen Gasthaus, nach dem einsilbigen Abendessen, als die Pia sich niedergelegt hatte und ihn, wie es alle Abende seine Gewohnheit war, mit ihren Händen und Ringen spielen liess:

— Reisen wir nicht ab, sagte sie, von einer Art von Trunkenheit für den Abgrund erfasst. Hier sehe ich am besten, wie du mir allein auf der Welt bist.

— Machen wir rasch ein Ende, antwortete er. Unser schmerzliches Glück vom Eskurial wirst du weit heftiger noch empfinden, wenn wir aus dieser

Disziplin in das Aufblühen Andalusiens kommen werden.

Zwei Tage später waren sie in Granada.

Ihre erste Nacht konnten sie nicht schlafen, so brauste unter ihren halb offenen Fenstern die ganze Stadt, die sich Kühlung auf der Alameda sucht. Delrio klopfte an die Türe seiner Schwester und die kleine, weisse Gestalt, die sich in der Dunkelheit ankleidet, gesellt sich zu ihm. Sie gingen aus. Beide waren von dem Glück erregt, im Dämmerscheine der duftenden Nacht an den Orten herumzustreifen, die sie zum ersten Male betrat.

In den Feigenbäumen, den Magnolien, den Steineichen, Pistazienbäumen und dem blühenden Lorbeer kündete sich bald leise der Morgen an und das junge Licht verschwendete seine Effekte. Der Mangel an Schlaf, der in diesen milden Ländern kein Unbehagen ist, machte sie nur etwas weicher und ihre Körper empfänglicher für die Köstlichkeiten der Natur.

Granada ist auf den Gipfeln dreier Hügel erbaut, die sich von hohen, schneebedeckten Bergen abheben. Seine Häuser und wundervollen Bäume bedecken Abhänge, die sanft abfallen, um an der Schwelle einer ungeheuren, gesegneten grünen Ebene zu enden. Der untere Teil der Stadt ist modern; man trifft dort die Herren aus den Klubs oder vielmehr die Herren, die Aperitifs nehmen, wie man sie im ganzen Süden Frankreichs findet, in Spanien und Italien; Wichtigtuer, Gecken und Halbelegants; und wenn man dann die Freitreppe der Cartuja, auf deren Stufen sich die Bettler, die Krüppel lagern, als eine der erstaunlichsten menschlichen Faulgruben bezeichnet, und darauf die Bedeutungslosigkeit der granadischen Malerschule festgestellt hat, die in der Kathedrale deutlich wird, so kennt man das Wesentlichste. Der ganze Zauber liegt im alten Granada, dessen verfallene Gässchen sich aufwärts schlängeln, um bis zu den Abhängen der Alhambra

und des Albaycin emporzuklettern, wo sie sich bei Tageslicht ein malerisches Vis-à-vis geben.

Als die grösste Hitze des Tages vorüber war, besuchten die Pia, Lucien und Delrio die Alhambra. Es ist nicht ein einfaches, hervorragendes Bauwerk, sondern ein ganzes Stadtviertel. Man findet dort unter ungeheuren Baumschatten eine Kirche, Hotels, altes Gemäuer, Ruinen, welche die maurischen Könige überleben, und deren Sommerpalast, den Generalife, sehr fein, sehr schmucklos mitten in seinen Gärten und Springbrunnen, aus denen der Schnee der Gipfel rieselt, die einem immer wolkenlosen Himmel den Horizont geben.

Von den kleinen Gärten der Alhambra aus genossen sie unvergleichliche Blicke auf die weite Ebene, die Granada so heiter macht. Die Erdfalten und die Berge Andalusiens breiten sich aus wie wundervolle Draperien. In der Vega ist alles Anmut und Lieblichkeit. Die Luft, die von den ewigen Schneefeldern oberhalb der tropischen Gärten kommt, bringt mehr Frische und Verwirrung auf dein Gesicht als am Abend der junge Mund der Spanierinnen von fünfzehn Jahren es vermöchte.

Die Pia gab sich diesen grossartigen Weiten mit mehr Lust hin als es ihre nervöse Kraft erlaubte. Ihre Augen wurden müde, bevor ihr Herz sich des Lichtes zu erfreuen aufgehört hatte, und die Augenlider senkend, streckte sie die Hände aus, um noch mehr von der Helligkeit zu fassen.

Granadas Zauber ist gar nicht kompliziert: er liegt darin, dass es die schönsten Bäume des Nordens und fliessendes Gewässer unter einer afrikanischen Sonne hat. Sein Name zieht die ganze Welt an, aber es ist nur ein Zelt in einer Oase und das allerweichste Kopfkissen der Erde unter einem köstlich gestickten Sonnendache.

Weder dieser zerbrechliche Dekor, noch das sinnliche Wohlbehagen können einen tiefen Eindruck auf die Seelen üben, die sie auf die Dauer aber doch stumpf

und schlaff zu machen wüssten. Delrio, dem daran lag, alle Vorzüge dieser Station zu nützen, damit das Bild der Landschaft in der Seele des jungen Mädchens einen vollendeten Sinn bekomme, stachelte darum den Führer an, ihnen eine Menge Vorkommnisse zu berichten, bei denen das Entzückende sich mit dem Schrecklichen vermischte, das auf diesen Steinfliessen Spuren von Blut und Liebe zurückliess.

Er wollte, dass in der Phantasie seiner Freundin von der Porta Elvira an bis zu der von Bivarambla alle Stätten der Alhambra ihren grossen und naiven Sinn bekämen, und dass sie mit ihren Legenden sich an maurischen Damen belebten, den Sarazenenrittern im grünen Überkleide, roten Mänteln, goldenen Sporen, breiten, silbernen Steigbügeln, wie sie auf isabellenfarbenen Hengsten und spanischen Stuten reiten und ganz stolz auf ihre Federbüsche sind. Der Romanzero ist über ganz Andalusien verbreitet und dehnt sich noch bis über Ubeda, la Guardia, Andujar, Baeça, Jaen, Riofrio, Alhama, Quesada, Cacorba aus, lauter ärmliche und köstliche Städte, eiserne Bijous, heftige und wilde Schreie, die stark an die Seele schlagen und sie karessieren. Granadas Sturz ist so berühmt wie der Fall von Troja; die Romanze, die seufzen macht, prägt sich dem Gedächtnisse der Menschen, denen sie ein Zeitvertreib ist, ebenso fest ein, wie die Tragödie, die sie härter macht. El Rey Chico, der kleine König Boabdil, der Feigling, Verräter und Mörder, ist für uns halbverhüllt von den niederhängenden Zweigen dieses Oleanderbaumes, unter dem er sich versteckte an einem Tage, wo seine Soldaten tapfer für seine Sache starben. Wir haben nichts gegen ihn und verteidigen ihn, weil man ihm jadoch den Beinamen Zogoibi, den vom Missgeschick Verfolgten gegeben hat und da er unter einem Unglücksstern geboren war. Bei der Betrachtung des Tores, durch das er die Alhambra verliess, von dem er als allerhöchste Gnade erbat, dass es für immer

zugemauert werde, im Verfolg des Weges auf der Seite von San-Antonio-il-Viejo hin, den er eigens bauen liess, um in das christliche Lager zu fliehen, ohne mit seinen Mauren zusammenzustossen, da sagt man sich: um so am Dasein zu hängen, muss dieser Schattenkönig unvergleichliche Wollüste gekannt haben.

Um diese Atmosphäre reinster Romantik zu kompletieren, machte Delrio seine kleine Schwester auf das Porträt der Maria von Neuburg aufmerksam, ein etwas aufgedunsenes Gesicht, wie oft in Österreich, und die mit ihrem Finger auf eine Blume zwischen ihren von der Zeit verblassten Brüsten zeigt. Währenddem atmete die Pia selber den Duft einer Teerose ein, die nach Sumpfwasser roch und Traurigkeit ausströmte.

Allen Besuchern schenken die Führer und Gärtner Blumensträusse; sobald die Sonne untergegangen ist und die Parasiten sich entfernt haben, sind diese ungeheueren Blumenspaliere ihres Glorienscheines beraubt, aber in ihrer geheimnisvollen Einsamkeit, zur Stunde, wo der magische Mond die Alhambra besucht, während die fleischvertilgenden Engländer auf den Hotelklavieren klimpern und zueinander sagen: „beautiful", da fassen die Rosen wieder Mut und denken immer, dass Lindaraja am nächsten Morgen den Wohlgeruch von tausenden von ihnen nötig haben wird und sie erblühen aufs neue. Die Loyalität und die Verschwendungssucht der Rosen von Bätika sind ohne Ermüden.

Die drei Reisenden beschlossen den Tag mit einer Wagenfahrt zum Gebirgspasse von Alhendin, wo Granada dem Auge entschwindet, wenn man sich der Alpujarra zuwendet. Die Araber nennen ihn Fedj-Allak-Akbar, in Erinnerung der Worte, die Boabdil sprach, als er mit einem letzten Blicke auf seine Paläste ausrief: „Gott ist gross" und Tränen vergoss. Die Spanier nennen es: „El ultimo sospiro del rey moro". Die Mutter des Flüchtlings beschimpfte ihn: „Du tust gut daran, wie eine Frau das zu beweinen, was

du als Mann nicht verteidigen konntest". Aber ein Vezier sagte ihm: „Bedenke Herr, dass die Trübsal diejenigen erhöht, die sie mit Standhaftigkeit ertragen". „Ach", antwortete er, „welches Missgeschick kam je dem meinen gleich!" Gegen das Jahr 1851 fand man beim Abbruch der alten arabischen Häuser in Tlemcen eine Türschwelle von Onyx, welche die Grabschrift des jungen Königs trug. Sein Grabstein war von den Muselmännern aus Verachtung mit Füssen getreten worden; sie konnten ihm den Sturz des Islam in Spanien nicht vergeben. Die Feigheit und das Schicksal dieses Genussmenschen erregten das Mitgefühl der Pia, denn sie selbst hielt sich für schwach, und um derartige Herzensnöte ertragen zu können, hätte sie Chloroform verlangt.

Von der ganzen Reise schien dieser Tag dem Geschmacke des jungen Mädchens am meisten zuzusagen. Sie fand nichts, was übermächtig auf sie eingestürmt wäre und sie dem drückenden Zwange des Nachdenkens aussetzte in einem Alter, wo man es vorzieht, dem Herzen nachzugeben.

An einem Nachmittage besuchten sie die kahlen Hänge des Albaycin, wo in felsgehauenen Löchern, zwischen riesenhaften Kakteen, das ausgehungerte Volk der Zigeuner seinen Unterschlupf sucht.

Was für eine Romantik hat dieses schweifende Volk in die Welt gebracht! Sieht man diese jungen Mädchen vorübergehen, wird der Spruch, dass man nichts lieben kann, was man nicht achtet, zur plattesten Albernheit. Sie tanzen, flittergestickte Lumpen um die Lenden geschlungen, Glut in den langgeschlitzten Augen, die nicht sagen, ob sie Feind oder Freund sind. Auf allen Landstrassen Europas erwecken sie in der Seele der Arglosen eine Sinnlichkeit, analog jener zärtlichen und unkeuschen Träumerei, welche die Maler und die Dichter um die Herodias gelegt haben, die eine Blüte und ein Aroma ist.

Halb nackte Bettler beider Geschlechter erschienen

am Eingang der Höhlen. Sechs kleine Mädchen gingen, rückwärts schreitend, vor den drei Besuchern her, legten ihre Hände auf ihre etwas dicken Mäuler und wiederholten immerzu gegen die Pia gewendet: „Bonita caramella“. Süss wie ein Bonbon! Die Pia, etwas ängstlich, dass sie ihre Kleider mit den Fingern berührten, wollte sich in eine Kirche flüchten; aber mit der allergrössten Schnelligkeit veranstaltete die Älteste, die wohl acht Jahre zählen konnte, auf dem köstlich kühlen Kirchenvorplatz einen ganz seltsamen Tanz, wobei Freiheiten junger Tiere beinah frauenhafte Hüften zur Schau stellten. Verwirrende Phantasie, diese habgierigen Kinder einen ketzerhaften Zorongo im frommen Halbdunkel tanzen zu sehen! Aber das Unheimliche bei der Sache und das unvergessliche Zeichen waren die auf Lucien und Delrio gerichteten zu glänzenden Pupillen und das Augenzwinkern, das in dem kleinen Mädchen schon die alte Kupplerin verriet. . . Längs des Fussweges plagten diese schlechten Kinder die drei jungen Leute unablässig mit ihrem Geschrei und ihrem schwindelerregenden Herumspringen auf den glühenden Kieselsteinen, immer die Hand ausgestreckt, und um verständlich zu machen, dass sie fortgingen, wenn man ihnen etwas schenkte, verflochten sie in ihre Forderung den Ausruf des Unwillens, den ihnen schon so oft geärgerte Fremde hingeworfen hatten: „Fünf Centesimos und macht, dass ihr weiterkommt! . . . Fünf Centesimos und macht, dass ihr weiterkommt!“

Es war sechs Uhr abends; das Scheiden eines sieghaft strahlenden Tages; aber die Natur lässt uns, wenn sie diese Herrlichkeit erreicht, ihre unerbittliche Gleichgültigkeit für unsern Jammer allzusehr fühlen; sie steigert unsere Vereinsamung. Zudem hatte das hässliche Augenzwinkern des unbekannten Zigeunerkindes von Granada das junge Mädchen in verschleierter Weise, aber genügend, um ihr das Herz zusammenzuschnüren, auf die Verwirrungen des Verlangens und auf Demüti-

gungen gewiesen, die gewisse dunkle Triebe unseres Blutes mit sich führen.

Wenige Tage später, als die Pia wieder das Tal von Genil emporstieg, nicht weit von dem denkwürdigen Platze, wo der harte Sieger den Schlüssel aus den Händen des kleinen Königs Boabdil empfing, feierten auf dem gegenüberliegenden Berghange fünfzig schrille Kinderstimmen die allerreinste Jungfrau. Längs des Zigeunerviertels zog eine Prozession. Die Pia erkannte die kleinen Bettlerinnen. Umsonst schrieen sie mit einer offiziellen Stimme in die Berge: „Maria . . . Ora pro nobis, Maria“, das Echo wiederholte: „Merito, senora, cinco centesimos“.

Für gewöhnlich pflegte Delrio die beiden jungen Leute nicht zu begleiten. In den Höfen und auf den mit Bäumen bepflanzten Terrassen der Alhambra fühlte er die höfische Atmosphäre, aber nichts was vom Besucher einen höheren Seelenstand verlangt hätte. Er hatte die Empfindung, in einem Bijou zu lustwandeln. Diese Art Schönheit fesselt die Seele an Kleinigkeiten. Er zog es vor, einige Zeit des Morgens und des Abends in der Alameda unter einem blühenden Magnolienbaume zu verbringen.

Eines Tages, morgens um neun Uhr, wenn die Frische vergeht, trafen ihn die beiden jungen Leute unter diesem wunderbaren, in herrlicher Kraft schimmernden Baume, der Wohlgerüche aushaucht, eine Vereinigung der Rose, der Narzisse und der Orangenblüte. Neben der Bank, auf der er es sich bequem machte, war ein Leierkasten von einem orientalischen Esel gezogen, den ein guter Hund und zwei kleine Knaben begleiteten; der eine drehte die Kurbel der Drehorgel, der andere die Ohren des Tieres. Als Lucien und Pia sich darüber freuten, dass Delrio so vergnügt war, sagte er zu ihnen:

— Meine kleine Schwester, diese Kinder, der Hund, und das Lied in dieser sonnendurchflimmerten Luft, das alles bereitet mir eine ganz makellose Freude, eine Reinheit des Geniessens, die dem Gefühle gleichkommt,

das ich von deiner zärtlichen Freundschaft habe. Meine Befriedigung ist vollkommen, wenn ich in deinen Augen, wo ich Tränen zu sehen fürchtete, etwas vom Ernste des Eskurials wiederfinde, den du zweifellos bereits vergessen hast.

Die Pia schwieg mit betrübter Miene, weil er es für möglich hielt, dass sie die verworrenen Dinge, die sie gemeinsam empfunden hatten, hätte vergessen können.

Am Tage der Abreise begaben sich Pia und Lucien zu den Wagen, wobei sie den kleinen Esel vor sich her trieben, der so mit den allerschönsten Magnolienzweigen beladen war, dass er wie ein Tulpenbündel aussah, wie eine wandelnde, balsamisch duftende Kugel.

— Wir haben, sagten sie, eine um die andere deiner Lieblingsblumen von dem Magnolienbaume abgeschnitten, weil sie die berauschendsten und allergrössten sind und bringen sie dir dar als Symbol der Herrschergewalt und des Feuers, die in dir sind.

Er erkannte wohl ihre freundschaftliche Absicht, aber eine gewisse moralische Unbefangenheit hatte ihnen jene subtileren Gefühlsäusserungen noch vorenthalten, mit denen man heimlich die Banalität eines mondänen Lebens umgehen muss. Ihm wäre es lieber gewesen, der Faden seiner Erinnerungen hätte sich in Granada an etwas Freudiges geknüpft und nicht an einen verstümmelten Baum.

Die weissen Kelche der grossen Blumen, die sie mitnahmen, fleckten sich mit dem Tode. Unter dem Zwange des Leidens entfalteten sich noch einige Blumenknospen. Diese fleischrosa-verfärbten, abgeschnittenen Haufen machten den Eindruck der allertraurigsten Zerstörung und des höchsten Leidens.

Sie reisten zwei Tage im Wagen, um durch Ermüdung sich das Land noch näher zu bringen; sie nahmen sich vor, von Jaen aus mit der Eisenbahn nach Toledo zu fahren.

Bei der Ausfahrt aus Granada jagten ihre mit allen Glöckchen Spaniens gezierten Maultiere einen Mücken-

schwarm auf, der die Bettler der Cartuja belagert hatte. Die grosse Julihitze begann; um diese Jahreszeit rieseln die geschmolzenen Schneemassen mit doppelter Kraft in die Stadt und ihre paradiesischen Gärten nieder. Die Feigenbäume mit den glänzenden Blättern, die bescheidene Olive, der Weinstock, alle Gattungen Obstbäume vermischen sich mit den grossen Gewächsen der heissen Zone, unter denen selbst das Zuckerrohr nicht fehlt. Unter den glitzernden Türmen der Alhambra ist die grüne Vega, von blauen Bergen umgeben, wie ein Smaragd in einen Saphyr eingefügt. Aber als unsere Reisenden die Sierra Elvira erklommen, bot diese ihre roten, zerklüfteten Abhänge dar, von der Sonne zu Staub zermürbt, bedeckt von den kriechenden Zweigen der Capernstaude. In den Felsenspalten streckten Agaven ihre unbeweglichen und bläulichen Blätter dem glühenden Himmel entgegen, Salbei und Cistusrosen hauchten ihren Geruch aus. Die Pferde rasteten bei der Venta del Zegri, von der aus man die kühlen, klaren, riesenhaften Gruppen der Sierra Nevada überblickt. Am Ende des Engpasses Puerto Carretero fanden sie in der kleinen Stadt Campillas de Arenas ein erbärmliches Nest für die Nacht. Am nächsten Tage ging es durch ein felsiges, endloses Tal, dessen klaren, tosenden Bach zeitweilig lange Linien von enormen Oleanderbäumen beschatten; öfters aber noch bedecken in seltenen Flecken nur Fenchel und Ginster die glühenden Abhänge. Sie erreichten Jaen la Moresca, das Granada fast gleicht, ganz mit weissem Kalk getüncht und wie eine Seemuschel auf die Abhänge eines rötlichgelben Berges gestülpt, an dem schreckhafte alte, grün umsponnene Mauern emporklimmen. Noch ein dritter solcher Rastplatz und die Pia wäre krank geworden.

Schweisstropfen auf der zarten Stirne, vertrocknete Lippen, vom Durst gequält, die Schlaffheit eines jungen Körpers, der trotz der Stösse des Wagens zu schlummern versucht, diese ganze Ordnungslosigkeit der Natur

in einem noch mysteriösen Wesen und auf einem Angesichte, dessen schöne Augen noch niemals im verdächtigen Schimmer des Verlangens erglänzten, das ist genug, um uns zu verwirren und unsere Gedanken an die Geheimnisse der Schönheit zu führen.

III. WENN EIN JUNGES WEIB DIE LEERE IHRES HERZENS UND IHRER HÄNDE FÜHLT.

Als alle drei wieder nach Toledo gekommen waren, musste Delrio Geschäfte halber für drei Tage verreisen. Damit die Pia nicht ein Dornröschen werde, und um die Sorgfalt zu verdoppeln, unter der sich eine Seele bereits zu bilden begann, wählte er fünf oder sechs der allerromantischsten Stücke des spanischen Theaters aus und bat Lucien, sie selbst zu lesen und sie dann ihrer Freundin vorzulesen im dufterfüllten Schatten der inneren Höfe oder angesichts Toledos in den günstigen Abendstunden, wenn ein junges Weib die Leere in ihrem Herzen und in ihren Händen fühlt.

Sie liebte den ‚Glücklichen Ruffian' des Cervantes, eine Art verwilderten, verbrecherischen Don Juans, der sich bekehrte und ein so grosser Heiliger wurde, dass er zwanzig Jahre später in Mexiko an das Bett einer Kurtisane, seiner ehemaligen Geliebten, gerufen, dieser in aller Form seine Tugenden und guten Werke zediert und die Sünden, die sie beschweren, auf sich nimmt, so dass ihre Seele in den Himmel fährt, er aber von neuem ein Leben der Reue und Busse beginnen muss; — die ‚Tote Königin' von Luis Velez Guevara, eine unendlich traurige Begebenheit, die sich in diesem kleinen Hause von Portugal abspielt, wo sich inmitten von Blumen und grossen Bäumen die naive Sinnlichkeit eines jungen Weibes entfaltet, das ein Greis grausam zum Tode verdammt, den er mit ihr beweint; — ‚Der

Arzt seiner Ehre' von Calderon, in der uns die harmlose zum Unglück bestimmte Mencia als eine so rührende Gestalt entgegentritt, Nachts, in der Laube ihres Gartens, mit ihren Frauen, welche die Gitarre spielen, währenddem, o Gott! der Eifersüchtige und der Wüstling nahen, durch den sie stirbt; — ,Treu bis in den Tod' von Lope de Vega — Geschichte des jungen, ungestümen, zärtlichen Mazias, dessen Treue das Sprichwort unsterblich machte: „Enamorado coma Mazias", der seine Geliebte trotz aller Hindernisse anbetete, selbst als er in der ersten Nacht, nachdem sie seinen Rivalen geheiratet hatte, durch die Türe ihre gemeinsamen Seufzer vernahm; — endlich der ,Aus Unglauben Verdammte' von Tirso de Molina, wo unerbittlich gelehrt wird, das Tun zu verachten und nichts sonst Wert zu geben als der inneren Begeisterung, denn man sieht da einen Anachoreten nach zehn Jahren der Busse und Kasteiung mit einem Schlage die Gnade verlieren und dafür der Verdammnis anheimfallen, während ein Bandit besudelt mit Schändung, Gotteslästerung und Morden, die Vergebung erlangt durch einen Schrei des Glaubens in der Todesstunde.

Diese brennenden Schilderungen der Liebe und des Katholizismus interessierten die Pia, ohne jemals ihre Vernunft zu verwirren, denn ihr Herz schlug ebenso rasch als das Herz dieser Männer und Frauen, und ihre Phantasie überflog, wie jene der Helden in den Dramen, fünf, sechs Gedankenassociationen, um zu den letzten Dingen zu kommen. Woher hatte sie dieses Gefühl des Sichaufgebens, dieses sich dem Schicksale Unterordnen, das die Lehre von der Gnade rechtfertigt und das ich im spanischen Gehirn als ein augenscheinliches Überbleibsel des orientalischen Fatalismus ansehe? Sie befriedigte den ihren mit diesen Dramatikern. Vielleicht waren auch ihre zwanzig Jahre nicht so sehr in Schlummer befangen, dass sie dem Erwachen ihrer Sinne entgangen wäre.

Simone konnte eines Tages Psyche sein, die eine

Fackel anzündet, um den schlafenden, nackten Amor zu betrachten. Ein sinnlicher Affekt, der den Gedanken an etwas Abstossendes nicht aufkommen lässt, weil wir darin nur eine nachgebende und ungezwungene Geste sehen.

Eines Abends, als sie nach solcher Lektüre von ihrer Einsiedelei aus die Berge von Toledo betrachteten, ein Blick, nie satt zu bekommen, fühlten diese Kinder, unter einem stummen Himmel von Leidenschaft ganz umschlossen und gehalten, das unwiderstehliche Verlangen, ihrer Einsamkeit zu entrinnen und all dem Schönen entgegen zu gehen, sich damit zu vermengen, teilzunehmen an dieser Wollust, von der ausgeschlossen zu sein ihre Herzen bedrückt waren.

Auf der Tajobrücke blieben sie stehen, um die Kühlung, die da aus dem Schlamme aufsteigt, zu atmen, und klommen dann langsam die spitzkieseligen Gässchen zur Kathedrale hinauf.

Von dieser hohen Terrasse aus hat man immer dieses Erhabene, das niemals die Seele sättigt, da es sie mit seiner Fülle weitet ins Unendliche.

Toledos Erde, Fels, Vegetation machen trostlos durch ihr Elend, und doch ist es ihr Stil, im Beschauer jeden gewöhnlichen Gedanken zu unterdrücken. Und dann, dort unten, da ist der Fluss, wie ein schwerfälliges Schlangenkriechen des Fiebers, und sind die Ruinen der Vorstadt von Antequerela, ebenso aufregend für die Phantasie wie das Geheul und der Geruch der Hyänen in den Friedhöfen des Orients.

Durch Castiliens Schroffheit geht ein langer Seufzer Andalusiens! Über dieser zugleich maurischen und katholischen Stadt vermählen sich die Düfte, die aus der Sierra aufsteigen, mit dem Geruche der Wachskerzen, der sich aus den Kirchen stiehlt. Die Sensationen des Eskurial und der Alhambra schwellten gleichzeitig Pias Brust, und aus ihrem equivoken Gemisch, das weit davon war, sich gegenseitig abzuschwächen, sogen sie die Gewalt, die Trauer widerstreitender Leidenschaften.

Was wäre, wenn die Pia sich in dieses Häuserlabyrinth hineinwagte, wo jede Türeinrahmung eine Inschrift gegen die Pest und das Unwetter trägt, noch dazu bei Nacht, wenn leichenfarbiger Mondschein die Totenstille erhöhte! . . Nie werden wir die plötzlich auftauchenden Lichter der Mönche vergessen, die sich morgens gegen zwei Uhr hin und herbewegten, während ihr schauerliches Singen, von der Orgel verstärkt, hinter grabesdüsteren Mauern aufstieg. Etwas weiter entfernt klangen himmlische Klagen aus Santo Domingo el Real, dem Kloster der Karmeliterinnen, in dem die heilige Therese an Neuralgien litt. . .

Pia und Lucien betraten die Kathedrale, die der prächtigst möblierte Raum der ganzen Welt ist.

Eine grosse Kupferplatte, die ich in der Kirche von Toledo mit Füssen trat, scheinen sich gewisse Geister in ihrer Unruhe beständig vor Augen zu halten, sie trägt nichts als die Worte: „Hic jacet pulvis, cinis et nihil". Hier ruht Staub, Asche und Nichts. Sie liess ihr Herz höher schlagen als irgend ein Wort von einem Dichter. Das Gotteshaus verkündet uns durch die Stimme des Toten, der keinen Grund mehr zu lügen hat, die grosse verborgene Wahrheit und schrieb sie auf eine Platte, damit, letztes Raffinement, alle Menschen darüber hinwegschreiten müssen! Bin ich denn sicher in dieser Überfülle von Pracht, nach der immer meine Sehnsucht geht, ob dieser sublime Ton, der Toledo glänzend machte, dass ich es ewig lieben muss, nicht aus diesen drei trockenen Worten pulvis, cinis, nihil gemacht ist, aufgerafft von meiner Jugend, die nur ein lang währendes Träumen war?

Es wäre schwer für ein junges Geschöpf, nicht deprimiert zu sein, wenn es sich auf einen solchen Stein der Wahrheit niederkniet. Glücklicherweise hatte die Pia für ihre einsamen Besuche hinter dem Altarbild der Capilla Mayor in dem Transparento kleine Marquisen aus weissem Marmor gefunden, in lange Nachthemden gehüllt, — die Schwestern einer heiligen

Theresa des Bernini, die man in Santa Maria della Vittoria in Rom sieht — und in ihnen ihre eigenen älteren Schwestern. Es kam ihr vor, als lebte sie in Familiarität mit ihnen und als machte es ihnen Spass, sich vor ihr auszukleiden. Diese Figuren, die einzigen churrigeresken Stiles, die man in diesem düstern Bauwerk findet, gaben ihr oft einen Halt; dank ihrer Gegenwart konnte Pia gerade wie eine Infantin, die von ihren Damen umgeben sich den Eskurial anzupassen vermochte, die Grösse, die Höhe und die Tiefe dieses Ortes ertragen.

Heute kann sie, da Lucien zur Seite mit ist, ihrer graziösen Beschützerinnen entbehren; sie schreitet geradewegs auf den Stein zu, in dem sich die Fussspuren der Jungfrau Maria eingeprägt haben. Vor dem glitzernden Feuer der Saphyre, Rubinen und Perlen, unter dem Scheine der ewigen Lampen kniet sie nieder, um sich ganz der Sensation hinzugeben, inmitten dieser Kostbarkeiten ein ganz niederes Wesen zu sein, eine arme, kleine, in der weiten Welt verloren gegangene Perle.

Aber mit der Zeit litt Lucien, als er sah, dass er inmitten dieser Dinge prunkenden Geschmackes deplaziert sei, während seine Freundin einer der tausend Edelsteine zu sein schien, die an der Glorie dieser Sonne von Schönheit mitarbeiteten: z. B. einer der kleinen Türkisen, die am Fussgelenk der Maria grünten.

Auf sie zugehend sagte er: „Meine Königin, Sie verachten mich!“ Da sah er, dass ihr Gesicht nass von Tränen war, was ihn so stark erschütterte, dass er seine Lippen auf die des jungen Mädchens drückte, und ohne dass sie ihre jungfräuliche Reinheit verlor, vergingen diese beiden armen Kinder in küssender Ohnmacht.

Aber auf einmal weckte sie das Gefühl ihrer wahren Liebe auf. Sie fühlte ganz dumpf und verzweifelt, dass sie von ihrer wirklichen Bestimmung abgewichen war; diesen Wonneschauer, den alle Spanierinnen rechtfertigten oder verlangten, hätte sie nur in den

Armen ihres Bruders und eigentlichen Herrn völlig harmonisch empfinden können.

Vierzehn Tage lang verblieb sie, ohne dass ihre Fähigkeit zu leiden nachliess, in einer kraftlosen, niedergeschlagenen, finsteren Verfassung. Alle ihre Glieder schienen ihr abgestorben, aber ihr Geist wachte: sie fühlte sich erstarrt und gelähmt bis auf eine Stelle, ihr Herz, das eine unmögliche Leidenschaft überempfindlich machte. Trotzdem sie nicht imstande war aufzustehen, mit welchem Elan würde sie, mit Aufwand aller ihrer Körperkräfte sich auf den Ausweg geworfen haben, den sie gesehen hatte!

Als Delrio, der eilig zurückgekehrt war, sich über das Bett der Fiebernden beugte, bekam sie furchtbare Schüttelfröste, einen Weinkrampf und dann, als man sie für einen Moment allein gelassen, brachte sie sich eine tötliche Verwundung durch eine Kugel bei. Es war so, dass man es nicht anders erklären konnte, als dass das exaltierte und gewissenhafte Kind nicht über die Überzeugung hinaus kam, dass ihr Glück nur in einer widernatürlichen Sünde gewesen wäre und sie sich diesem ihrem Schicksal nicht gewachsen zeigen könnte.

Ganz entsetzt von ihren Leiden verkauerte sie sich in ihrem Bette und antwortete nicht mehr als ein armer Hund. Delrio legte seine Hand auf ihr Herz und sprach ihr vom einen und andern, das sie erregt haben konnte, und als er den Namen Lucien aussprach, bestätigte ein stärkeres Klopfen seine Besorgnisse, ohne dass es ihm die Wahrheit mitteilte. Der Unsinnige! er glaubte, sie hätte sich ihm hingegeben, sie, die starb, weil sie geahnt hatte, für wen sie sich aufsparen wollte! Und beim Gedanken, sie habe Lucien bis zur Hingabe ihres Körpers geliebt, empfand er etwas, das ihn vielleicht zu einer kränkenden Äusserung verleitet hätte, wäre sie nicht im Sterben gelegen.

Erregt von dieser falschen Empfindung sprach er ihr von Lucien, aber in so unklaren Ausdrücken, dass

sie ihnen nur eine Anspielung auf den Kuss in der Kirche entnahm. Und als er andeutete, dass er wisse, welcher Leidenschaft sie den Tod vorgezogen habe, glaubte sie sich erraten.

O! wenn ich immer hätte lügen müssen, antwortete sie — ich hätte nicht weiterleben können. Wie glücklich bin ich, jetzt, wo du die Wahrheit weisst! So genoss sie die Süssigkeit eines Liebesgeständnisses. Aber er beharrte bei der Idee, es handle sich um Lucien. Ohne Zweifel, sagte er sich, besteht diese Sache schon lange! Und ganz laut: Ich danke dir, dass du mich belogen hast, ich danke dir, dass du mir durch deine Lüge ein glückliches Leben bereitet hast.

Die Umstände hatten an diesem Bette des Todes und der Liebe ein Missverständnis geschaffen, aber sein ganzes Benehmen als Bruder und Geliebter war dem jungen Mädchen ein Beweis seiner zärtlichen Gefühle, von denen er nicht ahnte, dass sie gerade an ihnen stürbe, und deren Geständnis er nicht hörte.

Wie schön war sie, seine Schwester, deren junger Körper sich unter den Betttüchern abzeichnete und bald glühend, bald fieber-erstarrt den Tod fühlte!

Er nahm sie in seine Arme und presste seine Lippen auf ihre zarten Schultern und er gab ihr mit zärtlichen Worten die letzten Tröstungen.

— Schweig, schweig, sagte sie ihm, deine Stimme allein ist es, die mich am Leben hält und ich will sterben.

— Du wirst sterben, meine geliebte Vollkommene, in meinen Armen wirst du mit dem Tode ringen. In diesen letzten Augenblicken vertrau mir deinen letzten Atemzug an, dass ich ihn in meinem ersten Seufzer der Trauer aushauche. Lass meinen Leib an dem deinen die letzte Wärme nehmen, dass ich damit deinen Leichnam noch für ein paar Stunden erwärmen kann. Nimm unter deinen Tränen mein Bild in deine Augen auf, dass ich über seinem Widerschein, den deine versiegenden Tränen verdunkeln, dir geliebtes Kind die Lider schliesse.

Aus einem Gefühl von Keuschheit und Liebe sagte sie zu ihm:

— „Fühlst du dich nicht abgestossen, mich zu umarmen, krank wie ich bin?...

Aber das mit einer Stimme, dass er antwortete:

— O meine schöne Nelke, die nun nicht mehr die melancholische Pia ist, seit deiner erstaunlichen und überraschenden Entscheidung, wie so sehr liebe ich dich, so blutüberströmt! und wie verlangt es mich nach dir unter dieser Blässe und Röte des Todes!

Und das ganz leise Stöhnen, das ihr die Wunde abrang, klang mit ihren halb erstickten Geständnissen zusammen, und sie drückte im Sterben die Hände ihres Herzensfreundes gegen ihre kleinen, blutbefleckten Brüste.

In der äussersten Anspannung aller Kräfte seiner Halbschwester erkannte Delrio das Geheimnis, das sie zu scheiden bestimmte, aber es war mehr ein Fühlen als ein Wissen. Eine vollkommene Klarheit ist ja immer nur in den Diskussionen durchaus nötig; dunkle Erlebnisse und Probleme, die auf die unklarste Weise gestellt werden, können ungemein fruchtbar für uns sein. Delrio fühlte von diesem Tode eine unvergängliche Wunde; das Andenken an die Pia gab seiner Seele etwas Konstantes und von nun ab ward er glücklicher, da er einen empfindlichen Punkt hatte, um den herum er seine Persönlichkeit gruppieren und festigen konnte.

Er bat seine Freunde, den Namen dieser Toten nicht mehr auszusprechen. Den aufgeworfenen Erdhügel, unter dem seine Pia ihrer vollständigen Vernichtung entgegenging, sollte niemand ausser ihm kennen. Dann verkaufte er die Villa unter der ausdrücklichen Bedingung, dass man ein Hotel daraus mache, damit diese Stätte durch jeden und jedermann profaniert und die Erinnerungen daran dem Universum zurückgegeben würde, auf dass niemand sie besitze.

Natürlich konnte er es nicht verhindern, dass die Kinder ausgiebigst über die Tote auf der Terrasse von San Juan de los Reyes sprachen. Aber das war nur

eine Affaire für ein paar Jahre. Die Kinder, die ein bewunderungswürdiges Unterscheidungsvermögen für die ernsten Dinge besitzen, nennen diese Kindereien, sobald sie zu grossen Personen heranwachsen. Es kommt nur dann anders, wenn ihre erste Neugierde, ihre ersten, überraschenden Eindrücke anstatt sich zu verwischen, sich zu einem poetischen Sinn wandeln, was übrigens sehr selten ist, denn es setzt die Vereinigung der allerhöchsten Intelligenz mit der stärksten seelischen Aufnahmefähigkeit voraus.

DIE ZWEI FRAUEN DES BÜRGERS VON BRÜGGE.

Zur Zeit der Renaissance lebte in Brügge ein reicher Bürger, den die grossen Gastereien, bei denen sich seine Landsleute unter plumpen Scherzen vollfrassen, nicht belustigten. Es hätte ihm Freude gemacht, seine Kunst als vortrefflicher Bogenschütze zu zeigen und als Schützenkönig ausgerufen zu werden, aber er fand kein wirkliches Vergnügen darin, von den Klatschbasen Brügges bestaunt zu werden. Auch war er seiner Frau ein wenig überdrüssig geworden, trotzdem sie jung und voller Hingabe war. Ihrem Bildnisse nach, das ich gesehen habe, glich sie einem dieser kleinen Memlinggesichter: gewissenhaft in allem, was der bescheidene Rahmen eines alltäglichen Lebens erfordert, aber gänzlich ungebildet und unerfahren in allen Leichtfertigkeiten und Leidenschaftlichkeiten der Liebe, die allein diesen melancholischen Nichtstuer hätten befriedigen können.

Aus diesen Gefühlen heraus gelobte er nach dem heiligen Lande zu pilgern, sowohl der frommen Taten wegen, die er dort verrichten wollte, als auch um sich zu zerstreuen.

Von unseren Träumen müssen wir immer etwas abziehen. Der Vlame kam nicht über Italien hinaus, denn da lernte er eine Frau von südlicher Schönheit kennen, die ihm deshalb ganz unvergleichlich dünkte, und die seinen eckigen nordischen Kopf auf ihrem nackten Busen hielt.

Sie war die Geliebte des Lorenzo von Medici gewesen und eine Nacht lang die des jungen Pico de la Mirandola. Deren Bildnisse, die sie später nach Flandern brachte, habe ich dort gesehen; sie befinden sich in Antwerpen im Hause Plantin. Lorenzo von Medici ist fett und finnig wie ein Zeichenlehrer und La Mirandola hat die regelmässigen eisigen Züge eines geckenhaften jungen Hebräers, linkisch und ganz Gehirn.

Parfümiert und in Seide gekleidet las diese Clorinde ihrem Geliebten den Ariost vor, dessen göttlich leichtbeschwingte Verse das Verführerische ihres Liebreizes noch steigerten und die Schwermut des jungen Mannes, die bislang mehr üble Laune gewesen war, wurde eine trunkene Traurigkeit.

Nachdem die Beiden ihre Barmittel erschöpft und selbst die Juwelen veräussert hatten, bat der Vlame, dem der Gedanke unerträglich war, sie könnte einst fern von ihm alt und elend sein, sie möchte ihm nach Flandern folgen, wo seiner der Überfluss harrte. Clorinde, die ihren geliebten Barbaren im Genusse aller schönen und guten Dinge unterrichtet hatte, hatte darüber verlernt, sie selber zu begehren, und nur eines wäre ihr hart angekommen: sich von dem Geliebten zu trennen. Also folgte sie ihm in diese trübe Verbannung. Aber je weiter sie reisten, desto trauriger wurden sie, denn die Natur wurde immer ärmer, und sie wanderten in den Winter.

Als Brügge in Sicht kam, wurde es beiden klar, dass ihre Ankunft dort einen Lebensabschnitt bedeute, der das Ende ihrer Jugend sei. Ein blasser Mittagssonnenstrahl aus schwerem grauem Himmel fiel auf die kühle Landschaft, und das Herz der Frau zog sich schmerzlich zusammen, denn sie hatte Furcht, er könnte sie weniger lieben als seine rechte Frau und sie wieder heimsenden. Und er sah die ihm von Kindheit auf vertrauten Bilder wieder und wurde wehmütig bei dem Gedanken, dass er einst sterben müsse. Sie kamen zu dem Quai du Rosaire und rasteten oberhalb des kleinen Teiches, der die roten, niedrigen, manchmal ockerfarben schimmernden Ziegelsteinhäuschen bespült. Des trübseligen Gewässers fiebriger Geruch erinnerte sie an das Paradies Venedig. Sie schauten auf den melancholischen Wasserspiegel, am Rande von Beginengras umsäumt, wie es auf den alten Steinen wuchert, und ihr Gedanke ging mit diesem kalten Wasser, verlor sich mit ihm unter den dunklen Ge-

wölben. Über dem bizarren Wirrwarr dieser niederen kleinen Dächer hingen die Wolken so tief, dass der Glockenturm von Notre Dame sie zu berühren schien. Damals wohl wie heute streckte die Schenke „Zur Kuh“ ihre leichte kleine Terrasse, von dünnen Säulchen getragen, über das Wasser. Vielleicht auch spielte man damals schon eine traurig armselige Musik auf dem kleinen Fischmarkt, wie ich sie dort hörte.

Er wendete sich der bebenden Clorinde zu und sagte: „Nachdem ich nun mit dir wieder in diese Gegend heimkehre, die ich verliess, ehe ich dich kannte, möchte ich dir, vielliebe Freundin, aus tiefstem Herzen sagen, wie viel ich dir schulde. Deine Güte gegen mich, den ungeleckten Bären, war so gross, dass ich von Dankbarkeit erfüllt bin“.

Da überkam sie Rührung. Feinfühlig, wie sie für alles war, was das Lächerliche hätte streifen können, kamen ihr die Tränen in die Augen und sie erwiderte:

„Wie kommt es, mein Freund, dass Ihr manchmal so hart und, ich kann es Euch wohl sagen, oftmals sogar ein wenig derb, dann wieder so zarte Dinge zu sagen wisst, dass Euch darin keiner gleichkommt. Es liegt mir an niemand in der Welt etwas, ausser an Euch, dessen seid versichert.“

Und sie küssten sich, weniger wie Liebesleute, als wie Bruder und Schwester von gleicher Art, allzeit bereit, für einander zu sterben, und überzeugt, dass das wahre Leben nicht das eigene, sondern nur das im anderen sei.

Unterdessen waren sie an das Haus des Vlamen gekommen, dessen Frau aufrichtig erfreut über seine Heimkehr war; und trotzdem es ihm leid tat, ihr Vertrauen so schlecht gelohnt zu haben, quälte ihn der Gedanke weit grausamer, was seine schöne Freundin leiden müsse, die nur einige Schritte abseits auf das Paar hinschaute. Er machte nun eine mit der anderen bekannt.

„Mein liebes Weib, umarme diese Fremde, denn sie

ist das grösste Glück meines Lebens. Sie ist eine Ungläubige, die ich auf meinem Kreuzzuge bekehrt und mit mir gebracht habe, dass sie nicht fern von mir wieder ihren alten Götzen verfalle."

Alsbald verbreitete sich in Brügge das Gerücht, dass der vornehme Pilger eine Ungläubige bekehrt und mit sich gebracht hätte, und die ganze Bevölkerung bereitete eilends ein Festgelage, an dem er den Ehrenplatz einnahm; und ihm zur Rechten sass die Fremde, zur Linken sein Weib. Es machte ihm grosse Freude, zu sehen, wie sehr man die glänzende Schönheit seiner Geliebten anstaunte, aber beide waren sie in Gedanken versunken, so dass sie den Anwesenden wie zwei Heilige vorkamen.

Als nun die Stunde zur Ruhe schlug, sagte ihm seine Frau, die viel von ihrer Heiterkeit verloren hatte, als sie ihn während seines Kreuzzuges beweinte, mit ernster Würde: „Meine Reize sind fast entschwunden, und ich habe mich der Ehefreuden so sehr entwöhnt, mein Gebieter, dass ihr mein Lager nicht teilen sollt. Gern will ich der als Magd dienen, der ihr das Paradies erschlossen habt, und sie soll die Nacht mit mir verbringen".

Clorinde, die darüber zitterte, sie könnte die Nacht allein sein müssen, während ihr Angebeteter in den Armen seiner Frau ruhte, stimmte diesem Vorschlage unendlich beglückt bei. Er half den Frauen beim Entkleiden und bestieg selbst das zweite Ruhelager im gleichen Gemache.

So lebten sie nun zu Dreien, und oft in den langen flandrischen Winternächten, wenn es arg kalt war, kam eine oder die andere seiner beiden Frauen zu ihm und gab ihm Gesellschaft.

Brügge ist von Bäumen umschattet und spiegelt sich in seinen Kanälen, über die ohne Unterlass der Nordwind braust und das Glockenspiel klingelt. Wenn die halb erfrorenen Schwäne lautlos die Quais umschwam-

men, dachten sie daran, dass Brügge auf seinen Kanälen diese eisigen Schwäne, Venedig aber liebeglühende Frauen trägt. Beide liebten sie es, wenn die Nacht ihre Schatten über die allzu kleinlichen Zierlichkeiten vlämischer Kunst breitete und nichts sonst bestehen liess als den grossartigen Schwung der architektonischen Massen. Auf dem grossen Marktplatz verwandelten die Abendschatten den vereinfachten Wachtturm in eine feudale Florentiner Feste, und dann gedachte Clorinde jener kühnen Männer, die da unten solche harte Paläste bewohnten und sie die ersten in ihre jungen Arme geschlossen hatte, und er erinnerte sich der widerstreitenden Regungen, die seine Seele ergriffen hatten auf dem Steinpflaster der toskanischen Strassen. So konnten sie ihrer schönen Tage in Italien niemals ohne schmerzhafte Trunkenheit gedenken.

Nicht als ob sie im ganzen jene Zeit den Stunden vorgezogen hätten, in denen sie langsam im Nebel der Nordsee entlang wandelten, oder den Abenden, die sie im Hause hinter den Fenstern mit den goldenen Reflexen der Rue aux Oies verbrachten. Aber ihrem Charakter konnte dieses mittlere Dasein nicht genügen, während es die Vlämin befriedigte, wenn sie ihnen ein leckeres Mahl bereitet oder das Haus gut durchwärmt hatte.

Da starb Philipp an einem Herzleiden, und seine zwei Frauen taten, wie man in Brügge sagte, allen leid. Aber wenn auch seine Gattin ihrem Schmerz mächtig Ausdruck gab, er konnte sich mit dem der Ungläubigen nicht messen. Sie verlor den, der sie die Wahrheit kennen gelehrt hatte.

Die schöne Frau trat in das Kloster der Redemptoristinnen ein, die das Volk die roten Schwestern nennt, weil ihre Hemden und Strümpfe aus roter Seide sind. Zur Busse verurteilte sie selber ihren schönen Leib, sich nur mit Seide zu umhüllen, gerade, um dadurch

die Wollüste zu sühnen, die sie einst genossen, ehe sie die Arme ihres Verstorbenen umschlossen hatten. Bei jedem Schritte mahnte sie das Rauschen der Seide an ihre schlimmen Sünden. Man sagt, sie hätte als die erste zu sterben sich gesehnt, um, wenn auch nur kurze Weile, allein mit ihm im Grabe zu ruhen.

Die andere Frau lebte viele Jahre zurückgezogen in einem Beginenhause. Ich habe ihr Andenken dort aufgesucht. Nichts vermag besser als dieser feuchtwarme Klang des Wortes „Begine“ das Bild der schlammgetrübten Gewässer hervorzurufen, diese entlaubten Weiden, den blassen Sonnenschein, der das grelle Rot der Ziegeln dämpft, den silbernen Klang des Glockenspiels, den sanften Hauch des Meeres und die Verlassenheit dieses umfriedeten Asyls, in dem sie ihr armseliges Leben weiter führte, das ja nie mehr als ein halbes Leben gewesen war. Weder die Verlockungen der Sinne, noch der lärmende Streit der Welt dringt über die niederen Häuser in diese Verlassenheit. Aber dass Liebe und Wahn die Welt erfüllen, hat sie es denn je gewusst? In ihrem Gemüte blühte nie etwas auf, das reicher gewesen wäre als das Gras im unregelmässig viereckigen Hofe des Beginenklosters, den ganz gerade Pfade durchkreuzen und in dem dünne hohe Pappeln gleich Osterpalmen emporstreben.

Nach den letzten Wünschen des Mütterchens auf dem Totenbette sollte ihre Ruhestätte zu Füssen der Ihrigen sein, und niemand wunderte sich darob, denn im Munde der Leute galten sie für Auserwählte. Auch wollte sie, man solle ihr eigenes Bild auf dem Grabstein an jene Stelle setzen, wo sonst der treue Hund seinen Platz findet: zu Füssen des Herrn. Aber soviel Demut schien den Zurückgebliebenen übertrieben und ging der Familie gegen das Gefühl. Darum sieht man in der Kirche die drei dicht nebeneinander liegen, und sie halten das Spruchband, auf dem die von ihr selbst bestimmten Worte zu lesen sind: „Marta, Marta, du

hast viele Geschäfte, Maria hat den bessern Teil erwählt".

Ich erhebe Einspruch gegen die lässige Erfüllung ihres letzten richtigen Willens. Ich widersetze mich dieser beleidigenden Gleichstellung, zu der man sie gegen ihren Willen emporhob. Möge alle Welt das Lob der armseligen Primitiven singen, aller Memlings und aller kraftlosen Tugend, ich preise die italienische Herrlichkeit, die Leidenschaft, die nicht schläft und die Gesten der Leidenschaft hat: der wirkenden Leidenschaft.

Ginge es nach mir, die zur Magd Geborene müsste in alle Ewigkeit zu den Füssen ihrer Gebieter ruhen. Gott hätte in Flandern keine Seele geboren werden lassen, aus der er eine Venezianerin hätte schaffen können. Die kleine Vlamin begnüge sich mit der allgemeinen Achtung! Wir aber lieben und ehren nur die teuere Redemptoristin. Und wenn mich im Beginenstifte Rührung erfasste, so war es nur, dass ich mich aus der Armseligkeit zu noch heisserer Bewunderung der unbegrenzten Grösse einer zärtlichen und alles schmückenden Leidenschaft wandte.

EINE LIEBE VON THULE.

Im Lande von Thule, ins Wasser warf ein König seinen goldenen Becher, um das Wasser sich kräuseln zu sehen und um zu seufzen.

In ihrer Heimat Sevilla erregte Violanda Ärgernis durch ihre Schönheit und ihre Unbesonnenheiten, denn sie hatte mit zwanzig Jahren die romantische Schrulle, die schönsten, klügsten und vornehmsten jungen Männer ihrer Bekanntschaft wie eine Schwester zu lieben. Sehr mit Unrecht glaubte sie, dass vornehme Gefühle und ein einwandfreies Benehmen es erlauben, alle böse Nachrede zu verachten. Infolge einiger Affronts verliess sie Spanien, nachdem sie sich vorher mit einem jungen Franzosen verheiratet hatte, dem diese Ehe die Laufbahn verdarb und die Gesundheit zerstörte.

Drei Jahre lang reiste das Paar, wohnte dann in Paris und als sie ihr fünfundzwanzigstes Lebensjahr vollendete, wurde sie Witwe.

Gar nicht gerne hatte man sie in der Familie ihres Mannes aufgenommen, denn trotz ihres schönen Namens waren diese Leute von so spiessbürgerlicher Gesinnung, dass sie in jeder Fremden eine Art Rastaquouère witterten, und Violanda war nicht danach angetan, ihnen Vertrauen einzuflössen. Als sie so allein stand, boten sie ihr keinerlei Halt in der Gesellschaft, wo ihre seelische Generosität, tausend Gerüchte aus Spanien und ihre unnachahmliche Grazie ihre Stellung in sehr kurzer Zeit unhaltbar machten. Ausserdem kam noch dazu, wie es das Glück dieser Jahre ist, dass sie die Huldigungen eines jungen Mannes nicht zurückwies.

Über ihr Verhältnis zueinander erfuhr man nichts Bestimmtes und man benützte das wie gewöhnlich, um das Allerschlimmste anzunehmen. Das entsprach der Wahrheit. Das Wesentlichste ist, dass während der Zeit

dieser Liaison, die acht Jahre lang dauerte, eines zum anderen sehr taktvoll und delikat war. Wissentlich bereiteten sie einander niemals Verdruss, im Gegenteil, sie wurden aneinander vornehmer, indem sie sich bewiesen, dass es in dieser Welt nicht nur Gemeinheit und niedrige Gefühle gibt. So lebten sie, er klarsehend, müssig, aufmerksam und dankbar; sie hochfahrend und launenhaft mit den Gleichgültigen, zärtlich und hingebend für ihn. Nicht einen Moment gelüstete es sie nach der Ehe; die würde ihre ohne Formalitäten angenommenen Gewohnheiten in Pflichten kompliziert haben.

Sie trafen sich in Gesellschaft, im Theater, bei den Rennen, und beinahe jeden Tag verbrachten sie lange Stunden in engster Gemeinschaft in ihrem Appartement der Avenue Montaigne. Unmerklich glitt die junge Frau aus den Kreisen der besten Gesellschaft in die der Herrenwelt, und schien es zufrieden. Und er wurde es nicht müde, sich von ihr die Abenteuer, die sie in Sevilla und auf ihren Reisen gehabt hatte, erzählen zu lassen.

Sie erzählte ihm von den Eseltreibern Afrikas, den schönen Früchten Andalusiens, dem Klima der Balearen; sie fand Italien im Vergleiche zu ihrem kahlen Spanien etwas farblos, hasste England, und in Mitteleuropa hatte ihr nichts Eindruck sonst gemacht als die Sommerabende in den Restaurants von Karlsbad, wenn die Zigeuner spielen. Alles das gefiel ihm, und er genoss das Pittoreske und die Deutlichkeit ihrer Eindrücke, die sie ihm im Tone eines zufriedenen Kindes erzählte.

Sie gefiel sich besonders in einer romantischen Vorstellung vom Leben, die sie sich früher zurechtgelegt hatte und in die sie so vernarrt war, dass sie sich nicht überzeugen liess, alles das sei nur die törichte Phantasterei eines kleinen Mädchens gewesen. Wäre es nicht ein wundervolles Dasein gewesen, sagte sie, eine ganz reine, schwesterliche Freundschaft mit jungen, sehr verfeinerten Männern zu schliessen und in einer

Atmosphäre von Freude, von Schönheit und Vertraulichkeit zu leben, wie fieberhaft erregte Kinder, die sich küssen und das Spielzeug untereinander teilen. Inmitten ihrer Phantastereien, deren praktische Versuche trotz alledem ihre Frauenehre etwas beschmutzt hatten, gewährte es ihm ein seltsames, sehr tiefes und sehr feines Vergnügen, dieses nur aus Optimismus, Weichheit und Sinnlichkeit zusammengesetzte Wesen zu bedauern.

Ausserdem säuberte es seinen Geist, indem er ihr zuhörte, denn sie bekümmerte sich um die Dinge ohne allen Moralismus, wertete sie um von ihrem Schönheitssinne aus und ihrer Leidenschaft für das Besondere.

Und trotzdem vermisste er im Antlitz der geliebten Freundin den strahlenden Ausdruck des Glückes. Verlangte sie mehr Aufregung? Glaubte sie sich nicht genügend geliebt? Manchmal befragte er sie darüber:

— Nein, antwortete sie, mir fehlt nichts, es kommt mir nur vor, als hätte ich bereits alles genossen . . .

Wortlos schloss er sie in seine Arme, denn er fühlte, dass sie Recht hatte. Die schönsten Pferde, die ergebensten Bewunderer, alle Befriedigungen des bis ins kleinste gehenden Snobismus waren ihr zuteil geworden und nun freute sie es nicht einmal mehr, zu ihrer Schneiderin zu gehen. Kurz, sie litt an nervöser Erschöpfung.

Eine Reise nach den Ländern Ostasiens zu unternehmen war eine Idee, auf die sie immer wieder zurückkam, und er begriff ganz gut, dass sie sich da mit Vasen, Seidenstickereien und einigen amüsanten Gesichtern der chinesischen Gesandtschaft eine rein legendäre, jeder gemeinen Wirklichkeit bare Vorstellung davon gebildet hatte. Das war die einzige Erfahrung, die diese phantasievolle Frau noch nicht versucht hatte; sie glaubte an China, das ihr noch keine Gelegenheit geboten hatte, dieses Stück Unzulänglichkeit zu konstatieren, das alles entehrt, was lebt. Sie sagte oftmals:

— Wenn ich alt werde, mein Vielgeliebter, und mich ein für allemal unfähig fühle, die Dinge, die ich besitze,

zu geniessen, dann reise ich dort hinunter, schicke Geschenke heim und sterbe.

Da sie gerade soviel Romantik besass, als eine Seele halten kann, ohne in Albernheit zu fallen, reizte sie der Gedanke, ein geheimnisvolles Ende zu nehmen, im Menschengewoge unterzugehen wie ein kleines, krankes Tier in der Seine. Ah! sterben im wärmsten Sonnenscheine, beinah verlassen, in einem Hotel von Shanghai und durch Armseligkeit das Erbarmen Gottes erzwingen!

Schliesslich litten sie so sehr unter der Empfindung der Leere, dass sie den Moment, sich zu trennen, für gekommen erachteten, und trotzdem er fühlte, dass eines zu dem Glücke des anderen nichts mehr vermöchte, bereitete es ihm doch einen starken Schmerz, denn es bannte sein Denken auf das Ende ihres Glückes. Sie teilte ihm ihr betrübliches Vorhaben mit, und vermied dann darüber zu sprechen, aus schonender Rücksicht, und damit ihr Entschluss nicht durch Bitten ins Wanken käme. Stillschweigend taten sie so, als betrachteten sie ihre Reise nach dem Osten als einen einfachen Ausflug. Nur als sie sich das letzte Mal in der Wohnung, in der sie so viel erlebt hatten, trafen, waren sie ganz fassungslos. Im Vorzimmer, das nur die Abenddämmerung verdunkelte, neben der Tür, die jahrelang für sie die Pforte ihrer einzigen Welt gewesen und die nun für sie nichts anderes mehr bedeuten würde als den Eingang in eine Gruft, da, neben dieser Tür, hielten sie sich lange umschlungen; nicht aber wie ein liebendes Paar, sondern wie zwei Wesen von gleicher Rasse, die sich auf der Erde begegnet und die einer zum andern nicht falsch gewesen waren.

— Versprich mir, sagte sie, dass du manchmal noch hierher kommen wirst! Erhalte unser Heim und alles und jedes darin soll an dem Platz bleiben, wo es

heute steht. Wenn dir eine Frau gefällt, so mach dir kein Bedenken, sie hier zu empfangen, vorausgesetzt, dass sie dir eine aufrichtige Freundin ist, denn ich wünsche einfach, dass du glücklich seist. Doch einen Abend, nur den Weihnachtsabend, bitte ich dich, allein hier zu verbringen.

Sie dachte, dass zu Weihnachten Geheimnisvolles in der Natur vorgehe, dass in dieser Nacht alle Dinge Seele bekämen und lebendig würden.

— Versprich mir, wiederholte sie, dass du hierher kommst und inmitten aller dieser Gegenstände da an unser einstiges Glück denkst.

Das sagte sie mit einer solchen zärtlichen Güte, mit einem Tone, so frei von allen Elendigkeiten der Eifersucht, dass ein und das andere das bittersüsse Glück der Hingabe empfand, wenn schon keines wusste, für wen oder für was sie diese Hingabe hatten, die ihre Augen mit Tränen füllte. Ah! Wie elend fühlten sie sich in dieser Ohnmacht, einander keine Freude mehr geben zu können und vielleicht auch beschämt, nur noch Genuss im Schmerze zu finden.

Er tat, wie sie es verlangte und verbrachte dann und wann eine Stunde in dem drückend stillen Raume, um die Bilder der Vergangenheit wieder erstehen zu lassen. Sie hatte ihm wohl versprochen zu schreiben und ihre Adresse anzugeben, aber er bekam keine Nachricht von ihr. Wenn er übrigens darunter litt, so war es eine süsse Melancholie, eine Art von Freude an der Selbstvernichtung, zu denken, dass er seinen schönen goldenen Becher, seine Freundin, in den Schlund hatte fallen lassen.

Acht Monate waren vergangen und Weihnachten kam heran, als vom Spediteur ein Koffer in der Rue Montaigne abgegeben wurde, gefüllt mit kostbaren Gegenständen aus China. Er verschob es, sie anzusehen. Abends dann, wo sich die Gläubigen in den Kirchen und

die Lebemänner in den Restaurants umarmen, um die Geburt des Jesuskindes zu feiern, schloss er sich in ihrem Lieblingssalon ein.

Die Lampen auf ihren alten Plätzen verbreiteten über die Einrichtung die gleichen Lichter und Schatten, in denen er und Violante so viele Abende verbracht hatten. Toiletten- und Musikzimmer umfing noch der süsse Zauber der Intimität und leidenschaftlicher Musik! Als er sich in diesem grossen Gemache an Zärtlichkeit und Schönheit berauscht hatte, war es für ihn mit einer Atmosphäre erfüllt leuchtend und glühend wie die Stimme van Dyks in Siegmunds Liebesgesang. Hier war es, wo er auf den Knien vor seiner Geliebten nach und nach unter der Maske der Mondainen ein wirkliches Weib entdeckt hatte, ein Wesen, nicht bloss aus Manieren und hübschen Bewegungen, sondern ganz von grosser Menschlichkeit erfüllt und ganz nahe noch dem kleinen Mädchen, das einmal mit seinen Puppen spielte. Das Klavier, die grossen Spiegel, der Toilettentisch, die weiten Schränke, die so köstlich mit ihrer bebänderten Wäsche aussahen, das waren nicht Gegenstände, Möbel, sondern Freunde und liebevolle Vertraute; das Riechsalzfläschchen, mit dem sie plaudernd zu spielen pflegte und auf das sie so häufig ihr rührendes Gesicht niederbeugte, die blaue Vase, in die sie so gerne gelbe, grün und rot gefleckte Tulpen gab, man nennt sie so drollig Papageientulpen, alle die niedlichen, altertümlichen Nippes, mit denen sie sich wie mit einem Spielzeug für grosse Kinder die Zeit vertrieb, — alles das hatte sicherlich etwas Geistiges, man könnte sagen, eine Seele angenommen, durch die liebkosende Berührung ihrer Hände, ihres Blickes und ihrer Stimme, die in der Liebe so zart klang. In ihren Händen und unter dem Hauche ihres jungen Mundes lebten die Blumen wie niedliche Tiere; seitdem die Freundin, die sie mit ihrer Güte beseelte, nicht mehr da ist, sind sie nicht mehr als gemeines Grünzeug!

Und nach und nach begannen die Gegenstände zu ihm zu reden. Zuerst der grosse, dreiteilige Spiegel, vor dem sie instinktiv ihren Körper studierte, ihrer Schönheit das Letzte gab. Als ich hier ihre vielfache Anmut bewunderte, erschien mir das Schöne als etwas Lebendiges, als der Zusammenfluss aller nützlichen Eigenschaften eines Wesens. Violanta hat mir den Geschmack an den Museen und Bibliotheken genommen, deren Inhalt leblos und trocken ist; an ihr lernte ich die lebenswarme, etwas feuchte Sinnlichkeit der Schönheit kennen. Sie ersetzte mir auch die Wälder und den Ozean und die Herrlichkeit der Nacht in der Einsamkeit, denn ihren Duft, ihre Unendlichkeit und Melancholie besass ich in ihr, wenn ihre Haare kunstvoll verschlungen oder wie bei kleinen Mädchen aufgelöst waren, vor allem aber, wenn ihre Augen unter meinem Kusse in Wonne vergingen.

Hier die Toilettentische und die Gegenstände des täglichen Gebrauches, von denen sie nicht wollte, dass ich sie berühre, so eifrig bemühte sie sich, mich selber damit zu bedienen zu ihrem Spasse, wie sie sagte, aber wie ich wohl fühlte, leitete sie, die Wundervolle, dabei das tiefere Gefühl der Wonne, sich zu erniedrigen, um besser zu lieben.

In dem hellen Lichte dieser Fensternische habe ich manchmal meinen Blick von ihrem Gesichte abgewendet, an Tagen, wo ihre Züge etwas abgespannt und ihr Ausdruck ermüdet war, nicht dass mir diese schlaffen Schatten unter ihren Augen missfielen, — etwas für sie zu wünschen hätte meine Liebe zu ihr nur vermehrt; aber weil ich fürchtete, mein Blick könnte ihr, die um dieses vorübergehende Geringerwerden wusste weh tun.

Und endlich hier diese weite Bergère, auf der wir die ersten Stunden unserer Liebe verbrachten, diese ersten Stunden, die immer so etwas Gezwungenes haben. Draussen waren traurige, schneeige Nachmittage, in uns Gefühle Verlangens und Erwägungen im Widerstreit. Aber nach zwei Monaten, als das erste Feuer

erschöpft war, sagte sie mir eines Tages, gelegentlich einer Ungezogenheit, die mich verletzt hatte, ein schweres Wort, ein Wort, das an das Innerste des Wesens rührt und entscheidender ist als alle Liebesworte und als selbst das erste Du auf einem vergehenden Mund. Grausames Wort, das aus einer Laune eine schwere Sache macht und die ganz verwandelt, die es einander sagen! Wie soll ich die Leidenschaft dieser flüsternden Stimme wiedergeben, mit der sie, in meine Arme gleitend, sagte: „In der Liebe, mein Herz, gibt es keine Selbstachtung".

Ein Wort von solcher zu starker Süsse, sinnlich wie ein Laster, und das einem nur aus feiner Zartheit und Anmut bestehenden Geschöpfe die Liebestrunkenheit abrang, ein solches Wort demoralisiert den ganzen Menschen mehr als zwanzig Jahre ausschweifenden Lebens. Welches Gefäss, in dem die Würde und der Stolz des Mannes versinken, verbirgt diese scheinbare Vornehmheit echter Gefühle! Die Liebe lehrt die Uneigennützigkeit, kein Zweifel; aber vom Besten löst sie uns los wie vom Schlechtesten. Was herbe und schmerzliche Vereinfachung! Alle herkömmlichen Sittenbegriffe, das Verbrechen, die Demütigungen, körperliche Gebrechen, nichts hat mehr Sinn für diese Zwei, die nichts sonst kennen als sich selber. An Stelle herkömmlicher Gesetze, die über alle Wesen herrschen, setzt die Liebe einen Pakt; sie deutet alles aus sich selber und durchbricht die Schranken der Ehre, um uns die Kette der Mitschuldigen anzulegen.

Alles dieses erinnerte den jungen Mann das Zimmer, in dem Violante ihre süssesten Momente gehabt hatte. Der tiefe Sinn des Lebens und der Geschmack an ihm, ohne Widerwillen gegen irgend ein Verlangen, die Befreitheit von allem Formalismus, das war es, was ihm diese Möbel und Gegenstände und diese Bequemlichkeiten ihrer Liebe von neuem gaben, in der

Weihnacht, wo es allen Dingen gegeben ist, zur Seele sprechen zu können.

Vermisste er seine Freundin? Nein, das nicht. „Ihr längeres Verweilen unter uns, sagte er sich, wäre überflüssig gewesen, denn wir waren gesättigt: sie hätte uns nichts mehr geben können und wenn auch fern, verbleibt alles, was wir von ihrer Seele uns assimilieren konnten, in diesen Dingen und in mir. Millionen von heute toten Wesen sind es, die den Wäldern, den Sonnenuntergängen, den Worten der Sprache ihre Schönheit liefern, und wenn jeder dieser Wohltäter sein Teil zu dieser Bereicherung des Universums beigetragen hat, bleibt ihm, wie Violante, da sie ihren Freund verliess, nichts sonst zu tun übrig als zu sterben.

„Aber damit, dass Violante mit ihrem Gewichte den Gegenstand ihrer Liebe und diese unbeseelten Dinge reicher machte, hatte sie ihre Rolle noch nicht beendet. Sie hatte noch nicht ihre vitale Kraft erschöpft. Ein unermüdliches, kleines Samenkorn, vertraute sie sich dem Winde. Sie ging hin, um von jenseits der Meere Seele zu bringen . . ." Da dachte er an die Zeugen draussen, die ihm Violante aus fernen Ländern geschickt hatte. Aufgemachte Kästchen, angefüllt mit geheimnisvollen und kaltfremden Bibelots, auf denen das Wohlgefallen der Reisenden zusammen mit ihren zartesten Erinnerungen geruht hatte. Nach und nach enthüllte und betastete er alle die Vasen, Seidenstoffe und Bronzen; vergeblich versuchte er ihnen ihr Geheimnis abzulauschen, und dass auch sie in dieser Weihnacht zu ihm sprächen. . .

. . . „Unter den tausenderlei Gegenständen da unten in den Bazaren gefielen Violante diese am besten. Sie hat sie ausgewählt, wie sie mich ausgewählt hat und wie wir in gemeinsamer Übereinkunft so viele Freuden zusammen auswählten; aber diese fremden Dinge da können mir nichts sagen. Sie ist zu ihnen gegangen, hat sie sofort verstanden und ich verstehe

sie nicht. Kann dies möglich sein, dass wir, zwei Wesen, die ein Leben lebten, deren Gedanken bis zu dem Grade eins wurden, dass die nuanciertesten Worte uns grob, ja überflüssig vorkamen, und dass nun doch ihr Instinkt nach Dingen seufzte, die für mich keinen Sinn haben?“

Und er erinnerte sich, dass ihr im Traume manchmal grinsende, phantastische, schreckliche Gestalten entgegentraten, vor denen ihr graute, die sie aber doch nicht als Albdrücken bezeichnete. Sie stickte gerne auf Seide, in der ihre glühende Seele sich einlullte, die phantastischen Gebilde des äussersten Ostens, Drachen, Einhörner, den Phönix, die Schildkröte oder den Vielfrass. Und da er noch tiefer in das Bewusstsein dieser Heimatlosen hinabstieg, in deren schönen Augen des Abends so oft Tränen des Glückes glänzten, fand er den tiefen Ausdruck wieder, mit dem sie Cordovas Strassen pries, den Duft der Rosen und des Todes. So Weib, und verführend, und gemacht, das Leben zu rufen, liebte sie alles, was zur Zersetzung führt, gerade als ob sie einen höheren Genuss von ihrer Schönheit gehabt hätte so zwischen Absterbendem, besser ihre Macht gegründet hätte auf verfallenden Kräften.

Alle Packhüllen hatten in dem Raume den faden Geruch und die abflauende Erregung verbreitet, die ein Grab ausatmet.

„Zweifellos, so träumte er, hat sie in dem Lande, wo die Verwesung die schnellste ist, zu dieser Stunde ihre Nervenkraft erschöpft und ihre Seele ganz aufgelöst. Sie begnadete diese Chinesen mit einigen Teilen ihres Wesens, mit denen ich nicht in Kontakt kommen konnte, und befriedigte damit ihre unerschöpfliche Freigebigkeit. (Vielleicht auch, ich kann das ohne Geckenhaftigkeit annehmen, vielleicht verteilte sie unter ihnen auch einige Bestandteile meines Ichs, die sie in sich aufgenommen hatte.) Ihre Aufgabe ist erfüllt. Ihrem Gelöbnis gemäss erscheint mir diese Sendung als das Zeichen von ihrem Tode. Ich fühle nicht die

Kraft, gegen den Schok mich zu wehren, den ich von den Ereignissen bekomme. Wenn auch durch ein paar Jahre einander genähert, waren wir doch zwei Schicksale. Ich werde mich keiner Verzweiflung hingeben; schon fällt das Vergessen ein, feiner Flugsand, der alle deutlichen Formen verwischt. Mit etwas Ekel sehe ich, dass meine Empfindungen wie die Barockperlen eines zu dünn gefassten Kolliers auf ihrem zu langen Seidenfaden haltlos hin- und hergleiten. Wie recht wir hatten, in diesem Zimmer Musik zu machen! Sie schuf uns ausser Zeit und Raum ein Paradies, in dem für wenig Augenblicke vereintes Wünschen in uns die Illusion erstehen liess, als seien wir nur ein Wesen.“

Als er sich nun im ersten, traurigen Dämmer dieses Weihnachtabends ans Klavier setzte, stimmte der junge Mann Siegmunds Liebesgesang an, mit dem Gedanken, dass sie vielleicht in einem orientalischen Hotel zu sterben diese Nacht sich gewählt hatte, in der sie sicher war, dass er an sie und das Vergangene denken würde. Und der Schmerz über diese Tote und die gleichzeitige klare Erkenntnis des gefühllosen Waltens der Welt gaben ihm eine Empfindung aus Ohnmacht und Bitterkeit. Bittere Hilflosigkeit, zu konstatieren, wie wenig Körner vom Ufersande die sich ausbreitenden, zitternden Kreise wegnehmen, die der in den Schlund von Thule fallende Becher zieht.

DAS WUNDERBARE GEHEIMNIS.

> Sie empfing ihn mit diesem Air einer Frau, die das wunderbare Geheimnis besitzt: die Würde, die alle Gelüste bemäntelt und gestattet.
>
> (L' Ennemi des Lois.)

Warum mir wohl das unbedeutende phonetische Wortspiel, das ich vor ein paar Jahren in Rom aus dem Munde eines italienischen Prälaten vernahm, im Gedächtnis haftet? Man sprach von einem Manne, den einerseits der Vatikan hochschätzte wegen seiner umfassenden Kenntnisse und seiner Fähigkeiten in allen Angelegenheiten der Kirche, andererseits aber wurde betont, dass damit die Liebeshändel und Geldspekulationen seines Privatlebens nicht im Einklange ständen. „Il a voulu entrer dans les ordres“, sagte scherzend der Prälat „puis il s'est mis du tiers-ordre, et le voilà dans le désordre.“

Im selben Moment trat der Gegenstand dieser lazzi ein. Noch sehr jung, aber das Gesicht durch ein Ekzem entwürdigt, eigentümliche Augen von eisiger und toter Farbe, etwas Linkisches in seinen Bewegungen, aber trotzdem voller Entschlossenheit, so dass er, dank seiner Kopfhaltung, im ganzen wie ein schönes, verkümmertes Raubtier wirkte, dessen allzu heftige Begierden die Fessel des Gesetzes nicht zur Entfaltung kommen liess.

Er sprach kein Wort, das nicht hart für die Feinde des römischen Hofes gewesen wäre, und jedermann weiss, dass gemeinsamer Hass die Menschen am stärksten verbindet; aber jeder, dem das Laster, der Ehrgeiz und die Liebe zum Gelde nur einigermassen geläufig sind, würde mühelos aus den Falten dieses Mundes und aus dem Blicke die Geistesabwesenheit und Zurückhaltung herausgefunden haben, die ein teilweises Doppelleben verraten. Das konnte ein Söldling der Kirche sein, sicher aber war er kein Gläubiger. Das hier war einer, der das wunderbare Geheimnis des gesellschaftlichen

Lebens besass! Dieses Dasein verbarg zweifellos alle Regungen der Leidenschaft, die schlimmsten Ausschweifungen, ja, aber unter der unanfechtbarsten Aussenseite! Der öffentlichen Meinung das eigene Bild so zu zeigen, dass sie, ohne ihre gewohnten Grundsätze zu verleugnen, uns ihre Achtung bewahren muss; es den anderen erleichtern, dass wir sie düpieren: das ist, ich werde es gleich beweisen, die Wissenschaft, die er besass und die für den durchaus notwendig ist, der sich die Menschen dienstbar machen will.

Sie ist zu delikat, die Stellung eines Beichtvaters gegenüber der Weltdame, die ihn zu Tisch empfängt, und deren Sünden er im Beichtstuhle gehört hat: vermeiden wir darum in unserem Falle, die Gesellschaft in eine ebenso falsche Lage zu bringen! Ein lüderlich lebender Mann muss sich nach aussen mit strengster Korrektheit umgeben.

Es gibt im Saint-Simon eine in wenige Zeilen zusammengedrängte Geschichte, die ein packendes und sehr geeignetes Bild gibt, die Moral zu illustrieren, die ich hier entwickele. Es handelt sich um einen Erzbischof.

Der grosse Beobachter zeigt ihn uns schon leichten Anfällen von Epilepsie unterworfen, und erzählt dann, dass er jeden Nachmittag die Herzogin von Lesdiguières empfängt und sie sind zu zweien immer ganz allein. Eines Tages verbrachte er den Vormittag in gewohnter Weise bis zum Mittagessen; als sein Haushofmeister ihm melden wollte, dass serviert sei, fand er ihn in seinem Arbeitszimmer auf einem Kanapee sitzend hintenüber gefallen: er war tot. „Der Pater Gaillard hielt ihm die Leichenrede in der Nôtre-Dame: der Gegenstand war mehr als heikel und das Ende schrecklich. Aber der berühmte Jesuit zog sich heraus: er lobte was Lob verdiente und ging rasch über die Moral hinweg.“

Dies schon ist nicht übel, uns die Konventionen der Gesellschaft verstehen zu machen, aber die charakteristische und lehrreichste Stelle und die Stelle, die unter-

streicht, wie die Welt getäuscht werden will, ist die, in der Saint-Simon vom Erzbischof berichtet:

„. . . Er sah jeden Tag, so lange er lebte, seine gute Freundin, die Herzogin von Lesdiguières, besuchte sie entweder in ihrem Hause oder in Conflans, aus dem er einen köstlichen Garten gemacht hatte, den er so sauber hielt, dass wenn sie zu zweit spazieren gingen, ihnen die Gärtner in einiger Entfernung mit Rechen folgten, um die Spuren ihrer Schritte zu verwischen.“

Dieser melancholische Garten und diese schöne Ordnung um diesen ganz ordnungslosen Greis sind meinem Geschmacke nach ein überzeugendes Bild! Wunderbarer Rechen, der so köstlich die moralische Kultur wirklich zivilisierter Gesellschaftskreise symbolisiert: in der Seele völligste Gesetzlosigkeit, Zigeunertum; nach aussen strengste Grundsätze!

Nachdem die Viper für Kleopatra doch nichts anderes war als eine posthum redende Seele, hätte sie, Königin und Courtisane, in die Ecke ihrer Papyrusrollen diesen symbolischen Rechen anbringen lassen können.

Man weiss ja, dass dem flüchtig erkorenen Liebhaber von gewöhnlicher Herkunft eine Nacht in ihrem Bette den Kopf kostete. Und diese Forderung war bei ihr nicht nur Laune einer sinnlichen Frau, sondern der wohlerwogene Wille, die Etikette zu bewahren. Die schwarzen Sklaven, die den Zeugen der Liebestollheit ihrer Königin köpften, versahen bei differenter Zeit und Ort genau das gleiche Amt wie die Gärtner des Erzbischofs, wenn sie seine mit denen der Freundin vermischten Fussspuren zurechten. Dieses Schwert und dieser Rechen bezeichnen eine gleiche Methode des Lebens.

Zweifellos finden wir die Konzession, welche die blendende Königin der gesellschaftlichen Moral machte, etwas exzessiv. Welche Haltung die von der Leidenschaft Gepackten von heute auch immer zur Schau tragen, so rüde wird keine das Dekorum wahren. Vielleicht

wird Katharina von Russland die Letzte gewesen sein, die mit solchem Temperamente den Geschmack an der Débauche mit dem Gefühl der persönlichen Würde zu vereinen wusste. Die in früherer Zeit unbekannte Milde unserer Sitten missbilligt diese exzessive Schamhaftigkeit der Kleopatra. Aber immerhin verbergen auch heute noch die Vornehmen ihre Leidenschaften. Der Zynismus hat immer irgend eine niedrige Allüre. Wir lieben es, unsere Spuren zu verwischen.

Das ist durchaus nicht Scheinheiligkeit, Pharisäertum; es ist der höhere Instinkt des wahren Genusses, der das Geheimnis verlangt. Alcibiades liess seinem Hunde den Schweif abschneiden um des Vergnügens willen, die öffentliche Meinung zu täuschen, denn die Überfeinerung seiner Sensibilität verhinderte ihn, irgend etwas zu geniessen, das öffentlich war. Er schuf sich ein Leben im Verborgenen. Er genoss die Freude eines Doppellebens bis zum Wahnsinn! Sein und Scheinen! Die grossen Abenteurer versichern, dass sie darin eine Intensität nervösen Geniessens finden, die ihnen die Bereiche des Lebens verdreifacht.

Es ist das die Geschichte des Prinzen Rodolphe im Eugen Sue: Grandseigneur und Arbeiter, und die des Vautrin im Balzac: Priester, Diplomat und Galeerensträfling; — Gestalten, welche die Phantasie der Menge begeisterten! Aber das sind Übersetzungen ins Grobe. Meiner Ansicht nach liegt das Pikante nicht darin, einen reichhaltigen Kleiderschrank, sondern mehrere Seelen zu besitzen. Es handelt sich weniger darum, eine Persönlichkeit in vielen, verschiedenen Milieus vorzustellen, als: ein inneres, geheimes Leben zu haben. Welche falsche Nase des Prinzen Rodolphe ist die Freude darüber wert, in seiner Seele ein Refugium zu haben!

Welch heftigen Wonneschauer müssen diese Abenteurer-Naturen fühlen, die sich zwar ganz ihrem gewohnten Milieu anpassen, aber vollbewusst die Wollust von zwei oder drei verschiedenen und sich wider-

sprechenden seelischen Existenzen geniessen! Nur eine Persönlichkeit sein, das heisst wenig leben. Und manchmal denke ich mit höchstem Genusse an jenen seltsamen Mann, von dem der Prälat sagte: „Il a voulu entrer dans les ordres, puis il s'est mis dans les tiers-ordres et le voilà dans le désordre".

Zweifelsohne ist es bedauerlich, dass sein Andenken für mich mit einem so jämmerlichen Wortspiel verknüpft ist, aber der rote Flecken zu scharfen Blutes, der sein unbewegliches Gesicht maskiert, beweist mir, dass er die kostbare Gabe besitzt, die man zwar tadeln kann, die nicht zu bewundern aber schwer ist: die Würde, die alle Gelüste bemäntelt und gestattet.

DER HASS ÜBERWINDET ALLES.

Auf den Bänken der Deputiertenkammer kann man den Hass begreifen lernen. Nur wenig zeigte ihn während der langen Monate, wo er ohnmächtig gewesen war, aber im Dezember 1892, in Blitzen, sah ich ihn, wie er die Gesichter entstellte. Panama, Panama! . . . Ein Causeur hielt inne, ganz erdrosselt von Glücksspasmen, wenn ein Gegner mit unruhigem Blick, gebleichten und eingefallenen Wangen vorbeiging. Der Hass, ein wildes Tier, das aus der Lauer geht, zeigte sich mir in den Augen, zwischen den Zähnen.

Und es fiel mir eine wilde Geschichte aus dem spanischen Bürgerkrieg ein.

Es lebte 1869 in Sevilla eine reiche Witwe aus guter Familie, eine jener Frauen, die ihre Zeit in den Modeläden verbringen, in Toiletten brillieren und ihre Charme noch mit etwas wie netter Kameradschaft beleben. Die hübschen Plissés ihrer Kleider waren die einer Pariserin, aber darunter zeigte sich bei den geringsten Bewegungen der nationale salero, eine Art aufreizender Geschmeidigkeit, die sehr notwendig ist, dass das Verlangen unter dieser andalusischen Empfindungslosigkeit sich rührt, und die eine Seele verriet, gespannt wie eine Feder.

Ihr Vater war Carlist; was nicht im monarchischen, sondern im patriotischen Sinne zu verstehen ist. Von einer Rasse, die sich durch die Inquisition von den Juden und Protestanten befreit hat, duldete er auf dem Thron keinen Fremden. 1850 fiel er bei den Wahlen durch, wo man ihn aufs Schlimmste insultierte, denn er hatte Wert. Seine Tochter kannte die Angst vor der erwarteten Zeitung, die man aufschlägt und voll des blödesten Geschwätzes findet, von dem immer ein schmutziger Rest haften bleibt. Einer seiner Brüder wurde im Duell erstochen. Als dann 1869 Don Carlos die Nordkampagne eröffnete und die Partei in Anda-

lusien in Bewegung kam, verwickelte die Polizei den alten Politiker in eine abenteuerliche Sittlichkeitsgeschichte. Am hellen Mittag schleppte man ihn mitten durch Sevilla ins Gefängnis, in dem er starb, von seinem Verlangen nach Rache erstickt.

Das junge Weib durcheilte ohne Verzug ganz Spanien, um in Navarra Don Carlos zu treffen. Der Rächer! Ihrer Phantasie erschien dieser Prinz schön wie der Tag — wie der Tag, an dem ihre Feinde weinen sollten. Zu ihm lief sie, die kleinen Hände geballt, mit dem Fieber, mit dem sie zur Hinrichtung der Beleidiger und Mörder ihres Vaters gelaufen wäre.

Sie hatte viel zu befürchten und zu leiden in diesen engen Passwegen von Navarra, denn die Carlisten, die sie besetzt hielten, hatten einen derben, raublustigen Humor, mit dem sie auch die Frauen nicht verschonten. So trugen sie am Gürtel mächtige Scheren, mit denen man die Maulesel schert und die ihnen nun dazu dienten, den des „Liberalismus" verdächtigen Basken die langen Haare abzuschneiden.

Endlich kam die Diligence, mit ihrer Eskorte von Briganten, über hohe Felsen und steilen Abgründen entlang in das düstere Städtchen Estella, die Festung des Carlismus.

Don Carlos ist in der Beichte, morgen früh wird er kommunizieren, sagten ihr unter tausend Soldatenspässen die jungen Freiwilligen, welche die schwarzen Arkaden des Platzes füllten und deren verwegene Blicke zu dieser traurigen Stunde des Sonnenunterganges noch erschreckender waren als die Worte.

Nach vielem Suchen in einer elenden Fonda untergebracht, von wo aus sie an den Carlos schrieb, dachte sie den kommenden Tag ruhig abwarten zu können. Aber sie hatte nicht mit den Unbequemlichkeiten einer Stadt gerechnet, in der es mehr Männer als Frauen gibt. So ein Dutzend Führer waren unten im Erdgeschoss; nachdem sie viel getrunken und spektakelt hatten, wurden sie es auch müde, die Wirtstochter zu

misshandeln, was sie seit fünfzehn Nächten jede Nacht getan hatten, und befahlen, dass man ihnen die Fremde bringe — es gefiel den Betrunkenen, die Fremde für eine Feindin zu nehmen.

Sie musste herunterkommen. Ihr langes, über das Nachtgewand fallende Haar stellte genügend fest, dass sie ihren Loyalismus vor den Scheren der Freiwilligen zu beweisen gewusst hatte, aber diese geile Bande wollte darin nur eine Verführung mehr sehen. Nach Scherzen, die zu erzählen wenig grossmütig wäre, vergewaltigten fast alle diese elegante junge Frau, deren Schreien keinen Menschen herbeirief, denn sobald in Estella das Angelus verklungen war, waren Lärm und Schreien wie dieses etwas gewöhnliches.

Beim Morgengrauen, alleingelassen, Seele und Leib zerfetzt, aber noch rührender durch all das schrecklich Erlebte, ging sie zum König.

Dieser Fürst von zwanzig Jahren und für Frauen sehr empfänglich, war ehrlich aufgebracht über das Geschehnis. Er trocknete das weinbeschmutzte Haar seiner jungen Parteigängerin; da keine Frauen da waren, wollte er selber sie entkleiden und die ganz Gebrochene in das einzige Bett des armseligen Hauses tragen, in sein noch warmes königliches Bett.

Unfähig, in solchem Elend, mehreren Gefühlen auf einmal zu folgen, wusste sie nichts als immer nur: „Mich so zu behandeln, mich, eine der Euren!“ An der starken Brust ihres Königs wurde diese Frau von sechsundzwanzig Jahren mit Vertrauen fühllos. Als eine ihres Vaters beraubte Tochter, als junge Frau ohne Geliebten, als von den Literaten insultierte Royalistin hatte es sie nach diesem Beschützer verlangt! Und aus ganz natürlicher Scham verbreitete sie sich lieber über ihre Leiden in Sevilla, als über die Schmach der vergangenen Nacht.

Eine Untersuchung stellte in weniger als einer Stunde fest, dass die Schuldigen die beliebtesten und energischsten Führer von Don Carlos Bande waren. Gewöhn-

liche Soldaten, wären sie ohne Verzug füsiliert worden. Aber es wird erzählt, dass die junge Frau zum Prätendenten, der vielleicht zauderte, sagte: „Zwanzig gute Soldaten können mir mehr Ehre zurückgeben als sie mir genommen haben“. Und dies ist eine wunderbare Antwort.

Sicher ist, dass Don Carlos die Leute rufen liess, und als zehn von ihnen auf seine Frage erklärten, unverheiratet zu sein, forderte er die junge Frau auf, den zu bezeichnen, den sie zum Gemahl annehmen wolle.

— Sire, fragte sie, welchem von ihnen wird Ihre Majestät das Kommando der Provinz Sevilla geben?

Und da sie darauf eine Frage voraussah:

— Es ist, sagte sie, weil ich mich für zwei Dinge zu rächen habe; ich will die eine Rache nur aufgeben um die andere besser zu erfüllen.

Auf die Versicherung, dass der Gatte ihrer Wahl volle Macht über die Provinz Sevilla erhalten würde, verlangte sie den ersten, der sie frech belästigt hatte. Am gleichen Morgen gingen sie zum Altar, an dem der König kommunizierte. Nach der Trauung kommandierte er den Neuvermählten auf einen gefährlichen Streifzug. Das war Galanterie eines jungen Mannes, dem es Bedürfnis war, dass eine so liebenswürdige Frau frei bleibe.

Sie hätte, meint man, für ihren rohen Mann wohl wenig übrig gehabt. Aber das heisst, den folgerichtigen Geist eines leidenschaftlichen Wesens misskennen. Als nach zwei Tagen der Carlist zurückkam, erschöpft, die Bajonette verbogen und die durchsäbelten Kleider auf heiler Brust, da geleitete sie ihn in sein Zelt, um ihm Blut und Staub abzuwaschen. Mit den Händen hatte er Liberale erdrosselt! In dem Rausche, auf ihm das Blut toter Feinde zu atmen, vergass sie den Weingeruch und den heissen Atem, der sie bei ihrem ersten Zusammentreffen beschmutzte; ganz gab sie sich dem Bilde eines bald in Schrecken gesetzten Sevilla hin.

Der Bursche wurde später in Pampeluna gehängt.

Er war nichts als Gemeinheit. Aber nicht so sehr Vorzüge als gemeinsamer Hass bindet. Verachten einen solchen Menschen? Ah! Der zwingende Grund, sich zu lieben!

Der Hass ist durchaus kein niedriges Gefühl, wenn man bedenkt, dass er unsere grösste Energie auf eine einzige Richtung sammelt und er uns solcherweise notwendig an anderen Stellen wunderbar uninteressiert, uneigennützig macht. Ganz von einem Hass gepackt, sind wir fähig, kleine Widerwärtigkeiten zu verzeihen, wie es die Geschichte dieser jungen Frau zeigt, die einem Dutzend verzieh.

Der Hass besiegt alles; er ist in der Seele ein absoluter König. Aber den intensivsten, den schönsten Hass zeitigen Bürgerkriege, und diesen König der Könige, den sah ich flüchtig Dezember 1892 in den Couloirs des Palais-Bourbon.

DIE TREUE IN VERBRECHEN UND SCHANDE.

Wer fühlt nicht am Weihnachtstage ein leises Verlangen nach Poesie? In dieser Nacht braucht eine einigermassen kindliche Seele nur auf den bitterkalten Plätzen um die deutschen Dome dem pfeifenden Winde zu lauschen, um die allerschönsten Sagen zu vernehmen. Sie nähren eine weitläufige, volkstümliche Literatur: ein Bandit, der dem Herzen Gottes näher steht als der Beamte, der ihn aburteilt; eine Prostituierte, die in den Himmel fährt; ein Aussätziger, den plötzlich ein Heiligenschein umleuchtet.. ..Könnte das, nach so vielen Jahrhunderten, nicht vielleicht ein Echo jener Abenteuer sein, die den stärksten Eindruck auf die Einbildungskraft der Freigelassenen, der Curtisanen und jenes schmutzigen Haufens machten, aus dem das Christentum seine ersten Anhänger gewann? Man erobert die Welt nicht durch Vernunftgründe, obgleich man sie und sehr solide als unbedingten Schutz im Rücken braucht . . .

Nun aber glauben Einige, das erste Aufflackern einer sozialen Revolution zu bemerken. Sie behaupten nichts Bestimmtes, aber sie meinen, dass baldigst, unter unseren Augen, etwas Bedeutendes in die Welt gesetzt wird, und dass wir ungefähr die Rolle des Ochsen, der Kuh und des Eseleins im Stalle von Bethlehem spielen, die ohne grosses Verständnis einer geheimnisvollen Geburt anwohnten . . .

Diese Woche hat mich meine Neugierde in die untersten Schichten unserer Pariser Bevölkerung hinabgeführt. Ich suchte, was dort für die Legende Schauerliches oder Besonderes zu finden sei; ich war neugierig, zu erforschen, welches einigermassen vornehme Gefühl die Aufrührer am erfolgreichsten zu exaltieren vermöchten, ob sie es nötig hätten, an die Kraft der Phantasie zu appellieren, an die tiefe Sensibilität dieser

wenig bekannten gärenden Regungen, die in Paris das Laster und das Verbrechen bilden.

Ich habe die Ehrlosesten und Gesunkensten aufgesucht, die, welche unsere gesellschaftliche Ordnung zermalmt. Ich wollte diese durch ihre Sitten degradierten Menschen kennen lernen, die unsere Gesetze, unsere Einrichtung und unsere Gesellschaft verwerfen, denen unsere Philosophie, unsere Künste, unsere Wissenschaft unbekannt sind, und die die Zivilisation selber bedrohen; ich fragte mich, welches ihrer Gefühle es sein könnte, das in irgend einer Art schön wäre und welcher ergreifende Zug ihrer unheilverkündenden Physiognomien würdig wäre, in künftige „anarchistische Weihnachten“ überzugehen.

Eines Abends bin ich in ein öffentliches Balllokal gegangen, von dem ich wusste, dass ich dort nur Prostituierte der äusseren Boulevards finden würde und die schweren Jungen von den Festungswällen. Etwas ebenso Verkommenes wie die antike Vorstadt Suburra.

Der Saal war kalt, schlecht beleuchtet, feucht von Geruch und Ansehen. Seltsame, schlecht aussehende, junge Burschen mit unvermittelten und fahrigen Bewegungen machten untereinander Scheinangriffe von Boxen, Gesten des Erdrosselns und den Schlag des père François; jammervolle, kranke Huren, unflätig und von der beklemmenden Eleganz eines wüsten Traumes, scharten sich zu Zweien und Vieren um eine Salatschüssel Glühweines. Nirgends nur die Spur von Vornehmheit; nichts als Krankheit, Elend und Laster. Ah! sagte ich mir, welche Beute könnten selbst die Apostel der Revolution in diesem Fäulnisstrome finden, der über die Rahmen unserer Gesellschaft flutet? Diese Geschöpfe sind als Mitarbeiter zu irgend etwas ganz unfähig; nur brauchbar zur Plünderung und Zerstörung kann ich mir sie im Falle der vereinten Empörung nicht durch ein Gefühl der Solidarität zusammengehalten denken. Das sind keine Barbaren neuen Schlages; das sind Abfälle.

Doch plötzlich kam vom Orchester her eine Polka. Kavaliere und Tänzerinnen fanden sich mit der Behendigkeit junger Hunde. . .

Und da bot das Schreien, der Lärm der Blechmusik, die Frauen mit dem dicken skrophulösen Munde und ihren so bedeutungsvoll bewegten Hüften, die kleinen, lebhaften Körper der jungen Strassenräuber einen schauderhaften Anblick; aber schliesslich war Leben darin, was mich nach und nach ansprach.

Diese Musik, die erhitzten Gesichter dieser Geschöpfe, die affektierte Mannhaftigkeit ihrer scheusslichen Liebhaber, alles das verkündete mir ihren ausschliesslichen Stolz, ihr einzige ehrliche Empfindung: „wir sind das Bagno und die Schande — aber unsere Gefühle sind treu". Alle gewöhnliche Konvenienz, das Verbrechen, die Erniedrigung, körperliche Gebresten, nichts hat mehr eine Bedeutung für diese Geschöpfe, die, nachdem sie sich zusammentaten, von nun an in der Welt nur sich kennen. Ihre Liebe setzt an Stelle sämtlicher Gesetze, welche die moderne Klassengruppierung regieren, einen Pakt; sie haben die gesellschaftlichen Schranken durchbrochen, aber um so enger verbindet sie die Kette der Mitschuld.

Ich glaubte noch diese Weiber mir sagen zu hören: „Es tut so gut, in der Furcht zu lieben, hinter Bretterverschlägen, wo man zittert und den unversehrt in seine Arme drückt, auf den die Gesellschaft eine Treibjagd macht".

Ihr kleinen Mädchen der Klöster des Sacré-Coeur, eure Liebe ist zu fade; nichts legt ihr hinein als Eitelkeit und eine ganz kleine Sinnlichkeit; aber in der Liebe dieser Zöglinge des Sacré-Coeur der Butte von Montmartre liegt die Wollust des gemeinsamen Erzitterns. Und diese Gesetzlosen werden sich unter den schlimmsten Schwierigkeiten die Treue halten, bis zu Saint-Lazare, bis zur Guillotine, wenn ihnen auch der Trauring weder vom Priester noch vom Bürgermeister angesteckt wurde, wenn sie ihn auch oftmals vom

Finger eines Ermordeten streiften, dessen Füsse sie, Venus, hielt, während er, Mars mit der Mütze, zustach.

Treue in Verbrechen und in Schande! Das ist bei näherer Betrachtung das einzige Gefühl, wodurch diese schauderhaften, bedauernswerten und abstossenden Geschöpfe, die Prostituierten der äusseren Boulevards, einigen moralischen Wert behalten. Das ist ihre Grossherzigkeit und ihr Teil Uneigennützigkeit. Kein menschliches Wesen ist vollkommen jeder Poesie beraubt. Sich durch dick und dünn lieben, sich seine Ergebenheit in Prostitution und Verbrechen bewahren, das ist das Ehrgefühl bei dieser enormen Menge von Prostituierten und Zuhältern, die unsere grossen Städte umschliessen. Kann man ein so trauriges Volk mit den Curtisanen und Freigelassenen vergleichen, die der ersten Propaganda für das Christentum ein so fruchtbarer Boden waren? Die von heute wie Jene von damals werden dem Apostel zujubeln, der die Verachtung der alten Gesetze predigt, der Wert und Unwert von einem neuen Standpunkt aus richten wird. Aber um so geartete Wesen jetzt wie vor neunzehn Jahrhunderten zu überzeugen, da ist vernünftiges Reden wenig; man muss an ihre Phantasie rühren, ergründen wo sie sentimental sind, und ob sie es manchmal zum Weinen bringen. Deckt euch den Rücken mit Dogmen, bedient euch des Marxschen Kapitals, des „ehernen Lohngesetzes", aber treibt ein Märchen bis in ihre Herzen.

Das erste Christentum adoptierte die Empfindungsart der Elenden und der Niedrigsten; es machte daraus einen Teil seiner Poesie. Die Toga des Bürgers ersetzte es durch das rauhe Gewand des Sklaven. Ebenso wie unsere christlichen Erzähler die Pallas, den Narzissus und die Thais verherrlichten, Augendiener in den Palästen Roms oder Stammgäste schmutziger Schlupfwinkel Alexandriens, ebenso ereifern sich unsere schriftstellernden Anarchisten über das Hurenvolk der Festungswälle. Hugo, Tolstoi,

Dostoïewski verlangten von uns zuerst, dass wir moralischem Schmutze und körperlichen Gebrechen Ehrfurcht zollten. Ihre Dirnen, ihre Bettler, ihre Diebe, ihre Mörder, ihre Trunkenbolde haben uns trotz all ihrer Schändlichkeiten ergriffen durch ein deutlich hervortretendes Gefühl ihrer Affinitäten. Die Wissenschaft, die Universität lädt uns ein, in diesen degenerierten Helden eine noch verborgene Vornehmheit anzuerkennen, die diese frommen Geister Solidarität nennen, die aber, ich wiederhole es, nichts anderes ist als ein Fall von Affinität. Ich stelle es ganz frei, darüber die Achsel zu zucken, aber ich verkünde diese neue Botschaft. Die soziale Umwälzung vollzieht sich viel mehr durch die Verschiebung von Wert und Unwert als durch eine Abänderung der Gesetze, und besser durch eine Explosion der Sensibilität als durch eine des Dynamit.

ÜBER DEN RUHM.

Gewisses Berühmtsein ist einfach allgemeines Bekanntsein: das erreichen ungefähr alle Pariser (Journalisten, Romanschreiber, Dramatiker, Schauspieler oder Verbrecher). Anderes Berühmtsein wieder ist gleichbedeutend mit Angesehensein: so unsere Akademiker. Über diesen beiden Kategorien, die mir, soll ich es gestehen? uninteressant sind, steht der Ruhm.

Einige erobern sich die Welt durch eine Sensibilität, die mit unseren echtesten Herzschreien so harmonisch zusammenklingt, dass die unvollkommenen Bilder, die in den stärksten Gefühlsmomenten in uns erweckt werden, sich mit dem Bilde verschmelzen, das sie uns hinterliessen. Kleopatra, die von des Antonius' Liebkosungen zerschlagen auf ihre Galeere flieht, ist es für die Wollüstigen; Alcibiades und Disraeli für die Raffinierten der Hypokrisie; Racine, Dickens, Dostoïewski für die Zerstörten, die gerne weinen; Bonaparte für den Tatendurstigen: das ist der Ruhm! Er hat weder etwas mit dem Panthéon zu tun noch mit den offiziellen Festreden.

Mögen die Moralisten Byron in den Bann tun; die Weisen Lamartine heruntersetzen, wir alle halten es mit jener Frau, die sich im Jahre 1860 zufällig in einem Zeitungsbureau befand und sah, wie ein armselig gekleideter Mann sich an der Kasse einiges Geld für einen Artikel auszahlen liess, und als sie ihn „Herr von Lamartine“ nennen hörte, vor Schmerz ohnmächtig umsank.

Frau, teure Frau, wahrlich du bist würdig, den Ruhm zu begreifen, das will sagen: den Namen, das Bild, die ganze Seele dieser wirklichen Könige, dieser „Mächte des Gefühls“ ins Herz zu schliessen! Staunt man sie an wie gewaltige Naturwunder, liebt man sie wie die intimsten Freunde? Sie begeistern, schüchtern ein, stürzen in Verzweiflung und rühren zu Tränen. „Wenn die Tränen und die Seufzer auch nicht mit dem

Namen Genuss bezeichnet werden können" — sagte der Abbé Prevost in einem Satze von schöner Zärtlichkeit — „so sind sie doch ein unendlicher Trost für einen sterbensbetrübten Menschen." Nichts gleicht so sehr der Unruhe eines Verliebten als die Bewegtheit eines, der das Prestige seiner Überlegenheit fühlt.

Aber worin der Ruhm in Stärke die Liebe übertrifft ist dies, dass er Jahrhunderte hindurch in den Seelen Wiederhall findet. Johanna von Neapel tötete den Bruder der heiligen Brigitte, der sich sterblich in ihre herausfordernde Schönheit verliebt hatte, indem sie angesichts des ganzen Hofes einen Kuss auf die Lippen dieses jungen Menschen drückte. Aber der Kuss dieser unvergleichlichen Curtisane verlor seine Kraft mit dem Tage, da ihre feuchten Lippen verblüten, während jene, die den Ruhm besitzen, selbst wenn sie ins Grab hinuntergestiegen sind, die Jugend noch in einen Taumel von Begeisterung versetzen, — und eine Jugend, die, wenn sie auch nicht Brüder der heiligen Brigitte in sich begreift, doch den ehrbarsten und ausgeglichensten Milieus angehört.

. . . Feurige Blicke schwarz umrandeter Augen, stürmisch schlagende zwanzigjährige Kinderherzen, die ihr von glorreichen Dichtern schwärmt, von Seehelden, von Liebhabern oder ruhmgekrönten Abenteuerern, euch rufe ich als Zeugen auf, dass der Ruhm das ist, was nicht stirbt!

Als ich neunzehn Jahre alt war und den grossen, vom Alter ganz verkrümmten Viktor Hugo sah, wünschte ich seine achtzig Jahre zu haben; mit Freuden hätte ich, um die letzten, kurzen Stunden seines Ruhms zu leben, den langen Zeitraum, der vor mir lag, dahingegeben. Und freudig hätte ich auch mein Leben für eine Nacht bei Kleopatra geopfert, vorausgesetzt, dass diese Kleopatra sehr jung, ein wenig impertinent, korrekt und romantisch verzweifelt gewesen wäre. O Schmerz, du Verschwendungslaune der Jugend!

Die Seelen zu verderben oder zu veredeln besitzen

Ruhm und Liebe die gleiche Macht, wird man sagen. Doch nicht! Der Zauberbann des Ruhmes übertrifft alle magischen Künste der Liebe, denn diesen lösen weder das Alter noch der Tod. Kleopatra, die damals, als man sie mit ihren Leichenbinden umwickelte, keiner ihrer Liebhaber ohne Widerwillen hätte anschauen können, begeistert uns heute noch, nach so vielen Jahrhunderten, uns, die wir nur den Ruhm lieben.

Der Vorrang des Ruhmes über die Liebe, dem sie durch so viele Züge ähnlich ist, macht sich besonders darin geltend, dass man niemals zärtlicher liebt, als wenn man den Gegenstand seiner Zärtlichkeit in die Arme schliesst, aber auch niemals etwas mehr bewundert als ein Idol, das man nur von ferne betrachtet. Damit erklärt sich die Haltung der Gottheit, die niemals anderswo als auf dem Lande erscheint, und es verschmäht, mit den Stammgästen der Boulevards in Beziehung zu treten. Mohammet der mit Allah verkehrte, scheint ihm diese Lebensregel entlehnt zu haben. Mit äusserster Sorgfalt vermied er Indiskretionen über seine Arbeitsmethode zu geben. Als er den unter göttlicher Eingebung verfassten Koran fertig diktiert hatte, liess er seinen Schreiber hängen.

Dies ist die Marke und der Makel der grössten menschlichen Erfolge: sie machen kleine Vorsichtsmassregeln hinter den Kulissen nötig. Bedauerlicherweise verlieren sich diese guten Traditionen. Die heutigen Tages den Ruhm prätendieren, lassen über ihre Persönlichkeit minutiöseste Details berichten. Ich sehe den Moment kommen, wo wir übereinander so vollkommen unterrichtet sind, dass wir wissen: wir alle sind nichts als Dummköpfe.

In dem vom Mysterium verhüllten Traum eines Lamartine, der aus unsichtbarer Hand seine Meisterwerke auf die Welt fallen lässt, liegt eine stolze Grazie und wohl geeignet, phantastisch veranlagte Imaginationen zu begeistern. Könnt ihr euch Rechenschaft darüber geben, welche Macht ein Hugo besässe, wenn

die Begeisterung der Massen sich durch aufgeregte Neugier verdoppelte? Man kann es aus der Tatsache beurteilen, dass in einer Sammlung berühmter Kriminalfälle jene Verbrecher am beliebtesten sind, denen es gelang, ihr Inkognito zu wahren.

Die Sage von Amor und Psyche beweist die süsse Macht eines anonymen Kusses. Nichts Köstlicheres als durch ein unsichtbares Wesen heftig erregt zu werden. Da wir es nicht kritisieren können, erscheint es uns beinah als etwas Vollkommenes. Aber hat Psyche das Inkognito ihres Geliebten gewahrt? Sie zündete gar schnell die Fackel an.

Die Wahrheit ist, dass in unserem Jahrhundert der Erfolg den Künstler in eine öffentliche Persönlichkeit verwandelt. Wer sich kopfüber in diese Öffentlichkeit begibt, der kann die Kotspritzer nicht vermeiden. Der Literaturkalender soll uns eine Liste der Autoren aufstellen, denen es gelang, die Anonymität zu bewahren.

Übrigens, ist man davon überzeugt, dass ein Werk völlig ausserhalb seines Schöpfers existieren kann? So schön man sie sich vorstellt, besitzen die Gedichte selber ein vom Leben des Dichters unabhängiges Dasein? Die Nabelschnur ist da niemals abgeschnitten. Die Ossianischen Gedichte verändern ihren Wert je nachdem man glaubt, sie seien das Werk eines geschickten Schriftstellers des letzten Jahrhunderts oder der spontane Schrei einer entstehenden Gesellschaft. In gar vielen Fällen erweisen sich die Biographien der grossen Männer als das interessanteste ihrer Werke. Vervollständigen nicht das Leben und der Charakter Goethes den philosophischen Gehalt seiner Werke? Vielleicht bleibt Byron selbst eine viel poetischere Gestalt als alle Personen, die er erfunden hat. Wenn ihr den Felsen von Guernesy nicht seht, verliert Hugo etwas von seiner Erhabenheit. Wenn ihr es nicht wissen wollt, dass Gilbert den Schlüssel seiner Kassette auf einem Spitalbette liegend verschluckte, dass Racine, weil er gerne weinte, den Einkleidungen der jungen

Mädchen anwohnte, dass Chateaubriand trotz der himmlischen Aufmerksamkeit der Madame Récamier gähnte, so schmälert ihr eure Freuden um ein bedeutendes Teil; ihr verringert den Geist des Schreibers, um nichts als den Buchstaben übrig zu behalten.

Zu gleicher Zeit berühmt und unbekannt zu sein, glorreich und verboten, das ist ein Kleinmädchentraum, der hübsche Traum von einem Märchenland. In Venedig sah ich den Balkon des Palastes, auf dem die kleine Helena Cornaro weinte, wenn man sie veranlassen wollte, die Karnevalsfestlichkeiten anzuschauen. Sie fühlte sich nur wohl in der Stille und der Einsamkeit ihrer hohen mit Wohlgerüchen erfüllten Gemächer. Gerade so stimmen uns Masken traurig, die sich auf der Strasse herumtreiben. Wir beugen uns aus dem Fenster, um das Leben zu sehen, aber Geschmack finden wir nur an unserer eigenen erträumten Welt! Welche Inkonsequenz! Schliesst alle Fenster eures schönen Palastes. Qui trotte se crotte, heisst es nicht nur.

DAS GEWISSEN DES DICHTERS.

Paul Bourget (in Cosmopolis): „Der Schriftsteller Dorsenne hatte sehr wenig Herz“.
Antwort: „Die Hauptsache ist, dass er Phantasie hat“.

Tasso verbrachte die letzten schönen Monate seines Lebens. In Sorrent, an der Schwelle seiner toten Schwester, hatte er geweint; den Reigen der jungen Mädchen von Bisaccio hatte er angeführt, in neapolitanischen Nächten, unter den Säulengängen des Monte Oliveto, und es hatte ihm gefallen, sein Schreckgespenst Ferrara zu beschreiben. Nunmehr erregten weder die Wollust noch das Mysterium sein Interesse. So viel Genie in Verse gegeben war verströmt, und hat nur einen zitternden Greis übrig gelassen. Seine Phantasie, einstmals eine der fruchtbarsten der Menschheit, verschloss sich in düsterer Laune gegen das Dasein. Niemals hatte er viel Herz besessen und darum entbehrte er den normalen Trost eines Lebensendes.

In den kalten Sälen des Vatikan, wo seiner der Triumph harrte, den ihm ein begeisterter Papst bereitete, wurden ihm die Zuvorkommenheiten der berühmtesten Kunstfreunde zur Qual. Selbst nach seinem Freunde, dem Marquis Manso, verlangte ihn nicht.

Welch schöne romaneske Biographie könnte man von diesem Manso verfassen, von dem man nichts weiss, als dass er, zartsinnig, ritterlich und von ausnehmender Schönheit, dem in seinen letzten Tagen halb wahnsinnigen und durch Armut erniedrigten Tasso seine Dienste erwies, und nachher diesen anderen grossen Dichter, Milton, erkannte und liebte. Bei dieser Fähigkeit, die Genies zu erkennen, entschuldigte Manso sicherlich deren Absonderlichkeiten. Er bat dringend um Einlass in ihre schönen imaginären Paläste, ohne zu beanspruchen, dass sie sich selber für seine kleine Behausung, das Haus eines ehrlichen Mannes, interessierten.

Der gealterte Tasso wollte Sonne, lange Stunden tiefen Schweigens, eine schöne Ordnung um sein Erlöschen haben. Er betrieb seine Aufnahme in das Kloster San Onofrio. Wir nordischen Pilger sind jeder von uns dort hinaufgestiegen, um uns jener melancholischen Strömung zu überlassen, die unsere Seele nach dem unentwirrbaren und allzu lebendigen Rom führte. Aber der alte Orangenbaum, unter dem Byron, Chateaubriand, Lamartine sassen, war jung, als er Tassos letzten Nachmittag beschattete! Es war im März, ein schon etwas milder Monat. Die unermessliche Landschaft war voll Licht und Lieblichkeit, gleichwohl ohne Lyrismus noch Leidenschaft, denn der Dichter hatte nicht mehr die Kraft die Dinge bis zur Schönheit zu steigern. Nicht Rom, nicht das Kolosseum und nicht die tragische Kampagna sah er, sondern eine Stadt, die in der Hässlichkeit der Ruinen ihre Abendmahlzeit zubereitet. Sein Antlitz zeigte nicht mehr diese beunruhigende Verzerrung, die einstens vernünftig denkende Leute veranlasst hatte, ihn zu den Verrückten zu sperren. „Jetzt ist er ruhig", sagte die Menge, die sich den ganzen Tag in der Einfriedung des kleinen Klosters drängte, um den Helden des Tages zu sehen. Besser unterrichtet würden diese Besucher gesagt haben: „Der Tasso heute ist nicht mehr der Tasso".

Umsonst zählte ihm ein junger Mönch, stolz darauf, an diesem Ruhme teilzunehmen, die Besuche auf: „Seht nur die hohen Würdenträger der Kirche, die Stadtverwaltung, die vornehmsten Herren des Adels, und alle bewundern sie Euch!" Tasso waren diese Huldigungen nichts; er hatte zu sehr unter so vielen Misshandlungen gelitten, und teilte die Menschheit in zwei Teile: sich selbst, dann die andern, denen er misstraute. Er verlangte nichts sonst, als dass keiner ihn mehr beurteile und beachte.

Junge Frauen und junge Männer, schön anzusehen in ihrer Gesundheit, Pracht ihrer Kleider und galanten

Freundschaft, wandelten in den Bogengängen, ihre Windspiele an der Leine, Veilchen im Gürtel. Aber Tasso dachte: „Eine Schönere hat mich verschmäht“. Und da er nicht mehr genug Feuer besass, um Leonore zu begehren, hasste er sie als die Grundursache aller seiner Leiden.

Am Abend tönte das Angelus über die Stadt. War es der weiche Ton der Glocken, der den Rest von Phantasie weckte, die dem grossen Manne verblieben war? War es der Nebel, der Rom, die Pinien des Pincio und die zerfallenden Steine des Kolosseums bedeckte und das Traurige des Abends auf diesen Ruinen weckte? Zum Mönche, der ihn mit seiner kindlichen Verehrung quälte, sagte er: „Nicht mit dem Lorbeer des Dichters, sondern mit dem Glorienscheine der Heiligen im Himmel möchte ich gekrönt sein“.

Er stand im Rufe herzlos zu sein. Man warf ihm seine innere Frostigkeit vor und keiner ahnte, dass er sich in Zweifeln verzehrte, in welcher Wertschätzung sein „Befreites Jerusalem“ bei Gott stünde.

. . . Von den immer dichter werdenden Schatten der Nacht ermutigt, hatten sich mittlerweile in Lumpen gehüllte, von Klosterschwestern unterstützte Männer und Frauen genähert. „Die Kranken der Spitäler“, sagte der Mönch, und dieser leicht erregbare, weil sehr nervöse Jüngling begann vor Bewunderung darüber zu weinen, dass ein Sterbender so berühmt war, selbst die Teilnahme der Kranken und Bedürftigen zu erregen.

. . . Die Hospitalbewohner entfernten sich, die Nacht brach herein und Tasso war noch immer in Gedanken. Der Mönch, dieses Schweigens müde geworden, war fortgegangen, um sich mit seinen Genossen in Rührung zu begeistern. Bloss eine kleine Bucklige, die den Alten mit verzehrenden Blicken betrachtete, war zurückgeblieben, und er, den so viele hohe und schöne Herrschaften nicht aus seiner Ruhe zu bringen vermocht hatten, streckte ihr seine Arme entgegen.

Er, der Unsterbliche, der die der Liebe wertesten

Jungfrauen besang, das warme Blut sterbender, junger Krieger, das Pathos der kraftvoll mannbaren Jugend, deren Sterben keinen Widerwillen einflösst, die der Wollust nachgibt, ohne unrein zu erscheinen, der rief der armen Verkrüppelten zu: „Bleib, geh nicht fort, du wirst mir schöner und wirst mir trostreicher sein als Leonore!“ Die Bucklige aber floh entsetzt in die Nacht.

Man glaubte an einen Wahnsinnsanfall; man brachte ihn zu Bett, und er starb in dieser Nacht. Ich meine ganz im Gegenteile, dass er niemals eine tiefere Vernunft zeigte. Der Lösung des Problems von der literarischen Verantwortlichkeit, die er mir an diesem Abend zu geben schien, stimme ich ganz bei.

Die kleine Bucklige begeisterte ihn, da sie ihm zeigte, dass er kein unnützer Dichter gewesen war. Die jungen Männer und die schönen Frauen haben Freunde, Geliebte, Verwandte und ihr Glück ist da, wenn ein anderes Herz das ihre in Aufruhr bringt. Für diese Bevorzugten ist keine tote Erfindung einen Lebenden wert, der sie liebt. Aber der siechen Verwachsenen kommt ein Dichter, mag er auch der zerstreuteste und trockenste aller Männer gewesen sein, ganz richtig als der unvergleichliche Wohltäter vor. Was liegt daran, dass es ihm im Leben des Alltags an Herz gebricht, wenn er Schönheit unter jene verteilt, deren Dasein alles entbehrt!

Tasso entschlief seiner ewigen Seligkeit gewiss. Er war zur Überzeugung gekommen, dass er der Welt einen Ton gegeben habe, der es vermochte, die Menschen über ihr Alltagselend hinauszutragen. Was für eine Befriedigung, festzustellen, dass er es dieser kleinen Verwachsenen möglich gemacht hatte, unrichtig zu sehen, das heisst, einige Stunden zufrieden zu sein! Nach so langen Tagen der Erschlaffung empfand er eine Begeisterung, deren Zeugnis man noch auf der Maske entdecken kann, die auf seinem Totenbette abgenommen wurde. „Selbst in der tiefen Ruhe des Todes“, be-

merkte Lamartine, „entdeckt man eine nicht näher bestimmbare Zwiespältigkeit in den Zügen, die an den Kampf des Wahnsinns mit dem Genie mahnt.“ Damit ist ein gut beobachteter Umstand schlecht ausgedrückt. Man findet in der Maske, was bei jedem Dichter sein soll: eine ausserordentliche Sensibilität, eine alles mit sich reissende Phantasie, die imstande ist, uns von allem zu trennen, uns dem übrigen Leben zu entrücken. In diesem Sinne ist er ein Verrückter, der Verrückte macht. Der Dichter hat sich nicht bei den individuellen Nichtigkeiten aufzuhalten. Er führe uns in eine schöne ganze Welt, das ist seine einzige Pflicht, seine wirksame Kraft.

IN SPANIEN
APRIL — MAI 1892

ENTSCHULDIGUNG VOR BERENICE.

Ein junges Weib namens Berenice kannte ich gut und liebkoste ich, und um den melancholischen und fiebrischen Gefühlen, die ich an ihr sah, eine passende Atmosphäre zu geben, liess ich sie in der Gegend von Aigues-Mortes wohnen. Diese so richtig benannten Aigues-Mortes und die Sensibilität der Berenice, die, auch sie, ein totes Wasser ist, aus dem Träume zur untergehenden Sonne steigen, das gab, da es sich mischte, einen Garten, für den mir die Verständigen Dank wussten.

Ja, als ich meine geliebte Berenice den Leuten aus meiner Welt vorstellte, da lächelten die Ernstesten diesem kleinen Mädchen zu. Und doch, habe ich sie dahin gebracht, ganz die Rolle zu spielen, für die sie erwählt war? Habe ich dieses Kind mit grossen Mitteln alles das zeigen lassen, was es enthielt? Es war in dieses Kindes so süsser und immer neuer Art eine unbestreitbare Kraft von Poesie. Hat sie alle Möglichkeiten erschöpft? Die Qualität des Lebens, das unter dieser delikaten Haut schlug, hätte es mir vielleicht gestattet, Berenice in den Vordergrund einer grossen sozialen Intrigue oder einer berühmten Gegend zu stellen, während wir sie nicht anders sahen denn als bescheidene Einsiedlerin in einer Landschaft dritter Güte.

Diese Gewissensbisse überfielen mich heftig an einem dieser letzten Abende, die ich in Toledo war. Seit dem Miradero, dem Nachbarn der Puerto del Sol, die so mächtig und weit ist in der Nacht, mit dem Blick auf die Ruinen der Vorstadt Antequerela, oh, Schönheit, die ich nicht erschöpfte und nie mehr wiedersehen werde — zu dir hätte ich Berenice an der Hand bringen wollen, dass sie Förderung erführe vom Stile dieses Bodens, seiner Fruchtbarkeit, der Stadt und Schluchten, all deren schroffe Härte so eindringlich ist, dass Toledo sich über meine Erinnerungen an Spanien hob mit der Heftigkeit eines wilden Schreies, der plötz-

lich in die Sonntagssüsse Andalusiens aus der Stierarena bricht.

Mit seiner Häuser seltenen und strengen, immer vergitterten Fenstern, seinen holprigen, in den heissen Fels eingelassenen Gässchen, mit den kahlen Abhängen, die es umgeben, fruchtbar nur an Kiesel und heftigem Parfüm, wäre Toledo für Berenice ein äusserst konvenabler Käfig gewesen, für dieses Kind, das keine andere Mission hatte, als spröde Imaginationen weich zu machen.

Ohne Zweifel, hier hätte Berenice die Fieber nicht, die des Abends aus den Sümpfen von Aigues-Mortes aufsteigen, aber zur Rechtfertigung ihrer Erschöpfung genügte dieser engen Gassen ewiges Auf und Ab, in dem bloss das Maultier nicht verweifelt. Und diese spitzen Steine täten manchmal ihren Knöcheln weh, dass sie weinte.

Und was die Einsamkeit betrifft, was ist die von Aigues-Mortes neben der Armut der wundervollen Wüste, in der Toledo seinen Thron aufgeschlagen, einen Thron ganz aus Eisen unter romantischen Arabesken! In Toledo, mein kleines Mädchen, hätte ich dich von der Sonne aufessen lassen. Ich sehe dich am Abend eines Bruthitzetages über dem Visagrator sitzen oder vielmehr liegen, auf der obersten Terrasse, von der aus die Stadt über die Schlucht hängt, wie du die Frische atmest, die aus dem Tajoschlamm aufsteigt, während vor dir der kahle Rücken des steilen Hügels, unter diesem heissen Himmel gekrümmt wie ein Maultierrücken, mit seiner steinigen Not deine müde Schwäche noch vermehrt.

Wenn übrigens die wilde Herbheit von Toledo nicht genügte, um Berenice zu Boden zu drücken und sie uns so rührend zu machen, wie es uns nötig ist, durch ein Letztes wüssten wir sie zu quälen: in dieser Stadt, gekocht und dann gebraten, wo der Benzoëgeruch aus den

Felsen sich mit dem Duft der Kerzen mengt, der aus der ungeheuren Kathedrale strömt, da zeigten wir ihr das ausgehungerte Kind.

Es besteht gar kein Zweifel, dass sie sich, so degutiert, mit der zu schnellen und zu unsauberen Küche dieser edlen Stadt sollte abfinden können. Ich schwöre es, der selige Pachomius, der dafür selig gesprochen wurde, dass er zwanzig Jahre lang in der Thebaïs schlecht gegessen hatte, hat nicht mehr Verdienst als einer, der sich in Toledo niederlässt, und wie jener hätte sich Berenice auf Kosten ihres Magens seriöse Anrechte auf unseren Kultus erworben.

Ah! ich kenne dich gut, wie du sein könntest, Berenice von Toledo! Wie du möglich und interessant wärest, sagte diese deine Biographie:

Du bist ein Kind Andalusiens, ein kleines Maultier wie alle seine Mädchen, mit Füssen, die leicht die Haut umschliesst, im übrigen aber weniger wohl ausgezeichnete Füsse einer Christin sind als vielmehr hübsche ganz runde Holzschühlein, dazu da, auf dem Boden zu klappern und im Tanze die Herausforderungen zu skandieren. Versetzt aus deiner schönen Heimat, aus Malaga zum Beispiel, wo die Frauen, die Freude und der Wein üppig und schwer von Leben sind, daher versetzt in das dürftige Kastilien, da zeigst du durch einen starken Kontrast die Opposition deines freien und leichten Geistes gegen den Asketismus des alten Spaniens.

Uns die Traurigkeiten gehinderter Instinkte aufzuweisen, das war schon deine Rolle in Aigues-Mortes. Deine Poesie, deine Lehre war, ein kleines Tier der Freude, der Freiheit zu sein, hart betroffen und wund gerieben von Regel und Zwang. Aber bei uns bliebst du immer noch ganz in Nuancen und trotz allem doch ein kleines Mädchen französischen Stiles, ganz racinisch. Toledo wird dein Geringstes eigentümlich deutlich machen, verschärfen. Von Frankreich nach Spanien hinüber verlörest du vielleicht an Grazie, aber würdest dafür diesen Schwung der Hüften dir erwerben, den sie alle

da unten haben, Männer und Frauen, Künstler und Verliebte. Nicht mehr im Musée du Roi René, an der hellen, etwas frostigen, so zarten Kunst der französischen Frührenaissance würde sich die Art deiner Seele bilden: du würdest dich abhärten unter den tragischen Puppen, die uns im Dunkel der spanischen Kirchen die Wundmale unseres Herrn und seiner Märtyrer zeigen. Deine Zerstreuung wäre nicht mehr, die langen Ohren deines Esels zu küssen, sondern ins Stiergefecht zu laufen und dem blutenden Tiere zu applaudieren, das mit schönen Männern kämpft.

Ja, Berenice, von Aigues-Mortes nach Toledo versetzt, aber immer im gleichen Sinne rührend und deiner Rolle treu: das Unbewusste lieben zu machen, du stimmtest die Lehre höher, die du uns verkündest. Und das wäre nicht übel, denn du rührtest, wenn auch etwas fade, an noch mehr Imaginationen, wenn du deine Hüften deutlicher schwingst. Anstatt eine von jenen zu sein, an denen die müdgedachten Hirne Geschmack finden, würden dich die Arme leidenschaftlicher Männer pressen. Und dass ich es versäumt habe, dir diese Freuden aufzurichten, dafür entschuldige mich, o meine zarte Weinerin!

VON DER WOLLUST CORDOVAS.

Im Hofe der Moschee von Cordova sass ich auf den Steintreppen im Schatten der Mauern. Der Küster war zu seinem Essen weggegangen und hatte mir nicht erlaubt, im Heiligtume zu bleiben, und so wartete ich an diesem schönen Mainachmittage bis er nach beendeter Siesta die Pforten wieder aufmachen würde. Unter den Palmen vor mir gingen die Kinder vorbei, die zum Brunnen wollen und ich lobte die Art, wie sie die Henkelkrüge auf ihren kaum entwickelten Hüften zu tragen verstanden. In jedem vollen Schritte dieser kleinen Sarazeninnen bewunderte ich das Erzittern des jungen Tieres, dies Beben, das durch ihren ganzen Leib lief, durch die jungen Körper, dreckig und süss, wie die Rebe am Fusse des Weinstockes.

In der Nähe der alten Moschee und inmitten dieses Kinderweinberges lebten, erregt von dieser Atmosphäre des Todes und der vergänglichen Wollust, einige Verse meines geliebten Jules Tellier in meiner Erinnerung wieder auf:

„Philippus, Herennius, Geta, Diadumenos . . . .“

harmonische Verse über die Kinder-Cäsaren, diese Fürsten der Jugend, mit den zum Küssen geschaffenen Lippen, die das Universum feierte und die plötzlich, wenn die Legionen einen neuen Kaiser ausriefen, mitsamt ihren Vätern ermordet wurden:

Et je plains ces Césars si beaux, et plus qu'eux tous,
Ce Philippe l'Arabe au regard triste et doux,
Qui n'avait pas encore douze ans, quand un esclave
A son tour l'égorgea sans quil poussât un cri,
Qui savait tout d'avance et n' a jamais souri.

Welches Dekor hätte wohl besser zu diesen aufregenden Bildern gepasst als Cordova, das in den Pompeius verliebt war, wo Seneca das Licht der Welt erblickte, wo jedes Weib uns mit einem Blicke mordet und mit einem Schwung ihrer sarazenischen Hüften? Antikes Cordova, voll römischer und maurischer Sagen, Ent-

setzen erregend und anziehend in der Geschichte wie ein Ring in einer Blutlache!

Zwischen den unzählbaren Säulen seiner Moschee, wo der Marmor, der Porphyr und der Jaspis in Farben von sinnlicher Schönheit brennen wie Fleisch oder Samte, in den heimlichen inneren Gärten, wo milde die Fayencen leuchten, glaubte ich immer den so ernsten und doch noch so jungen Kopf Philipp des Arabers auftauchen zu sehen, dessen matter Teint nur von dem Blut gerötet wurde, das an dem Tage floss, da man sein Haupt auf eine Lanze steckte. Und als es Abend wurde, da gefiel es mir, von ihm diese Biographie zu bilden, abends bei Sonnenuntergang in den Gärten des rasch hinfliessenden Guadalquivir, in der Nähe Cordovas, das vom Jasmine duftet, den seine Frauen im Haar tragen.

Ich stelle mir vor, wie er hierher kommt, Philipp der Araber, in diese Landschaft tritt, wo ich mich heute Abend der Ruhe ergötze. Dort, wo jetzt diese schnaufenden Rinder, Blumen zwischen den Hörnern und von den Dornen der Aloen ruhig zerstochen, über Kletten, Schwertlilien und harte Kiesel schreitend heimwärts kehren, dort wurde dem jungen Cäsar zu Lust und Ehren in schnell erbauten Palästen ein grosses Fest veranstaltet.

Ich kann mir kein genaues Bild davon machen, so wie es Gelehrte vermöchten, wie wohl jenes Fest war, aber zu allen Zeiten noch, wenn Männer und Frauen zusammen waren, erwachte zwischen ihnen die Begierde und der Neid. Unter all diesen Eitelkeiten, deren Mittelpunkt er war, inmitten dieser unreinen und zarten, vom Schmuck fast erdrückten Leiber war Philipp ganz betäubt vom Staub und von der Zudringlichkeit der Frauen. Nur zwei Mädchen aus England, die irgend ein Zufall hierher geführt hatte, betrachtete er mit Wohlgefallen. Ihr Körper schien kaum zu existieren, nur auf ihre Gesichtszüge und ihre Augen sah man, die göttlich waren. Es erschreckten ihn die künstlich hergerichteten

Frauen. Die schönsten blickten ihn auf eine Weise an, dass er fürchtete, sie würden ihn derb in ihre Arme schliessen, wie die Legionäre es getan hatten, um ihn zum Kaiser auszurufen. Ja einige der feurigsten legten die Hand auf ihn und scheuten sich nicht, seine sprossende Mannheit zu berühren.

Dann liessen seine Kämmerer, die seine Manie kannten, die Menge auseinander treiben; die Lichter erloschen, Andalusiens laue Nachtluft drang in die Halle, und ein wunderbarer Sänger, der allein es vermochte, das zusammengekrampfte Herz des Knaben zu beruhigen, kam vor . . . . . Als die letzten Töne aus seiner Kehle entflohen waren, zündete man die Fackeln wieder an: in diesem Augenblicke fassten sich alle Frauen bei der Hand und eilten in einer langen Reihe, wie man es bei Balletten sieht, im Tanzschritte vor bis an seinen Thron. Bei Anbruch der Dämmerung war die Erschöpfung des Arabers grenzenlos. Aus Nervenüberreizung den weiblichen Kulten des Morgenlandes geneigt, war er ohne Religion, denn die Armee und nicht die Tempel hatten über seine Kindheit bestimmt. Ihm fehlte der Stützpunkt, den Heliogabal in der Religion fand, der oft bei den öffentlichen Andachten inmitten des römischen Gemurmels sich auf seinem Throne zurückneigte, um seinen Gott, den man hinter ihm hertrug, nicht aus den Augen zu verlieren. Doch beim Anblick all dieser Frauen mit erhobenen Armen, nackten Brüsten, glühenden Augen, den Nacken lässig zurückgebogen und der Wildheit ihres Tanzes konnte er ein schluchzendes Weinen nicht zurückhalten, das ohne Grund seine unreife Kinderbrust hob.

Ohne ihn zu verstehen, entschuldigte man sich und bedauerte, dass der Schluss des Festes ihn so peinlich berührt habe; er aber erwiderte: „Vom ganzen Abend war das mein erster Genuss“. Und die Rhetoren fügten hinzu: Er erstickte fast daran, nicht weinen zu können.

Der Zufall fügte es, dass während der Soldaten-Orgie, die seinem Weggange folgte, eine schreckliche Feuers-

brunst ausbrach, der fast alle Frauen zum Opfer fielen. Der Cäsar befahl, sie mit allen Ehren zu bestatten, aber er, der geweint hatte beim Gedanken, dass sie einst sterben müssten, weinte nicht, dass sie gestorben waren.

Wollust und Trauer, undefinierbar gemischt, erste Melancholie, von der Schönheit geweckt, aber hier noch verschärft durch unnatürliche Isolierung. Unglücklich und verlassen auf der Höhe des Reiches, auf dem Gipfel der Welt, litt er daran, dass alle Beziehungen zwischen ihm und den anderen Wesen und Dingen gefälscht und verschoben waren.

Man behauptet, dass es unter unseren Zeitgenossen Leute gibt, den Mathematiker Poincaré zum Beispiel, der über seine gewöhnlichen Beschäftigungen nur mit zwei oder drei Menschen in Europa sich verständigen könnte, niemand anderes vermöchte ihn zu verstehen. Bei der Metaphysik versteht es sich von selbst. Aber Philipp der Araber brachte sein Denken keineswegs in eine unerhörte neue Ordnung; nur die Umstände hatten ihm eine analoge Situation, eine gleiche Isolierung geschaffen.

Diesem Knaben fehlte das Minimum von Widerwärtigkeit, an die die Menschheit seit Jahrtausenden derart gewöhnt ist, dass selbst ein paar Tränen zu vergiessen eine Funktion geworden ist, die wir um jeden Preis befriedigen müssen. Also auf eine äusserst verfeinerte Erfindungsgabe angewiesen, um dieses notwendige Bedürfnis der Rührung zu befriedigen, kam er so weit, vorübergehende Empfindungen, die ein Unglücklicher sonst nie beachtet hätte, gewissermassen im Fluge zu haschen. Er liess keine Gelegenheit entgehen, sich betrübt zu fühlen.

Wir haben gesehen, dass die Ehrungen der Männer und das Entgegenkommen der Frauen ihn erschreckten. Ich glaube, er muss ein ähnliches Misstrauen gegen Hunde gehabt haben: er fand sie zu dienstfertig, zu eifrig. Dagegen gefiel er sich unter den Pflanzen, und da diese ihm nicht die Hände leckten, liebte er

sie: zu ihnen allein fühlte er sich in einem natürlichen Rapport.

Ich denke mir, dass an dem Tage, da die aufständischen Soldaten diesen bleichen Cäsar mit den grossen Augen erdrosselten, sie ihn in den Gärten des Guadalquivir auffanden, unter den Blättern der Bananen, hinter Hecken frisch erblühten Jasmines. Gelber Jasmin voll berauschenden Duftes, grosse, blendend weisse Cistus-Rosen, deren goldige Stempel zwischen unbefleckten Blumenblättern zittern, und ihr vor allem, gigantische Magnolien voll Riesenblüten, ich sah euch, da ihr schöner ward als irgend eine Versammlung von Kurtisanen. Ihr lehrtet mich einsehen, welch ein Leiden das vollkommene Glück sein muss! In der Stille und in der Wollust von Cordova krampfte sich mein Herz in traurigen Ängsten zusammen, ohne Grund und ohne Schmerz, bloss um jenes Teil Tränen auszugeben, das jeder Kreatur zugemessen.

VERGEUDETE KLEINODE.

Ich habe dieses Blatt nur mit einem Gedanken, einer ganz kleinen Erinnerung zu beschreiben, und doch erfüllt sie mich mit einer wehmütig-sinnlichen Empfindung, durchdringend und alles übertäubend wie der Duft, den wenige Tropfen Öl der Kalifenrose in einen Alcarazas gegossen, verbreiten. Es ist die Erinnerung an eine Viertelstunde, die ich in der Tabakmanufaktur Sevillas verbrachte. Und der Eindruck von der Mädchenmenge, durch die ich da an jenem drückend schwülen Tage ging, wird ebensowenig aus meinem Gedächtnis schwinden, wie der Duft, den das Aroma der ausgepressten Nelken, des Basilikums und Jasmins der andalusischen Gärten in meinem Flacon zurückliess.

Es war Mittagszeit, als ich nach einer Wanderung durch sonnenversengte Strassen und Höfe ein riesiges Gebäude erreichte, halb Kaserne, halb Kloster. Ich durchschritt die grossen Säle, wo unter einem betäubenden Lärm von Singen und Schwatzen die berühmten sevillanischen Cigarreras Zigarren und Zigaretten aus Tabakblättern drehen.

Fünftausend Sevillanerinnen! In gekühlten Räumen voll erstickenden Tabakstaubes sind sie an der Arbeit, nur halb bekleidet, und lassen die unvergleichlichen Augen sehen, die Haare, die kleinen braunen Hände ebenso ungeniert wie die runden Arme, die goldgebräunten Brüste, die Waden, und da und dort diese anderen köstlichen Kleinode, deren genauer Name zu sehr der Grazie ermangelt, als dass ich dieses Bildnis damit mindern wollte.

Die einen schaukelten mit dem Fusse die Wiege ihres Kindes, andere hatten ein Hündchen bei sich, einige hatten ihre Arbeit unterbrochen, um sich ihr Gesicht mit Puder zu betupfen oder ihren Teint mit roter Schminke zu heben, die meisten hatten einen kleinen Spiegel neben sich liegen, aber alle trugen eine grellfarbige Blume im Haar und schwatzten.

Es waren Mädchen darunter zwischen zwölf und dreizehn Jahren, die grosse Mehrzahl hingegen zeigte die Formen des liebereifen Weibes; vereinzelte wenige, ganz alte Frauen verstärkten nur den Reiz dieser Jugend und dieses Lebens, das um sie war und sie wie ein zu starkes Parfüm asphyktisch gemacht zu haben schien.

Warum nur machten mich diese so lustigen Cigarreras traurig? Warum war die Empfindung, die der Anblick so vieler schöner Geschöpfe auf einem Flecke, dieser wahrhaften Ställe der Liebe, mir hinterliess, nicht wie es doch sein sollte die von ausgelassener, schrankenloser Daseinslust?

Jetzt werde ich es inne: es war die tiefe Wehmut über so viele vergeudete Juwelen.

Jenen, die die Tränen einer Frau zu geniessen wissen, hätten diese schwarzen Augen unvergleichliche Tränen geben können; diese knospenden Brüste hätten beben können, aber sie werden nur in sinnlicher Lust erschauern; diese kleinen Füsse verdienten stolz und unachtsam über kostbarste Teppiche zu schreiten, und sie werden nur nach der Vorstadt Triana laufen. Ja, ich weiss ganz gut, wie anderswo singt man in der Vorstadt Triana das alte Lied von der Liebe, das Lied mit den Gebärden. Aber, so schön, hätten sie neue Melodien zu erfinden, zu inspirieren.

Beim Verlassen der Manufaktur sah ich, ganz wie ich es geahnt hatte, in welch unwürdige Hände diese kostbaren Kleinode fallen. Für höhere raffinierte Regungen geschaffen, befriedigen diese so hübschen Geschöpfe nur die allergewöhnlichste Sinnlichkeit. Das heisst Perlen wegwerfen. So viel vergeudete Schönheit, das ist der Becher des Königs von Thule, eine Geschichte, die alle feiner Empfindenden traurig macht.

Doch vergraben zu sein, ist nicht das melancholischste Los eines Schatzes. Diese viertausend Frauen dauern ja nur ein paar Jahre. Die Erkenntnis aber, dass ein Wunderwerk im Verschwinden ist, vergeht, das kom-

pliziert alle Wollust zum Fieber! Vergänglich sein, das ist die köstlichste Qualität. In seinen Armen mit jedem Tage die Geliebte verfallen sehen, das erst vollendet mit einer unvergleichlichen Melancholie den Genuss, den sie uns gewährt. Es gibt keine wirkliche Gefühlsintensität, in die sich nicht die Idee des Todes mengte.

Sollte einmal einer von uns eine Geschichte der zerebralen Wollust schreiben wollen, so müsste er dem König Xerxes einen hervorragenden Platz darin geben. Von ihm berichten uns die Geschichtschreiber einige Züge, die tief in unser Herz gehen, und wie man sie selbst bei unseren raffiniertesten Modernen nicht finden dürfte. Im Besitze unbeschränkter Macht, der schönsten Frauen und der herrlichen orientalischen Luft, versprach er dem eine Belohnung, der ihm eine neue Wollust zu erfinden wüsste. Und diese Wollust entdeckte er selber: Als er von den Ufern des Abydos aus sein ungeheueres Heer überblickte, das weithin den Hellespont und die Ebene bedeckte, da gab er sich den Genuss der Tränen bei dem Gedanken, dass von allen diesen Männern keiner mehr in hundert Jahren am Leben sein werde.

Eine gleiche Regung überkommt einen vor den schönen Cigarreras: seit Jahrhunderten folgen sie einander, und verschwinden wieder, ohne dass ihre Schönheit jemals in vollen Zügen getrunken worden wäre.

Die Manufaktur beschäftigt auch ein paar Hundert Maultiere zum Betrieb der Maschinen, in denen der Tabak geschnitten wird. So ist diese Cigareria ein Resumé von allem, was Andalusien zu bieten hat: dessen Ruhm seine Blumen, seine Früchte, seine Maultiere und seine Frauen sind.

Ich wollte aber von dort unten weder Blumen noch Früchte mitnehmen; fern von Andalusiens blühendem Himmel verblasste nur zu schnell ihre vergängliche Pracht. Auch eines dieser andalusischen Kinder würde in Paris nicht an seinem richtigen Platze sein. Aber ein Maultier hätte ich mir gerne ausgesucht, eines mit

den grossen, mandelförmigen Augen. Die schönsten Mädchen von Sevilla hätten ein paar Tage darauf reiten müssen, ich hätte es mit den Winzern in die Weinberge geschickt und in den blumigsten Wiesen an den Ufern des Guadalquivir weiden lassen, dann erst hätte ich es mit mir genommen nach Paris. Und manchmal am Morgen würde ich es in seinem Stalle geliebkost haben und auf seine grossen Augen hätte ich einen Kuss gedrückt, deren sanfter, ernster Ausdruck den herrlichsten, schmachtendsten Liebesblick übertreffen. Mit der Hand über sein Fell zu streichen, wäre mir wie eine Liebkosung so vieler teurer Erinnerungen gewesen.

EIN BESUCH BEI DON JUAN.

Eines Tages suchte ich meinen Weg nach dem Hospiz de la Charité, durch die heissen Gassen Sevillas, diese lustigen Gassen, deren sonnvertrocknete Schönheit hinreissend ist wie der Rhythmus der Castagnetten, und die von den Nelken im Haar der Frauen duften.

Durch einen Hof, den ein paar Bäume beschatteten und ein Marmorbrunnen kühlte, trat ich in die Kapelle. Das tiefe Dunkel liess mich nur undeutlich eine Frau unterscheiden, die ganz in lange schwarze Schleier gehüllt einem Priester ihre Sünden zuflüsterte, ihre leidenschaftlichen Sünden. . .

Eine Schwester führte mich vor ein Bild: die beiden von Würmern zerfressenen Leichen, das berühmte und schreckliche Werk des Valdes Leal.

Ein Vorhang flog in die Höhe, und das volle Licht fiel plötzlich auf die theatralische Leinwand. Ich sah den Kadaver eines Bischofs und den eines Königs in den entsetzlichen Farben der Verwesung, ganz in Grabtücher gehüllt — bis auf das Gesicht, aus dem Tausende von Würmern hervorbrachen. Im Hintergrund ein ganzer Beinhaufen von Schädeln und darüber die geheimnisvolle Wage des Katholizismus, auf der Verdienst und Schuld gewogen wird.

„Ein Bild, das man nicht ansehen kann, ohne die Nase zuzuhalten“, sagte Murillo. Man kennt es aus Charles Blancs Reproduktion in der „Histoire“, aber weiss man, wer es von Valdes Leal bestellte? Ein Zusammentreffen, das nachdenklich macht: Der Mann, der dieses Bild haben wollte, es inspirierte und es bezahlte, war Don Juan, Molières, Byrons und Mozarts berühmter Don Juan, der Don Juan der Tausend und Drei. . .

Man weiss, dass in Sevilla im siebenzehnten Jahrhundert ein mächtiger Wüstling, Don Miguel de Manura Vicentello de Leca lebte, der, um die Frenesie seiner Sinnlichkeit zu befriedigen, Männer mordete und zu

Tränen alle Frauen brachte, die unter seiner Verführung vergingen. Die Welt blieb seitdem von seiner Schönheit, seinen Liebschaften und vom Schlag seines Herzens erfüllt, und selbst im Tode verwirrt er noch, denn es ist aus seinen Abenteuern, woraus die Dichter Don Juan schufen.

Infolge eines unheilvollen Gesichtes, das ihn den eigenen Leichnam sehen und seinem Begräbnis beiwohnen liess, tat er Busse und bat um Aufnahme in den Orden der Caritad. Man kann sogar sagen, dass er ihn organisiert hat. Diese Bruderschaft hat sich zur Aufgabe erwählt, den zum Tode Verurteilten in ihren letzten Tagen beizustehen, sie zur Hinrichtung zu begleiten und dann ihre Leichen, die bis dahin den Tieren zum Frasse dienten, zu bestatten. Männer jeden Standes, grosse Herren und Höflinge trugen die Gehenkten und Geköpften auf ihren Schultern; denn so will es Don Miguels Vorschrift, die ein wahres Meisterstück der Barmherzigkeit ist. Man kennt seine Lebensgeschichte, der sich dieselbe Inschrift eignet, die er an jenem Bilde der zwei Kadaver anbringen liess: „Finis gloria mundi". Seit drei Jahrhunderten erregt die Geschichte dieses Lebens die Phantasie der Menge und der Dichter. Aber was man noch nicht kommentiert hat, ist, dass er von dieser Caritad aus Valdes Leal mit ihrer Ausschmückung betraute. Welches Licht wirft diese Quittung auf die Seele des grossen Erotikers!

Was mich betrifft, so wundere ich mich über ein solches Zusammentreffen nicht. Manche finden in der Tat eine bittere Lust an den Gräueln der Verwesung. Naturen, deren Nerven schon viele Arten der Erregung erschöpft haben, reizen diese Schrecken. Das rüttelt sie einen Moment lang auf, zerstreut sie, weckt ihre sonst stumpfe Sensibilität. Die Wollust und der Tod, eine Geliebte und ein Skelett, sie allein sind ernsthaft noch imstande, unsere armselige Maschine, die alles ermüdet, noch etwas in Tätigkeit zu bringen; und wie schnell erlahmt sie selbst da!

In der Legende der Jahrhunderte kommen sie ja

häufig vor, diese Gesättigten, die sich trunken an Greueln machen. Zur selben Zeit als Don Juan dem Valdes Leal auftrug, die Leichenhäuser zu öffnen, erlebte ein Franzose desselben ungestümen und tragischen Verlangens, Rancé, ein noch düstereres Tête-à-Tête. „Als er sich geradewegs nach den Gemächern der Herzogin von Montbazon begab, zu denen er jederzeit Zutritt hatte, erwartete ihn dort, statt der Freuden, die er zu geniessen dachte, als erster Anblick ein Sarg und darauf der bluttriefende Kopf seiner Geliebten, den man von ihrem Körper abgetrennt hatte, um die Halslänge auszugleichen, denn der Sarg war zu kurz.“

Don Juan organisiert eine religiöse Bruderschaft; Rancé stiftet den Trappistenorden. Beide weihen sich einem asketischen Leben. Wie wollte ich mich über ihr Antlitz gebeugt haben in dem Augenblick, da sich die Leichname darin spiegelten und die plötzliche Wandlung ihres Wesens hervorriefen!

Wenigstens durfte ich den für den schweifenden Gedanken so lebhaften Genuss erleben, zuerst das Porträt und dann, was mehr ist, die Maske zu studieren, die man von Don Juan auf seinem Sterbebette abgenommen hatte. Die Züge dieses Mannes, der zu einer der tiefsten Legenden der modernen Sensibilität den Stoff gegeben hat, diese Züge zu betrachten, zu betasten, ist dies nicht schon sehr erregend? Wahrhaft religiöse Gemüter werden mich verstehen; diese galante Reliquie machte einen tieferen, ernsteren Eindruck auf mich als die vielen heiligen Gebeine, von denen die Kirchen Spaniens voll sind.

Zweifellos war Don Juan eine Seele ohne Komplikationen, aber eine starke Seele und von einem zu mächtigen Innenleben, als dass es für sie Hindernisse gegeben hätte. Es kostete ihn nicht mehr, die Welt durch seine Bekehrung zu verblüffen, als früher die Furchtsamen zu erschrecken, die Vernünftigen zu skandalisieren und seine Geliebten, die nach so grosser Liebe so früh Verlassenen, verzweifelt zu machen.

Valdes Leal zeigt ihn uns in einem authentischen Porträt als den Bekehrten und disputierend. Er sitzt vor theologischen Traktaten und widerlegt und behauptet mit erhobenem Finger und mit dem Wesen eines soldatischen Schnauzbartes. Gewiss, er ist schön so, aber vom Tode empfing er einen noch höheren Adel als von seiner Konversion. Der Todeskampf sublimierte seine Züge, die, so lang er lebte, nicht besonders intelligent waren. Sterbend erst wurde er seiner Legende würdig. In diesem Augenblick war es, dass er ganz sich selber gleich wurde. Aus Don Miguel wurde er Don Juan. Auf seiner Totenmaske trat plötzlich jene Leidenschaft, jener tiefe Ernst hervor, von dem er immer erfüllt war; denn haltet ihn nicht, selbst in seiner Débauche, für einen frivolen Kalten, sondern für einen Menschen, der auf sein Glück erbittert ist und der zu seinem Grimme, das Glück nicht zu finden, diese Bitterkeit gibt, den Schmerz in der Welt zu propagieren. Ah! wie leicht musste es ihm fallen, für die Armen zu betteln, er, der so viele Jahre hindurch um das Glück gebettelt hatte! Und wie leicht musste ihm die barsche Abweisung der angebettelten Reichen sein, nach den Tränen aller derer, die diesem Unwiderstehichen nichts versagen und ihm dennoch den Obolus des Glückes, nach dem er begehrte, nicht reichen konnten! Dieser Wollüstige, der so viele junge Leiber aus den besten Familien in seinen Armen gehalten hatte und den nichts sonst mehr befriedigte, als die Leichen der Gehenkten zu tragen!

Auf die äusseren Umstände des Lebens legt man für gewöhnlich ein viel zu grosses Gewicht. Ob wir unser Leben mit dieser oder jener Beschäftigung hinbringen, das ist unwesentlich. Jeder geht den Weg, der in seinem Dorfe endet. Der geht in das Kloster, dieser andere in die Kaserne, ein dritter wird Kustos in einer Bibliothek und ein vierter Stammgast der Freudenhäuser. Beurteilt die Menschen nicht nach diesen äusseren Dingen! Merkt lieber darauf, wie sie etwas be-

wegt, wie sie Entschlüsse fassen, wie sie diese grossen Erschütterungen spüren, jeder auf seinem Wege.

Paulus auf dem Weg nach Damaskus, Loyola zu einer anderen Zeit zeigen genau dasselbe Willensphänomen, das bei Don Juan Tenorio zutage tritt. Das sind Annäherungen, die die Analogie bestätigen, die wir in den Fällen Don Juan und Rancé fanden und durch die wir vielleicht Anstoss erregen. Aber da ist noch eine andere: als ich in der Caritad diese so ernste Maske betrachtete, brachte sie mir plötzlich Pascals eigenste Züge vor das Auge.

Dieser Don Juan, der allerdings nicht die Provinciales schrieb, aber leidenschaftlich argumentierte, und der, auch er, um sich zu bekehren, seinen Glauben auf seiner Todesfurcht und seinen Enttäuschungen gründete, dieser Don Juan verwirrt mich nicht, wenn seine Züge sich im Todeskampf veredeln und eine Familienähnlichkeit mit diesem fiebrigen Pascal zeigen. Und ich staune nicht darüber, auf ihren Zügen, die keine äusseren Einflüsse mehr deformierten, so ähnliche Linien hervortreten zu sehen, da doch eine gleiche Not ihre innersten Regungen bestimmte.

Schade, dass sich von Don Juans Maske kein Abguss erlangen lässt. In Bronze gegossen wäre es schön in der Hand zu halten. Aber die Ordensschwestern der Caritad lassen es nicht zu, dass ihm noch länger Liebkosungen zuteil werden. Eine scherzhafte Rache! Den die leidenschaftlichsten Frauen auch nicht mit ihren Tränen zu halten vermochten, der ist heute der Gefangene kaltkeuscher Jungfrauen. Sie haben die Reproduktion der Don Juan-Maske verboten.

DER PAGE MIT DEN JAGDHUNDEN

— O die herrlichen gesprenkelten Trauben, die man Nachts in den Obstgärten von Triana abgeschnitten, und am anderen Morgen so frisch und ganz mit Tau überrieselt findet! Gibt es denn eine köstlichere Frucht, den Appetit zu reizen? Ich habe keine Hoffnung mehr, dass mir die glücklichen Zeiten wiederkehren.

— Mein Freund, diese Erinnerung ist eine Falle des Bösen.

Dieses Dialogfragment aus dem Mirakelspiele des Cervantes: El Rufiàn dichoso, der glückliche Ruffian, hatte sich so fest in mein Gedächtnis eingeprägt, dass Triana für mich einen legendären Wert bekommen hatte und mir als einer der märchenhaften Fruchtgärten der Welt vorschwebte. Auch war einer meiner ersten Genüsse in Sevilla, — Sevilla, wo ich heute meine alljährliche Gedächtnisfeier begehe — den Weg über die glühendheisse Brücke des Guadalquivir einzuschlagen, um die Vorstadt Triana auf dem jenseitigen Ufer aufzusuchen.

Kein Obstgarten, keine abgeschnittenen Trauben! Ihre schönen Kräfte zeigte die Natur nur in den grossen Jungen, die ganz nackt und von goldbrauner Farbe samt ihrem Ungeziefer im Schatten ihrer unsauberen Häuser schlummerten. Eine Fayence-Fabrik, die englische Kapitalisten hier errichtet hatten in der Hoffnung, sie mittels unglaublich billiger Arbeitskräfte sehr ertragsfähig zu machen, empörte mich: das ist Degradation eines Volkes, das genötigt wird, bei dieser furchtbaren Temperatur Brennöfen zu heizen und zu einer Stunde, die es vom Vater her auf den Sohn der Siesta weiht.

Langsam ging ich den Schattenstreifen entlang, genoss das Pittoreske der Zigeuner, der kleinen Esel, des aufgehäuften Unrates und verzögerte mich in den stets kühlen und unvermuteten Kirchen. Schliesslich kam ich wieder an den Guadalquivir und setzte mich ganz ermüdet beim Brückeneingang unter den Schatten eines Missionskreuzes. Wir waren da gegen hundert Geschöpfe,

die an nichts anderes als an das Lüftchen dachten, das schwächer als die Bewegung eines Fächers vom Flusse heraufwehte: da waren Bettler, die beteten, erschöpfte Arbeiter, die auf die Pferdebahn warteten, halb nackte Weiber mit ihren Säuglingen, Obstverkäuferinnen; das Ganze mit Fliegen bedeckt und nach Fäulnis riechend.

Vielleicht ist es dieser Geruch, den ich, ich gestehe es, leidenschaftlich liebe, der mich an die Kanäle Venedigs zurückversetzte, wo ich unter einer gelinderen Sonne dieselben Blumen und dieselbe Fäulnis roch. Ich entsann mich, dass ich die Enttäuschung, die mir heute die Gassen Trianas bereiteten, damals schmerzlich auch auf der Giudecca empfand, wohin mich das rätselhafte Lied Mussets geführt hatte:

A Saint-Blaise, à la Zuecca,
Dans les prés fleuris cueillir la verveine,
A Saint-Blaise à la Zuecca,
Vivre et mourir là!

Aber so stark war meine Unzufriedenheit mit Triana, dass ich mich augenblicks nach dieser Zuecca zu versetzen gewünscht hätte, dem traurigen, kleinen Vierte von gestützten Häusern, wo ich bald sah, dass es da keine Verbenen gibt; aber welche Wonne, die staubbeschmutzten Hände von der Gondel in das frische, rauschende Wasser hängen zu lassen!

. . . Und jetzt hat aus der Distanze Sevilla an mir sein Verzauberungswerk vollbracht. Jetzt nach einem Jahre erscheint es mir ganz überrieselt von Herrlichkeit. „O ihr schönen gesprenkelten Trauben der Obstgärten von Triana . . . ich habe keine Hoffnung mehr, dass mir diese glücklichen Tage wiederkehren.“ Aber das was ich nun vor allem jetzt verstehe, ist die Entgegnung des Vaters vom Kreuze in Cervantes Drama:

„Mein Freund, diese Erinnerung ist eine Falle des Bösen.“

Venedig und Sevilla, Siena und Toledo und Cordova! Illusionen habt ihr mir geschaffen, die ich eines Tages

gleichgültig und müde besass und die nun durch teuflisches Blendwerk meinen ganzen Traum beherrschen, und dies ist eure Zauberei: wie ein Liebeswort oder auch eine Kränkung, die in eine glühende Seele fielen, so ist es eurem Bilde, das die Zeit noch grösser werden liess, gar schnell gelungen, das Wesen eines ganz an euch zu reissen, der es für zwei Sekunden in sich aufnahm.

Dieses Sevilla, das allzu handeltreibende, allzu moderne, allzu lachende, ist für mich seit einem Jahre der Ort geworden, an dem Worte eine aufregende Bedeutung bekommen, die mir bisher nichts waren als dumpfe Begriffsnotierungen. Hier in Sevilla empfand ich Marie Padilla, Don Pedro, Don Juan, Valdes Leal, den göttlichen Morales, harmonisch klingende Silben wohl für alle Menschen, die sie aber kurz abtun, während sie mir unversiegbare Ströme unentwirrbarer Eindrücke zuführen.

Am Abende ist Sevilla jung, verliebt und üppig; süss ist es und rauschend wie ein Ballsaal, in dem die Orangeade wirklich eiskalt ist und wo das Licht den Augen nicht weh tut. Aber dem nächtlichen Sevilla ziehe ich noch das der Sonne erliegende Sevilla vor, denn die Sonne verhindert, dass man sich erinnert und voraussieht und sie schliesst ganz ein in die Empfindung des Augenblickes.

Heimliche und kühle Kapellen, die mir diesen Nachmittag, wo alles schläft, gefällige Knaben öffneten, ganz geschaffen, scheint es, Liebesbriefe zu bestellen oder selbst als Kammerzofe zu dienen, so seltsame Möbel, Schreine und Kommoden zeiget ihr mir, auf denen armdicke Lilienbüschel und die letzten Magnolien standen, dass ich von euch den Eindruck mitnahm, ihr seid nicht Kapellen, sondern traulich verschwiegene, noch ganz von glühenden Liebesgeheimnissen durchwehte Räume. In San Jacinto, gerade in der Vorstadt von Triana, weiss ich einen Christus auf einer gesteppten Decke liegen, und er hat zwei Kopfkissen und seine Dornenkrone liegt neben ihm.

Nicht in den Museen von Sevilla oder Madrid findet man des bodenständigen Genusses letztes Wort. Sie sind verdächtig italianisiert. Die wahren Genüsse findet man dort, wo der spanische Hüftenschwung, eine rücksichtslose, wirklich gewalttätige Art, sich zu fassen, unsere Sinne gefangen nimmt. Wie seid ihr interessant, ihr tragische, spanische Holzpuppen, in Samt gekleidet, mit Rubinen beringt, die ihr noch obendrein ein Halbdunkel der Umgebung verlangt, eure verzerrten Züge zu verbergen! Goya macht uns mit diesen Feuern in seinen Stierfechtern und seinen watschelnden Hexen bekannt. Etwas geschwächt natürlich, vom Tode und der Wollust der Märtyrer glitt er zu den Dramen des Stiergefechtes und der Galanterie hinunter. Er erscheint als die letzte Kraftentfaltung einer Rasse, deren Mark versiegt. Aber wenn mir jemals das Geheimnis Spaniens dämmerte, so war es in den tiefen Alkoven seiner unberühmten Kirchen, in denen ich trotz Gitter und Dunkel diese halb vermoderten Puppen anbetete, diese entkleideten und blutenden Körper, die zerschundenen Knie- und Ellenbogen des Christ. Den Christ, einen jungen Mann von dreissig Jahren, über den Frauen ein feuchtes Linnen breiten.

Wenn sich die Wollüste des Stiergefechtes und des Autodafés ins Zerebrale transformieren, so haben wir den Ascetismus! Diese Spanier habe ich im Verdachte, dass ihnen der Anblick des Leidens Christi ein Vergnügen bereitete. Über ganz Spanien hin vernehme ich den schrillen Schrei, den das im Zirkus versammelte Volk des menschenleeren Cadix in die reine Luft emporsteigen liess, als es Stunde um Stunde dem aufspritzenden Blute zujubelte. Auf den so kühlen Steinplatten des Alcazar von Sevilla roch ich das Blut, das junge, kraftvolle Blut der Liebhaber und der Ehrgeizigen, die sich da umbrachten; ein noch leicht auf diesen Steinplatten schwebendes Etwas verriet es mir, wennschon man Teppiche darüber gebreitet hatte, um Schlafzimmer daraus zu machen. So viele Male gereinigt und

so stumm, können mir diese langen Säle doch nicht das Geständnis verwehren, dass hier das gewalttätigste nervöseste Leben gelebt wurde, das je dem Menschen gegeben ward.

Spanien, du wunderschönes Land, du Adel der Welt! Sprecht mir nicht von Deutschland noch von England! Wie ganz verstehe ich jetzt die Ballade, die im sechzehnten Jahrhundert die Senoritas von Sevilla und Cordova sangen: „Mein Bruder Bartolo zieht nach England in den Krieg. Einen jungen Lutheraner, den Strick um den Hals, bringt er mir mit, und eine kleine Engländerin, die meine Zofe sein wird“. Uns allen legen diese Königinnen des Südens den Strick um den Hals. „Ach, mein Freund“, sagt so richtig der heilige Mann des Cervantes, „diese Erinnerungen sind ein Fallstrick des Bösen.“

Ich armer Mann aus dem Norden, den diese Schönheit eines Tages verzauberte, ich denke an den Hundejungen beim Grafen von Laon. Wie ihr sehen werdet, ist sein Lebenslauf ganz der unsere, eingesenkt in die Armseligkeit täglicher Verrichtungen und beruflicher Beziehungen, von ganz kurzen Blitzen erhellt. In einer Sammlung der Grundsteuern bizarren Frohndienstes des alten Frankreich liest man bezüglich der Seigneurie von Laon: „Dem Hundejungen steht einmal im Jahre ein Freudenmädchen mit seinem Leibe zur Verfügung“.

Einmal im Jahre! Ein Freudentag für diesen armen Burschen und ein Zeitraum analog der Berührung unseres Daseins mit diesen romanesken Kurtisanen des Südens, Sevilla und Venedig, Siena und Toledo und Cordova. Welche Intensität musste nicht diese alljährliche Begegnung des Mädchens und des Pagen nach und nach in dessen Phantasie bekommen! Die Zärtlichkeit, die er von dieser Begegnung sicher mitbrachte, empfand der ganze Hundezwinger an der guten Behandlung. Nach solchen Augenblicken konnte er ebensowenig wie einer von uns Nordländern, die da unten gereist sind, ein brutales Tier sein.

AN DER SÜDSPITZE EUROPAS.

Gegen die Atonie ist Spanien ein vortreffliches Mittel. Ich kenne kein Land, in dem das Leben schmackhafter wäre. Es rüttelt selbst einen Menschen auf, den die moderne Verwaltungsmaschine völlig apathisch gemacht hat. Hier merkt man, dass die menschliche Sensibilität nicht nur auf die zwei oder drei starken Sensationen beschränkt ist (die Liebe, der Zweikampf, der Schwurgerichtshof), die in unserer Pariser Zivilisation allein noch vorhanden sind. Das ist schon Afrika; es bringt in die Seele ebenso rasch eine Art von Raserei als ein scharfes Gewürz auf der Zunge brennt.

Eines Tages, und bei welcher Sonnenglut, betrat ich den Zirkus von Sevilla. „Frisches Wasser!" schrien skandierend kleine Jungen. Zuerst wurde vier Pferden der Bauch aufgeschlitzt. Mitten durch die Stille, die über der Menge lag, hörte ich, dumpf wie das Aufklatschen von Kot, das Eindringen der Hörner in diese Bäuche. Vorbedeutender Eindruck, den Tod zu einem Feste zu entbieten! Ich fühlte nur ihn über uns allen und es packte mich das Entsetzen. Dann der junge Gott der Natur, der Stier, mit blutenden Nüstern, zusammengeduckt, wütend wie ein Stier, das heisst schöner als irgend ein in Leidenschaft entbrannter Mensch, und er wiegte auf seinen Hörnern einen armen, schlappen, jämmerlichen Fetzenbündel von einem Reiter. Der ungeschickte Matador, in seinem engen, gestickten Anzug weit eher ein Komödiant, liess vier Degen in dem Heldentiere, das er, von der Barrière gedeckt, erdolchen musste. Das wütende Volk trampelte wie ein Zeuge, der sich bei einem Duell amüsiert.

Sollte ich das lieben, sagte ich mir im Hinausgehen, so würde das zur Folge haben, dass ich mich selber in die Gefahr begebe. Aber nur als Zuschauer an so was Gefallen finden? Unbegreifliches Vergnügen.

Das ganz davon trunkene Volk gab mir dazu noch Stockschläge auf den Kopf, weil alle stehend gestiku-

lierten, während ich sitzen blieb; auch diese Familiaritäten taten das ihre, mich zu degutieren.

In der Folge kam ich von dieser Wertung ab. Vielleicht hab ich es bei dem Experiment an gutem Willen fehlen lassen? Ich hätte mich der berauschenden Gewalt, die ein Blutbad ausströmt, ganz hingeben müssen. Subtile Seelen hebt es beim Anblick des Blutes; ein dampfender Dunst durchdringt uns und weckt das fleischfressende Tier in uns auf. Für die Menschheit ist das ein Jungbrunnen, sich in die allerfrüheste Jugend darin zu baden, die hart an der Animalität ist.

Das Stiergefecht, das ist Spaniens Banalität — wie die Gondel die Venedigs — aber es ist sein bezeichnender Zug, und bloss deshalb spreche ich davon. Der breite, starke Schrei, den jede in ihrer Arena versammelte kleine Stadt an den Himmel wirft, wenn der Stier fällt, er ist der allerheftigste Ausdruck der spanischen Sensibilität.

Eine schöne Raserei, die die Nerven in Spannung hält, aber deren Intensität noch durch die Kontraste wächst, unter denen sie zum Ausdruck kommt.

Der Romanzero general, aus dem das ganze Spanien, wie aus einem unerschöpflichen Vulkan, hervorkommt, zeigt uns, dass die Könige und Grafen, die Edlen und alle Ritter ihren Pferden in dem Zelte Unterkunft gaben, unter dem sie mit ihren Frauen schliefen, damit sie beim ersten Kriegsgeschrei ihre Rosse und Waffen bei der Hand hätten, um auf der Stelle davon zu galoppieren. Unter einem solchen Zelte möchte man gerne leben, man fände die Frauen eine Stunde vor der Gefahr noch schöner, und der Aufbruch zur Schlacht, in der Morgenfrische, kommt entzückend dazwischen, um der Übersättigung vorzubeugen.

Auf Schritt und Tritt sah ich so Spaniens Gewaltsamkeit kontrastiert...

Es war zuerst beim Aufwachen der Grenze, nach Irun, in einer Station; ich sah von meinem Coupé aus

einen ganzen Waggon voll von Don Quichottes und Sanchos durcheinander. Nicht einen, sondern zwanzig, ganz genau wie die Urtypen des Meisterwerkes: die einen mit blühendem Teint, Optimisten, lustige Spitzbuben; die anderen mit ausgetrocknetem Gesichte, ernst und den Blick ganz starr.

Weil es immer das Konträre vereinigt, kommt Spanien den simplen Gehirnen vor, als trüge es seine Parodie mit sich herum. Der wunderbare Quevedo erscheint dem Ausländer karikaturenhaft, er, vielleicht einer der Schriftsteller von der grössten Menschlichkeit! Er ist in der Literatur das, was Goya in der Malerei ist; dieser malte bekanntlich mit dem gleichen Realismus die Dinge und die Träume. Pacheco, der Schwiegervater des Velasquez, sagt in seinem Traktat, der die „Summarische Übersicht Spaniens in Hinsicht auf die Malerei" ist, dass die Gegenstände, deren Bild die Malerei wiedergibt, von dreifacher Art sind: natürliche, künstliche oder solche, die sich aus der Meditation der Seele bilden. Mit diesen letzten lebte Don Quichotte, seiner Dulcinea ganz ergeben; aber an seiner Seite hat er Sanchos mächtigen und groben Materialismus. Und keines dieser beiden Wesen ist Karikatur; so antithetisch sie uns auch scheinen, sie leben in Spanien dicht nebeneinander und vielleicht vereint in jedem Spanier.

Gehen wir noch einen Schritt weiter auf Madrid zu. Da ist in Alt-Kastilien Avila, die Stadt der Mystiker, ganz still, parfümiert vom Dufte der Asche der heiligen Therese und der Kerzen, die in ununterbrochener Anbetung in einer Menge Klöster abbrennen, deren zerfallene Mauern schöne Marmorgrabmäler und den Orden der Karmeliterinnen umschliessen.

Um zur Kirche der Incarnacion zu kommen, folgte ich dem ausserhalb der Stadt gelegenen kleinen Felsensteig, wo die heilige Therese meditierte, als sie in diese Kirche kam, um den Schleier zu nehmen. Welcher Schildträger begleitete sie? Sie hat es uns gesagt: Christus,

der das Kreuz trägt. So exaltiert wir uns das junge Mädchen auch vorstellen, sie war ganz in Tränen. Sie, die man nur in Extase vor Gott zu sehen gewohnt ist, ketteten feste Bande an die Erde. Ich kenne nichts von zarterer Weiblichkeit und edlerer Wollust als diesen Satz, durch den sie sich entschleiert: „Dies ist eine grosse Gnade, die mir Gott erwiesen hat: wo ich auch war und hinkam, immer hat man mich gern gesehen“. Die Klöster der Askese waren in Wirklichkeit Bienenstöcke der Arbeit und kluger Verwaltung. Therese und ihre Freundinnen widmeten sich dem Predigen, der geistigen Führung der Seelen, und hatten Sorgen, ganz analog jenen eines Staatsmannes oder eines Grossindustriellen. Man musste Geschöpfe leiten, sie an eine bestimmte Ordnung gewöhnen, ihnen ein Obdach bauen, ihren Unterhalt sichern. Diese Mystikerin zeigte organisatorische Fähigkeiten, wie man sie bei diesen ausserordentlichen Arbeitern findet, den Colberts,den Beamten Napoleons. Bei Loyola der gleiche Scharfblick und halsstarrig tüchtige Verstand, vereint mit den Verzückungen eines Visionärs.

. . . Eine Stunde davon ist der Eskurial wieder eine Antithese. Die einzige starke Sensation, die sich einer verschaffen kann, der über alles gebietet, ist: auf alles verzichten. Solcher Art war der Genuss des Königs, der sich in diese furchtbare Gruft einschloss. Indem er sich in diese Steinwüste einkerkerte, gab er sich die einzige Nervenerschütterung, die ein von allen Herrlichkeiten des Triumphes übersättigter blasierter Mann noch empfinden konnte. Das stärkste Bild, das ein Dichter ersann, der bis ins Geniale die Gabe der Antithese besass, war der Armenwagen des toten Viktor Hugo, dem ein ganzes Volk das Ehrengeleite zum Panthéon gab; aber er ist unbedeutend, verglichen damit, was die Laune Philipp II. verwirklichte: der mächtigste der Könige, der sein Leben in einer Gruft stirbt.

Weiter auf unserer Reise und wir werden sehen, dass vom Norden nach Süden die Antithese, die Spanien resümiert, der Kampf des Mauren mit dem Kastilianer ist. Dieser unaufhörliche und heldenmütige Kampf hat die Künste bestimmt, die Sitten und den Rassencharakter. Von Provinz zu Provinz findet man die allerheftigsten Widersprüche und selbst in jedem Einzelnen.

Ich will nicht auf die einzelnen Biographien eingehen: Sevilla wird uns den Don Juan geben, der eine packende Wendung machte; Cordova wird uns den wollüstigen Seneca erinnern, der kleine, asketische Traktate schrieb und sich darin gefiel, die Reichtümer, die um ihn waren, zu verachten. Solche Doppelwesen, für uns rätselhaft, sind die natürlichen Produkte dieses Bodens. Aber das deutlichste Zeugnis Spaniens, dieses Landes, wo die böse Tuberose, die Giftmischerin, die „Amiga de noche" genannt wird, das finden wir in den Kirchen.

Der Priester predigt da eine asketische Ethik, ich weiss nicht welche Vollkommenheit, die den Gläubigen dieser Welt entrückt und ihn der Jungfrau zu Füssen legt. Aber dabei seht diese grauenvollen Phantasien an den Wänden an, diese bluttriefenden Bilder, diese Wunden, von denen unser entsetzter Blick sich nicht mehr losreissen kann. Wollte sich der Spanier, der diese Bilder bestellte, sie in dieser Kirche sammelte, mit der Lehre des Altares in Widerspruch setzen? Nein, sicher nicht, denn der Gewährsmann Pacheco schreibt: „Die Kunst des Malers muss sich dem Dienste der Kirche weihen, und sehr oft hat diese grosse Kunst eine viel stärkere Wirkung bei der Bekehrung der Seelen hervorgerufen als die Worte des Priesters". Für dieses Volk besteht gar kein Widerspruch zwischen dem verzückten Mystizismus und der Grausamkeit. Die Gläubigen erfahren die eine und die andere Empfindung. Nachdem er sich der Reglementierung des Priesters unterworfen, sich zu den himmlischen Vorbildern erhoben hat, wird der Mensch sofort wieder Mensch: er muss Blut sehen, beissen, zerfleischen!

Im Dunkel der spanischen Kirche ist mir die wahre Bedeutung der menschlichen Physiognomie klar geworden: Furcht und Neugierde vor den Mysterien, vermengt mit dem Triebe des Fleischfressers, zu zerstören und sich zu vergnügen, und das wird ebenso deutlich in den wissenschaftlichen Zivilisationen als in den religiösen. Um die Art der Dichter Spaniens zu charakterisieren, sagen wir: „Ironie, Karikatur"; für die Asketen „Scheinheiligkeit und Widerspruch"; für das königliche Haus „Wolfsnaturen". Und wir sehen nicht ein, dass es einfach nur kraftvolle Naturen sind, die imstande waren, alle Sensibilitäten ihres Wesens zum Äussersten zu steigern.

Auf der Halbinsel, an der Spitze unseres Kontinents zusammengedrängt, wimmeln die Generationen, gären und mischen sich mit jenen, die nach und nach in anderen Ländern ausgerottet wurden.

Im äussersten Südwesten des Königreiches Portugal, in der steinigen Wüste, deren Ende das Kap Saint Vincent ist, waren wir ohne leitenden Pfad, zwischen Dorngestrüpp, Sandbeerbäumen und Stevas herumgaloppiert. Das ist Europas äusserste Spitze, angesichts der grossen Breite Amerikas. Wir träumten auf der Terrasse des Semaphoren von Kap Sagrès. Alle Arten des Empfindens haben wir quer durch Europa drainiert, und nun sahen wir uns in dieser grossartigen Einsamkeit von ihnen umgaukelt.

Keine Möglichkeit, dieses Heer zu vermehren, es noch weiter zu schaffen. Nichts vor uns als der unbegrenzte Ozean. Im weiten Umkreis hörten wir Rufe. Es waren im Abendnebel die Signale der Schiffe, die das Kap umschifften und nach unten fuhren. Aber das „dort unten" hat keine unbekannten Länder mehr, nichts als die Wiederholungen unseres Europa.

Man hat behauptet, der allein kennte die wahre Süssigkeit des Lebens, der einige Wochen auf einer einsamen Insel verbracht hätte. Das bleibt uns versagt.

Es gibt keine Einsamkeit mehr; es gibt kein Leben mehr, das wir selber uns bilden könnten. Alle Lebensläufe sind im voraus bestimmt, klassifiziert und etikettiert. Um allzu banalisierten Gefühlen noch einigen Geschmack abzugewinnen, haben wir nur ein Mittel: sie zu mischen, wie Spanien, uns ein intensives und kontrastiertes Leben zu schaffen.

Herbe Lust des Doppellebens! Tiefe Wollust, Gegensätze zu vereinen! Wie glücklich muss die Sirene ob ihrer süssen Stimme sein! Aber es gibt nichts, was stärker verbraucht: es ist die schlimmste Debauche. Welche fühlen ihre Seele bei jeder tieferen Erregung im Sterben.

Die Zelte, die die Nomaden jeden Abend in einem neuen Lande aufschlagen, haben nicht die Festigkeit der alten, ererbten Häuser; aber welche Freude für diese Unsteten, sich mit den autochthonen Rassen zu mischen, mit ihnen den Lobgesang des Morgens zu sprechen, während zu dessen Verschönerung insgeheim die Erinnerung jene Weisen mittönen lässt, die sie am vorigen Tage von den Fremden erlernte.

IN ITALIEN

DIE GÄRTEN DER LOMBARDEI.

I. SINGENDE SILBEN, DUFTENDE TERRASSEN.

In der Schweiz hat man mir ein altes, sehr ehrbares Fräulein gezeigt, das sich jedes Jahr einen kleinen Knaben aussucht und den Unterhalt aller seiner Studien bestreitet bis zu dem Tage, an dem er Priester wird. Ich musste sofort an Fräulein Claude Bernard denken, die die Pudel sammelt, ihnen aber die Fortpflanzung verbietet. Und als ich an die italienischen Seen kam, fiel mir die Lebensführung dieser beiden Damen wieder ein und schien mir ein lehrreiches Beispiel.

Gewisse Geschöpfe, sagte ich mir, scheinen ganz besonders dazu bestimmt zu sein, dass man für sie sorge, ihnen die Härten des Kampfes und Wettbewerbes erspare; denn sie würden ihnen unterliegen. Ihre Delikatesse, ihre Schwäche geben ihnen dieses „Recht auf Faulheit“, von dem Lafargue sprach. Aber nachdem sie nicht imstande sind, ihr eigenes Leben zu sichern, wäre es am Platze, ihnen auch die Sorge um die Sicherstellung der Nachkommen abzunehmen, denn die Gesellschaft, die ihnen durchhilft, wäre doch nicht reich genug, ihre Kinder zu adoptieren.

Wo könnten diese modernen Klosterbrüder, diese wunderlichen Derwische und Träumer, denen die Energie fehlt, die man in den grossen Städten ausgeben muss, wo könnten sie sorgloser vegetieren als in den verstreuten Gärten am Ufer der Seen von Lugano, Como, des Garda-Sees, auch am See von Varese, wo Taine sich eine Villa wünschte? Unvergleichliche Paradiese für Geschöpfe, die nichts weiter wollen als eine Wegzehrung!

Gärten von Giulia, Melzi, Sommariva, Serbelloni, singende Silben, duftende und leuchtende Terrassen! Und doch ist es bereits Herbst; ein kleiner warmer Regen fällt auf die Bäume. Auf den Abhängen, die den See umschliessen und wo ich spaziere, ist der Weg eben wie ein Balkon und überall laden Bänke ein. Unter

Myrthen, Zitronenbäumen und Palmen berauscht man sich mühe- und gedankenlos an diesem „Becher Licht", der diese Landschaft ist. Aber nach meinem Geschmacke ist es weit mehr der Herbst als die südliche Flora, der den Reiz dieser Ufer bedeutet.

Alte Bäume, die ihre Äste dem Lichte hinstrecken, treten zwischen den Wanderer und das Rund. Die Bläue des Sees, die Landhäuser, die Wälder von Maulbeeren und Oliven sieht man nur durch einen dünnen Vorhang unbewegter Blätter. Unter diesem Halbschleier gelb werdender Blätter ist die Natur in ihrer grossartigen Stille anbetungswürdiger als irgend etwas der Kunst, und die Frauen auf dem „Frühling" des berühmten Botticelli sind blumenumwunden auch nur arme kleine Tierchen neben dieser Ruhe, dieser Jugend, dieser wahrhaften Göttin, wie sie die Natur in den Gärten der Lombardei ist.

Warum diese oder jene Villa besonders beschreiben? Der ganze Umkreis ist für uns nur ein Garten, in dem magischen Sinne, den das Wort bekommt, wenn es die geheimnisvollen Stätten der Legende bezeichnet, vom biblischen Garten beim Beginne der Welt an bis zu den Zaubergärten der Armida.

Es ist nicht Spaniens Herbheit, noch die Grossartigkeit des Orientes, dort unten, beim Eingang in die Wüste. Es ist sogar ein bisschen banal, aber so lieb! Auf dem Wege von der Schweiz nach Italien kaufe ich bei einem armen Krämer in Lugano irgendwas für ein paar Pfennige, und er besteht darauf, mir drei Tropfen „reinster Chyper-Essenz" auf mein Taschentuch zu giessen. Dieser Geruch hätte mich sonst belästigt, aber er kam von diesem gewandten Höfling, dem ersten Italiener, der mir begegnete, und er parfümiert alles was mich umgibt und schafft mir eine etwas fade aber angenehme Atmosphäre.

In London und von einem Engländer erlebte man nie solche Artigkeiten. Und dann: die Geschmacklosigkeit ist keine so verächtliche Sache. Ich kenne einen

gelehrten Arzt, einen grossen Arbeiter, der nur italienische Diener haben will. Wenn er sich in den Zwischenpausen seiner Konsultationen von den körperlichen Unappetitlichkeiten, die ihm so viele Patienten bis ins Kleinste beschreiben, erholen will, lässt er sich schnell von seinem Kammerdiener was vorreden. Am Sinn der Worte lag ihm nichts, der blosse Klang war ihm eine Erholung. Derartige Zwischenspiele begreife ich besser als ich sie beim General Boulanger verstehe, der in den Pausen der Sitzungen des Comité National das Porträt seiner Geliebten küsste. War sie denn nicht im Nebenzimmer?

Leider hat man eines Tages diese Gärten Italiens durchstreift; niemals lässt man sich da nieder. Man wüsste da nicht zu leben; das sind nur Orte des Nichtstuns. Es ist das Land der Stille, des gänzlichen Vergessens aller Dinge und Geschöpfe. Begnügen wir uns damit, manchmal da vorbeizukommen.

In Italien sind die Weine schlecht, die Frauen nicht hübsch, die Musik recht grell und doch: man erinnert sich an alles ganz trunken. Auf diesem freundlichen Comer-See dahingleitend kommt mir die Musik, die ein armseliges Orchester von einem Ufer zum anderen schickt, ganz köstlich vor. Von beschränkter Kunst und wenig abwechslungsreich, beweist sie mir doch einen so ehrlichen Willen zum Glück! Hier transfigurieren der Duft der Blumen und die Art des Lichtes die dürftigste Melodie. Übrigens täten die Getreuen von Bayreuth sehr unrecht, darüber zu lächeln, dass man in Italien Gefallen an den italienischen Weisen hat. Der Venusberg, aus dem sich der Ritter Tannhäuser so schwer losreisst, die Blumenmädchen, was sind sie anderes als die italienische Weichheit, deren göttliche Kraft der sinnliche Wagner sehr wohl empfand?

Und heute erst, auf der Höhe eines jener Hänge, die mit den Bergen den Comer-See umgürten und beherrschen, unter Bäumen und in Betrachtung des bleifarbigblauen Wassers, das sich zwischen den Wäldern, den

Stoppelfeldern, den Wiesen und Blumen breitet, da bin ich dem kleinen Hirtenbuben begegnet, der im letzten Akte des Tannhäuser seinen Schafen eine Melodie auf der Schalmei vorbläst. Gleiche Haltung, gleiche Poesie.

Poesie! Dieses Wort bewahrt noch seinen Wert für die Besseren. Vielleicht gibt es kein Land, in dem man mehr stückweise, verstreute Poesie findet, als in diesem Italien. Und ich spreche nicht von seiner Literatur und nicht von seiner Musik, weder vom Schmuck der Städte, noch von den Museen. Alles das ist festgebannte und wenn auch nicht verminderte, so doch limitierte Poesie. Aber in den Gärten Italiens berausche ich mich an einer Poesie in ungebundener Form, die wesentlich ist und frei von aller menschlichen Betastung. Eine undefinierte, ungeformte Emotion und deshalb den Künsten untergeordnet, die aber eben darum auch einen um so stärkeren Eindruck gibt.

Seit Jahrhunderten haben die grössten schaffenden Geister aus dieser paradiesischen Atmosphäre Leben gesogen. Aber die kein Genie haben, können hier nur geniessen und faulenzen. Die sittliche Disziplin, die Methode in geistiger Arbeit, strikter Ordnung unterworfene Willensäusserungen, so viele allgemein angenommene moderne Notwendigkeiten, würden in den Gärten von Como und Varese nur ein monströser Unsinn sein.

Je länger ich darüber nachdenke, desto mehr komme ich zur Überzeugung, dass hier das gegebene Land ist für die etwas schwachen, eleganten, zu irgend einer Kraftanstrengung unfähigen Dilettanten, die unsere grossen Städte so schnell töten oder deklassieren. Eine voraussichtige Gesellschaft würde sich nicht, wie die unserige, damit begnügen, verstockten Mördern einen Erholungsaufenthalt zu sichern, sondern diesen Teil der oberen Lombardei gewissen Menschen als Aufenthalt anweisen, für die alles Leiden ist, ausser das Vergnügen; sie zwänge sie zur Unfruchtbarkeit, indem sie ihnen die Wollust liesse.

II. DER ROMAN DES LAGO DI COMO.

Man könnte acht, auch fünfzehn Bände schreiben, noch dicker als der berühmte Feuilletonroman „Les Mystères de Paris“ von Eugène Sue, — noch umfangreicher und nicht wenig aufregender: den Roman des Comer-Sees. Er wäre in seinen geheimnisvollen Details die Folge all' der Abenteuer, die aus Frankreich, aus England, aus Russland hierher kamen, um den Schutz dieser so warmen, duftenden und heimlichen Gärten zu suchen. Und man würde sich dabei auf dieses Jahrhundert beschränken. Man erzählte die Geschichte dieser Prinzessin von Wales, die in einen italienischen Postillion, den berühmten Bergomi, verliebt war und hierher kam, um für den Mann, in dem sie sich entehrte, einen poetischen Rahmen zu suchen. In der Villa d'Este, an der ersten Einbuchtung des Comer-Sees würde man noch das Echo des Lärmes, den dieser Prozess in der Welt machte, vernehmen können. Mit der zeitlichen Entfernung bekommen solche hässliche Dinge ein Art von Schönheit, immer etwas verdächtig, aber doch anziehend. Von Weitem gesehen gewinnen Laster und Tugend viel. In Bellaggio müsste der Erzähler längere Zeit um ein gewisses kleines Haus verweilen, das analog dem in la Faustin unter der Patronage des Monsieur de Sade steht. Niemals betrat es eine Frau. Diese scheinen sich aber auf dem ganzen See, der mit Beginn des Aprils so viele behagliche Barken trägt, dafür entschädigt zu haben. Der Comer-See und seine Ufer sind das Asyl aller mit Unabhängigkeit und Geschmack inszenierten Ehebrüche.

Rousseau hatte daran gedacht, die Vorgänge seiner Nouvelle Héloïse auf die borromeischen Inseln im Lago Maggiore zu verlegen. Er besann sich anders und zog den Genfer-See vor. Wie die klassischen Handbücher sagen, schickte es sich nicht, dass man das Brevier der grossen Herzen der Revolution in diese duftenden Gewässer tauchte, sondern viel eher in die eisigen Ströme der Rhône.

Die Gegend von Como, so gefällig und lindlüftig, die den Reisenden immer wieder in die Barke drängt, wo man sich ausstrecken und träumen kann, diese Gegend sagt allen zu, die gewillt sind, ihrer Leidenschaft nicht zu widerstehen. Diese leichte Luft, elegant bis zur Fadheit, war seit Jahrhunderten nichts als ein Ausatmen von anmutiger Jugend und Wonne. Manchmal in diesen schönen, so blauen, so trägen Tagen möchte man, dass der See ein wenig in Aufregung gerate; ich habe ihn niemals geräuschvoller gefunden als das Knistern der Seide gegen einen Frauenkörper.

Ist es die Fülle der Blumen, die uns unwiderstehlich zwingt, an die Sterbezimmer unserer grossen Städte zu denken? Vor dem berauschendsten Bilde wird man doch immer gezwungen, die Unannehmlichkeit ins Auge zu fassen, dass wir eines Tages sterben. Auf meinen Streifereien am Comer-See suchte ich nach den Friedhöfen. Sie könnten da so wundervoll sein. Es wäre nach meinem Sinne, wenn diese Abhänge, deren Höhen so kahl, deren Mitte grünumlaubte Villen und süssduftende Gärten erheitern, gegen den See zu hie und da mit Grabstätten endigten. Liebkosend umspülte sie dann die Welle, die die Barken der Freude an das Ufer drängten.

Rasch verfliegende Lust, die Wollust und der Tod, das wären die Farben dieses Romans vom Comer-See, leicht zu schreiben, vorausgesetzt, sein Autor hat vorher sich ausführlich über alles unterrichtet und taucht bisweilen die Blätter seines Manuskriptes in dieses Wasser, in dem so viele fieberheisse Hände Kühlung suchen, während die Barke gleitet . . .

Soll ich den Grundton nennen, den deutlichen Charakter dieser Gegend? Sie ist eine Kupplerin. Um sie zu beschreiben genügt es nicht Geograph, Geologe, Agronom, Statistiker oder malerisch veranlangt zu sein. Die menschlichen Anekdoten, die sich da an den Ufern Tag für Tag begeben, die muss man aufweisen. Hier ist das Refugium disqualifizierter Leidenschaften (junge

entführte Mädchen, deklassierte Damen der Welt und das übrige). Taine — der in Venedig nicht eine Zeile hat, um uns zu sagen, dass die Lagunen der Punkt des Erdballes sind, wo man am ehesten an Melancholie stirbt — er unterschied auch nichts unter der dünnen Leinwanddecke der schwimmenden Betten, denen man auf dem Comer-See begegnet.

Im Geschmack einer anderen Broschüre, genannt „Acht Tage bei Herrn Renan“ schrieb ich einstmals einen Essay pittoresker Kritik unter dem hinreichend deutlichen Titel „Herr Taine auf Reisen“. Ich habe Gelegenheit gehabt festzustellen, wie leicht man gerade diejenigen verletzen kann, die man am meisten schätzt, und weil es mir unerträglich gewesen wäre, Herrn Taine zu kränken, dem wir grosse, intellektuelle Wohltaten verdanken, deshalb verzichtete ich darauf, diese kleine Arbeit zu veröffentlichen. Nachdem sie fünf Jahre in der Schublade gelegen hat, dürfte sie nach Moder riechen; wenn sie mir vorher etwas zu ungebunden erschienen war, der Tod Taines dürfte daran nichts geändert haben. In diesem dünnen Heftchen mit ein bischen literaturhaften Scherzen führte ich, wie ich mich entsinne, Herrn Taine in Italien herum und brachte ihn eines Tages auf den Dampfer, der eine Rundfahrt auf dem Comer-See macht. Kaum an Bord, breitete er seine zahlreichen Bücher aus, seine Karten, seine Papiere und beendigte . . . seine Beschreibung von Venedig. Erst gegen Abend begann er den Aktenbündel, den der Archivar von Como ihm freundlichst zur Verfügung gestellt und im Hafen übergeben hatte, zu studieren. Beim Sonnenuntergang verliess Taine endlich die Kabine, kam aufs Verdeck um dort mit gesenktem Kopfe hin- und herschreitend, den ersten Satz seines Kapitels zu komponieren: „Einen ganzen Tag lang schwamm ich ohne Ermüden, ohne Denken in einem Becher von Licht . . . “

Sicher ist dieser schikanöse Spass nur zur Hälfte wahr: Herr Taine war nicht ausschliesslich Bibliothek, er be-

griff die Natur sehr stark; sie sprach zu ihm, und den tiefen Empfindungen, die sie ihm zuteil werden liess, gab seine hervorragende Persönlichkeit, im Gegensatz zu so vielen Anderen, manchmal einen philosophisch unendlich richtigen und ergreifenden Ausdruck. „Angesichts der Gewässer, des Firmamentes, der Gebirge fühlt man sich vor vollendeten, immer jungen Gebilden. Das Zufällige hat keine Gewalt über sie, sie sind wie am ersten Tage; der gleiche Frühling wird alle Jahre mit vollen Händen den gleichen Saft über sie giessen; unsere Hinfälligkeiten haben ein Ende, wenn sie mit ihrer Kraft in Berührung kommen, und unsere Unruhe löst sich in ihrem Frieden. Durch sie hindurch zeigt sich die gleichmässige Kraft, die sich in der Mannigfaltigkeit und Umgestaltung der Dinge entfaltet, die grosse, befruchtende, ruhige Allmutter, die nichts stört, weil ausser ihr nichts ist. Dann löst sich in der Seele eine unbekannte und tiefe Empfindung . . . "

Man lese das nur noch einmal. Es ist nichts dagegen zu sagen, das sind Notierungen, die einen Sinn haben, und ich bin darüber erstaunt, weil sich die wie ich glaube, sehr verbreitete Liebe zur Natur meistens in ganz stupiden Betrachtungen ausdrückt. Aber wie deplaziert kommen mir diese an sich schönen und richtigen Gedanken an den italienischen Seen vor! Sie geben die lokalen Eindrücke doch zu schlecht wieder. Alle Welt durchreist einmal in seinem Leben diese legendäre Landschaft; es steht jedem frei, auch dorthin seine gewohnte Denkweise mitzunehmen; aber in diesem Lande der Stille, wo selbst die Vögel schweigen, finden nur die Leidenschaftlichen eine Heimat, die entschlossen sind, allen ihren entkräftenden Sehnsüchten nachzugeben.

III. UM DIE ISOLA BELLA.

Von meiner Barke aus, die an den Ufern des Lago Maggiore lang gleitet, sehe ich die acht Rekruten Pallanzas, eine Musikbande an ihrer Spitze, dahinmarschieren. Sie tanzen, und um sie herum tanzen die Gassenjungen und die kleinen Mädchen des Ortes. So geht es in verschwenderischem Sonnenlichte von Trattoria zu Trattoria, und das alles zieht so fein bewegt, ein kleinwinziger, antiker Fries, zu Füssen dieser herrlichen Berge auf... Ein Moment Stille, dann beginnt wieder die kleine Musik und gleitet vom See gedämpft bis zu mir herüber. Immer marschiert man noch zu anderen Trattorien. Ganz Pallanza folgt. Arme junge Kerle! Diese Sonnengluten bescheinen den glorreichsten Moment ihres Lebens. In dem festlichen Zuge befindet sich kein Tier, das man den Göttern als Opfer zuführte zu Ehren der Stadt; diese einfachen Gemüter haben nichts darzubieten als sich selber und darum bringen sie auch sich selber die Trinkopfer dar.

Aber welch unvergleichliche Landschaft umgibt diese armen Teufel, die ihrem Schicksal entgegengehen! Am Lago Maggiore erscheint das Firmament höher und der Horizont weniger geschlossen als am Comer-See. Hier sind die Berge mit ihren unendlich weichen und stolzen Kurvenlinien, der Ungezwungenheit ihrer aufblühenden Schönheit so reizvoll, dass ich sie nur den jungen Frauenleibern des Correggio analog empfinde oder dem Gefühle männlicher Reinheit bei den Jünglingen des Plato. Geliebte Berge, bald in Wolken gehüllt, bald hingelehnt, dass ihr die Wellen berührt, bald in Gruppen kauernd wie maurische Weiber auf dem Friedhofe, aber niemals unfreundlich oder trocken, und gegen Abend umkleiden euch die Schatten mit den allerweichsten Samtgewändern. Hier ist weniger Leben als auf dem glänzenden Comer-See; in dieser Einsamkeit weitet sich das Fühlen, übersteigt das Exquisite, um das Erhabene zu erreichen.

Aber da naht der Dampfer, Bild gewissenhafter Ar-

beit schnaubt er in beständiger Anstrengung wie ein dickes Untier. In einem Tag macht er die Runde um den ganzen See; ich verlasse meine Barke, die zu langsam fährt für meine Ungeduld nach Schönheit.

Auf dem Dampfer finde ich wieder Rekruten, die ans andere Ufer fahren, um befreundete Dörfer aufzusuchen. Im Hintergrunde auf Fässern gruppiert, mit einer Feder auf ihren armseligen Hüten, sind sie alle wie junge Hähne mit dem Kamm und rauchen lange Virginierzigarren (so ungerecht von gewiegten Kennern verkannt, von Theodor de Wyzewa und Anatole France). Ein Musikant ist in ihrer Gesellschaft; unaufhörlich schmettert er in diese Schale erhabenen Lichtes und blauen Wassers verfälschten Verdi und neapolitanische Lieder. Alles das ganz minder, aber an diesem unvergleichlichen Nachmittage besiegt die Begeisterung alles. Auch die Augen dieser kleinen Kerle haben einen vollkommen blöden Ausdruck und ihre Haltung ist schlaff und doch tragen auch diese armen Leute ihr Teil zur harmonischen Wirkung des Ganzen bei.

Am Ufer lang einfache Terrassen, die dem See durch schwere Arbeit abgerungen wurden, sechs Bäume auf einem kleinen Cap gepflanzt, um die langen Fischernetze daran zu befestigen, Granitbänke an den schönsten Aussichtspunkten, alles das bekundet ein so künstlerisches Verständnis des Genusses, einen Luxus ohne Reichtum, neben dem mir momentan alle ersonnenen Raffinements eines Rotschild, selbst eines vierzehnten Ludwig nur wie niedrige Grosstuerei erscheinen. Man behauptet, dass die Devise der Familie Borromëi: „Humilitas“ nicht im Einklang stände mit den prachtvollen Plätzen, wo sie überall angebracht ist. Dieser Vorwurf ist nicht richtig. Hier gesellt sich zur Augenweide niemals der Begriff des Geldes. Man überlässt sich ohne Berechnung dem umgebenden Glücke; es bildet sich aus Düften, Farben, Spiel des Lichtes und des Wassers, aus heiterer Luft, um uns durch alle unsere Sinne zu dringen.

. . . Station Isola Bella! ertönt plötzlich der Ruf des Matrosen.

Isola Bella, die Perle des Lago Maggiore, die sagenhafte Stätte der Lieblichkeit und der Schönheit, wo unser ganzes Wesen verseltsamt wird. Beim Klange dieses sublimen Namens, beim Anblick der Menge, die sich in gleicher Liebe drängt, um auf diesem engen, göttlichen Erdenflecke zu landen, vergesse ich alle Unzulänglichkeiten; man wird an die reinste Wollust rühren. Ich will mir den Schmerz antun, sie mir vorzuenthalten. Der Dampfer entfernt sich, und ich bleibe ganz allein auf dem Verdeck zurück. Die Terrassen der Isola Bella breiten ihr romantisches Dekor vor mir, ihre Statuen, die wie ein Glücksschrei sich zum Himmel heben, ihre Vegetation, die dem ganzen Erdball entlehnt und der Phantasie so neu ist wie eine leise, ungekannte Berührung.

Die ganze Anordnung so fein, von so tiefgehender Überraschung, dass die Nerven jenes, der sie bewundert, für den ganzen Tag verbraucht sind. Ich habe Augen gesehen, die diese Schönheit mit Tränen füllte. Das „Embarquement pour Cythère" sagte Watteau, und seine Melancholie, seine Hoffnung auf das Leben, seine nach dem Unbekannten erregte Sinnlichkeit ersannen ein Traumgebilde, ganz analog dem „débarquement d'Isola Bella".

An andern Tagen suchte ich diesen Traum auf und weiss, aus welchen Imaginationen und welchen Wirklichkeiten diese Zauberei gemacht ist.

Gegen das Jahr 1628 hing Julius Cäsar Borroméi sein Herz an die Verschönerung dieser Felsen, die eine arme Bevölkerung bewohnte. Er träumte davon, sie zu einer Stätte aller Wonnen umzuwandeln und gab ihr den Namen seiner Gemahlin, Isabella. Auf der Stelle, wo er eine Kirche niederreissen liess, begann er die Gärten, und Flandern, Valenzia, Alicante und Rom mussten die Pflanzen dazu geben. Sein Sohn Vitaliani, ein

grosser Verehrer der Lehren Platos, fuhr fort, an diesem idealen Aufenthalte weiterzubauen. Ein Eckchen der Insel, das noch hundertfünfzig Leute bewohnten, brachte er durch Kauf an sich. Er bedeckte die Felsen mit fruchtbarer Erde, die mit grosser Mühsal in Barken vom Festlande herübergebracht wurde; und indem er den Palast teilweise über dem Wasser erbaute, konnte er auf diesem engen Raum zwölf Garten-Etagen übereinander anlegen. Schon im Jahre 1668 spielte man auf der Jsola Bella ein Zwischenspiel mit Musik, „Die durch die Allegrezza von der Insel vertriebene Hypocondria“.

Zu Ende des 18. Jahrhunderts erlitten die äusseren Umstände der Familien, die bisher im Genusse der Rechte einer fürstlichen Herrschaft waren, eine grosse Umwälzung. Der im Jahre 1751 geborene Gisberto war der letzte Borroměi, der sich der feudalen Rechte erfreute. Wenn auch ein Federstrich diese Familie aller ihrer Privilegien beraubte, so blieb sie doch mächtig durch ihre Privatbesitzungen. Im Jahre 1796 wurde Gisberto nach Nizza verwiesen, weil er im Verdachte stand, er habe die neue politische Ordnung stürzen wollen. Als einfacher Bürger kehrte er nach Mailand zurück. Als Napoleon das Königreich Italien schuf, verlieh er ihm den Grafentitel und gestattete ihm, die Inseln als Majorat für seinen ältesten Sohn zu errichten. Nach 1814 und als das Königreich fiel, gab es da kein Majorat mehr.

Die Familie Borroměi macht grosse Anstrengungen, um die schöne Inselschöpfung ihrer Vorfahren zu erhalten. Eines Tages werden wir durch das unerklärliche Spiel des Code-Civil, der alle Vermögen zerstückelt, die Isola Bella als Eigentum eines Amerikaners sehen, oder was noch wahrscheinlicher ist, als das eines Palast-Hotels. Aber pflücken wir zu jeder Jahreszeit die Frucht, die sie uns darbietet; das ist die Moral dieser begnadeten Insel, und finden wir, da es noch Zeit ist, hier durch erfinderische und prunkliebende Amateure die

Verwirklichung der sinnlich reizvollsten Phantasiegebilde der grössten Dichter. Hier sind die Gärten der Armida, die Tasso malte und die Insel der Alcine, die Ariosto beschrieb.

IV. DIE BORROMËISCHEN TAUBEN.

In den Gewässern, welche die Isola Bella umspülen, wäre ich gerne den beiden Nymphen begegnet, die Ubaldo und der Däne sahen. Sie schäkern und schwimmen um die Wette; tauchen manchmal unter und enthüllen bei jedem Wiedererscheinen neue Schätze. Die Herzen der Krieger kommen in Wallung, sie verweilen, um sie zu schauen; die Nymphen scherzen weiter; endlich hebt sich eine von ihnen auf die Oberfläche und sie zeigt den Augen einen alabasterweissen Busen und andere noch geheimere Dinge. Der übrige Teil des Körpers zeigt sich undeutlich unter dem verschleiernden Nass; das Wasser tropft aus ihren blonden Haaren. Zerstreut irrt ihr Blick am Ufer; sie tut, als sähe sie die zwei Fremden zum ersten Male; das Rot steigt ihr in die Wangen; sie löst den Knoten, der die Haare auf dem Kopfe festhielt; sie fallen, und das Elfenbein ihres Nackens ist von Gold überflutet: welche Fülle von Reizen verschwand! Aber ein neuer Zauber ersetzt sie; sie richtet die Augen mit Schämen und Freude auf die zwei Krieger. Sie lacht, sie errötet und ihr Lächeln wird schöner an ihrer Schamhaftigkeit. Endlich, mit einer Stimme, so rührend, dass sie die härtesten Herzen erweichen müsste: „Glückliche Fremdlinge, die ein gnädiges Schicksal an den Ort der Seligkeit führte, hier werdet ihr einen Ruheplatz finden vor den Stürmen und Vergessenheit für alle eure Schmerzen; hier werdet ihr alle die Freuden kosten, die die Menschen im goldenen Zeit-

alter genossen, da sie noch frei vom Joche des Gesetzes waren. Legt drum eure von nun ab nutzlosen Waffen weg".

Tassos Nymphen sind verschwunden, aber ihr Gesang schwebt noch über den Gefilden, die mit der gleichen Kraft unsere Sinne erschlaffen und uns durch Entzückung läutern. Eigentlich ist dieser Garten, den wir durchwandeln, nichts mehr als eine prächtigste Theaterdekoration, aus der der Hauptakteur verschwunden ist und er hat genügend Spuren hinterlassen, dass unser erregtes Verlangen seinen Abgang bedauert. Auf der Isola Bella leidet man undeutlich an der Leere und an etwas, das fehlt. Diese Insel, die mir manchmal wie der schöne Athis vorkam, der zur Herbstzeit blutend und erniedrigt auf dem Sande liegt, ist im Grunde nichts als ein niedergetretener Rasenflecken, dem alle Wollust entfliehen will. Hören wir nicht auf, in diesem verlorenen Paradies die Schatten Tassos heraufzubeschwören; dass sie uns ein Arkanum seien, unsere Sehnsucht zu täuschen, der uns eine solche Luft widerstandslos preisgibt.

Die zwei Krieger Ubaldo und der Däne sind bis zum Zaubergarten der Armida vorgedrungen. Schlafende Gewässer, kleine Bäche auf einem Silbersand, Blumen, Gesträuche, Rasenplätze, vom Lichte vergoldete Hügel, schattenbedeckte Täler, Grotten und endlose Wälder; ängstlich versteckt sich die Kunst, die diese Schönheiten schuf und erhöht dadurch noch ihren Reiz. Dem Gebote der Zauberin fügt sich die gelehrige Luft und trägt überallhin eine befruchtende Wärme und lockt den willigen Saft in Zweig und Ast; in die stets reifen Früchte mengen die Bäume immer neue Blüten. Auf dem gleichen Stamme, dem gleichen Laube hängt die bereits aufgesprungene, überreife Feige, dicht neben der andern, kleinen, ganz grünen; und der Weinstock, noch in Blüte, trägt schon eine saftig-schwere, schwärzlich angehauchte Traube. Die verliebten Vögel im

Laube singen schmachtend ihre Freuden und ihre Leiden und ihrem Singen gesellt sich der murmelnde Bach und das frischgrüne säuselnde Blatt. Einer dieser beflügelten Sänger hat ein buntes Gefieder und einen purpurfarbenen Schnabel; wenn er eine grosse Arie beginnt, so bildet seine Zunge Töne, die den unsrigen gleichen. Alles schweigt, um ihm zuzuhören: „Sieh diese erblühende Rose, die nur zart gerötet", sagt er, „sie öffnet kaum ihre Knospe; je weniger sich diese Klausnerin zeigt, desto schöner ist sie; aber kühner geworden, trägt sie ihre Schätze, ihr Geheimnis zur Schau; plötzlich welkt sie dahin, und ist nicht mehr diese Blume, die tausend Schönheiten beneideten und die die Liebhaber ihren Geliebten darzubringen brannten. Pflücken wir die Rose am Morgen, denn am Abend fällt sie verblüht; pflücken wir die Rose der Liebe; lieben wir solange man uns lieben kann."

Er schweigt, die Vögel heben wieder ihr Gezwitscher an; die Turteltauben verdoppeln ihre Küsse; alles entbrennt, alles entflammt. Die Eiche und der Lorbeer, der Strauch und die Blume, die Erde und die Gewässer atmen die Liebe und fühlen ihre Macht.

Mitten hinein in all diese Wollust treten die beiden Krieger. Was aber sehen sie da durch das Laubwerk? Armida und ihren Geliebten. Sie liegt auf dem Rasen und hält Rinaldo in ihren Armen. Ihr Schleier verhüllt nun nicht mehr den Alabaster ihrer Brust; ihre Haare sind aufgelöst; sie ist ermattet vor Liebe; Schweisstropfen der Lust glänzen auf ihren flammenden Wangen und machen sie noch schöner. In ihren feuchten Augen leuchtet das Feuer der Begierde und ihr Haupt neigt zu dem auf dem Rücken liegenden Rinaldo.

Wenn ich unwillkürlich beim Durchstreifen der Isola Bella und ihrer zwölf Garten-Terrassen die berauschenden Bilder Tassos suchte, so war es die Alcina des Ariosto, die mir fehlte, als ich das Schloss besuchte und von den langen Bogengalerien aus, die das ganze

Bauwerk tragen, die windstillen Wasser von dunkelm Blau erblickte, die sanften Hügel, die sie umrahmen und, etwas ferner, die beschneiten Gipfel.

Erinnert ihr euch des himmlischen Gesanges, in dem Alcina die Säulenhalle ihres Palastes verlassend Roger entgegengeht? Sie empfängt ihn, umgeben von ihrem Hofstaat, und lässt ihm Ehren erweisen, die sie einem Gotte zugestanden hätte. Der Palast zeichnet sich weniger durch seine Pracht als durch die Anmut und die Schönheit seiner Bewohnerinnen aus. Alle besassen die gleichen Reize und die gleiche Jugend, von Alcina überstrahlt wie die Gestirne der Nacht von der Sonne. Ihre Haare flattern als Fülle unzähliger, weicher, glänzender Locken. Ihre schwarzen Augen sind voller Sanftmut und wenig verschwenderisch mit Blicken. Ihr Mund von der roten Farbe des Zinnobers lässt, wenn er sich öffnet, zwei Reihen ausgewählter Perlen sehen, verschönt von süssen, sanften Worten und einem Lächeln, das alle Herzen entflammt und gefangen nimmt. Göttliches Lächeln, das mehr dem Himmel als der Erde anzugehören scheint! Ihr anmutig gerundeter Hals überstrahlt an Weisse den Schnee; ihre Brust ist breit und hochgewölbt; ihre Brüste weiss wie Milch und leise bewegt; man könnte sagen, wie schwingende Wogen beim Wehen des Zephir. Trotz der Schleier, die den Blicken Einhalt gebieten wollen, entdeckt man, dass die verborgenen Reize den sichtbaren ebenbürtig sind. Ihre zwei feingeformten Arme endigen in Hände, deren Elfenbeinweisse weder die Adern noch die Gelenke zutage treten lässt. Alles an ihr ist verführerisch; ihre Rede, ihre Stimme, ihr Lächeln, ihr Gang, ihre Aussprache. Wie hätte Roger, als er sie so schön sah, widerstehen können? An Alcinens Tafel zittert die Luft von den harmonischen Klängen der Lyren, Harfen und Gitarren. Die Gesänge malen die Wonnen und die Verzückungen der Liebe. Die Erfindungen der Dichtung erhöhen den Reiz des Vortrages. Das Gastmahl ist grossartiger

und prunkvoller als wenn Kleopatra den siegreichen Antonius empfinge.

Man entfernt die Tische; alle Gäste bilden einen Kreis und widmen sich jenen Spielen, die die Liebe erfand, um zärtliches und verschwiegenes Entgegenkommen zu begünstigen. Die einen und die andern flüstern sich einen Teil ihrer Herzensgeheimnisse ins Ohr. Voll Heimlichkeit machen sich Alcine und Roger die süssesten Geständnisse; ein gleiches Verlangen führt zu dem gleichen Versprechen, sich in der nächsten Nacht wieder zusammenzufinden. Früher als sonst werden die Spiele beendet. Pagen bringen Wachsfackeln. Sie führen die heitere Versammlung in die für sie bestimmten Gemächer. Ein grösseres, prächtigeres und auch wohlduftenderes Gemach ist für den Paladin bestimmt.

Roger ruht in dem feinsten und köstlichsten Linnen. Er wartet gespannt auf das Geräusch, das ihm Alcinens Kommen anzeigt. Bei der geringsten Bewegung hebt er voller Erwartung den Kopf. Oft glaubt er sie zu hören, erkennt seinen Irrtum und seufzt. Einige Male springt er aus seinem Bette, öffnet die Türe, horcht vergeblich, und voller Ungeduld verwünscht er die langen Stunden, die den ersehnten Anblick verzögern. Er sagt sich: „Sie kommt" und zählt die Schritte, die sie machen muss, um zu ihm zu gelangen. Tausend Gedanken bestürmen ihn und manchmal fürchtet er, dass ein unvorhergesehenes Hindernis ihn des Glückes beraube, das er zu halten glaubte.

Alcine hat endlich alle Furcht verbannt, und während Ruhe und Stille in ihrem Palaste herrschen, überschüttet sie sich mit den süssesten Wohlgerüchen und verlässt leise ihr Gemach. Durch einen geheimen Gang begibt sie sich zu Roger. Endlich sieht er das bezaubernde Gestirn erscheinen. Was ein brennender Schwefel ihm in seinen Adern fliesst! Seine Blicke tauchen unter in dieses Meer von Wonne und Schönheit. Er springt aus seinem Bette und presst Alcine in seine Arme. Die Zauberin hat keine andere Umhüllung als ein einfaches

Gewebe feinster Gaze von blendender Weisse. Unter Rogers Küssen löst sich dieser Schleier, und Alcinens nackte Gestalt entsteigt aus dem Kristalle, der ihre lilienweissen und rosenroten Umrisse verbarg. Sie umschlingen sich, und der Efeu umklammert den stützenden Baum nicht fester. Die Blumen, die im indischen Sande wachsen und die Ebenen von Saba duften nicht so süss... Dann herrscht die Stille, wenn auch ihre verstummten Zungen ihre Seligkeit noch reden.

Das Mysterium dieser Nacht blieb verschwiegen, wenigstens tat man so, als kennte man es nicht. Alle dem Willen Alcinens gehorchenden Schönen umgaben Roger mit Zuvorkommenheit und Aufmerksamkeiten, aber alle taten so, als hätten sie keine Ahnung von seinem Glücke...

Wenn der Reisende, der vom Norden kommt, die Isola Bella besucht, so sieht er die Tränen, hört die Seufzer, gibt sich den Liebesspielen der schönen Heldinnen des Tasso und Ariosto hin. Diese himmlischen Harmonien, dieses folgenlose Hin und Her, all diese Romantik, die noch orientalischer ist als die Melancholie der asiatischen Nächte, tritt aus den Reichen des Traumes heraus, wird hier möglich, ja notwendig. Der Reisende ruft die Wollüste, bietet ihnen seine Jugend, beklagt wie Faust, nicht so weise gewesen zu sein, sie zur Annahme zu bewegen.

Ohne Armida und Alcine haben diese alten Boskette immer den Wert einer Fülle von Gewächsen aus allen Zonen, und der Eindruck steigert sich von Terrasse zu Terrasse, denn auf jeder wechseln die Pflanzengattungen ab, ohne dass dieses Durcheinander unvereinbarer Sorten die Harmonie störte, wie es der Übelstand in den botanischen Gärten ist. Die Folge üppiger Gruppen von Zitronen und Orangenbäumen, Kamelien, Kampherbäumen, Magnolien und Libanonzedern versetzt uns nacheinander in die Atmosphäre aller Provinzen der südlichen Himmelsstriche.

Ich drang in ein dichtes Gehölz hoher Lorbeerbäume ein. Dieser jähe Schatten am hellen Tage vermehrte noch die Vornehmheit dieser heiligen Zweige. Schwarze

Äste und glatte Blätter! Bei meinem Schritt erhoben sich gegen zwanzig Tauben, aber mit so schwerem Fluge, dass man sie hätte mit der Hand nehmen können. Das ging mir sehr nahe, denn sie schienen mir halb berauscht von den dichten Düften, die sich da auf den schmalen Terrassen aus einer Unzahl von Bäumen aller Zonen akumulierten. Diese in der Welt ganz einzige Luft schien sie zu ersticken. Heutzutage geht keiner dort spazieren ohne ein Unbehagen zu fühlen, inmitten so vieler verdichteter Düfte, die eine prunkliebende Kunst gewaltsam zusammentrug. Es ist das Königreich des Fiebers; eine Schönheit, die nicht zu atmen ist.

Wir besitzen ein lyrisches Buch von Banville, dessen Titel mir eine grenzenlose Traurigkeit erweckt „Les Exilés“: ein Wort, das einen öden Strand unter grauem Himmel enthüllt. Ovid, sagt er, trinkt die Milch der Stuten unter dem ledernen Zelte des Sarmaten und auf das von der florentiner Sonne golden gebräunte Gesicht Dantes fallen die schwarzen Regentropfen des alten Paris. Sind sie die wirklichen Verbannten und die Beklagenswertesten? Nein, denn ein Tag kam, wo ein Lufthauch der Geschichte die Unterdrücker wegfegte. Soll man die mehr beklagen, die in der Armut leben, im Laster, im Schmerze, die, die der Tod von ihren Herzensfreunden trennte? Sie können sich mit anderen Heimgesuchten trösten. Die wirklichen Verbannten, die aller Hoffnung Baren sind jene Erdenwanderer, die für das Schöne und Wahre in Liebe entbrennen und, inmitten von Menschen, die niedrige Gelüste beherrschen, sich von der göttlichen Flamme verzehrt fühlen... So urteilt der Dichter. Was mich betrifft, so verspare ich mein tiefes Gefühl für die schönen Bäume der Isola Bella, für diese Verbannten, die in ihrem Geäste anstatt der verheissenen Paradiesvögel nur dahinsiechende Tauben tragen, und deren Tod die Verpflanzung ihrer Schönheit verschuldet. Der wirklich Verbannte, das ist der, dessen allzuschöne Natur um sich die Verzweiflung oder den Tod verbreitet.

DER HERBST IN PARMA.

Die Gestalt des Fabrice del Dongo — aus der Chartreuse de Parme — die eine so seltene Mischung von Enthusiasmus und Subtilität der Empfindung aufweist, muss man bewundern. Mit sechzehn Jahren beseelte ihn der glühende Wunsch etwas zu wirken und an der Seite des grossen Napoleon sich seine Energie zu beweisen. Heutigen Tages fände er nur im parlamentarischen Leben Aktivität und Wagen. Trotzdem er in der Intrigue sich zu amüsieren verstand, hatte er zu gleicher Zeit den Geschmack an den Sensationen der Seele. Durch diese Doppelseitigkeit, der die Sinnlichkeit des alten Italien einen passenden Rahmen gab, bleibt er einer der anziehendsten Helden des Jahrhunderts.

Ich bin nach Grianta, nach Cadenabbia gewandert, wo Fabrice seine Kindheit am Comer-See verlebte; ich habe zwischen Como und Ternobbio, gegen Vico hin, den weit in den See hineinragenden Felsen aufgesucht, auf dem er in einer herrlichen Nacht und in Gedanken an Sanseverina eine so köstliche Exaltation von Grossmut und Tugend erlebte; ich folgte seiner Spur am Lage Maggiore und versuchte mich in alle Stimmungen, mit denen er sich dort trug, hineinzuleben. Gestern endlich, in Parma, durchlebte ich nochmals seine wichtigsten, von Romantik und Zufall ganz erfüllten, aber niemals ins Gemeine oder Läppische fallenden Epochen seines Lebens, ging ihnen mit meiner Phantasie nach, die hungernd danach ist, sich mit Lebensformen zu zerstreuen, sich in deren Sinn der Ungeschicklichkeiten und Zaghaftigkeiten zu verlieren, die ich zu vermeiden nicht verstehe.

In diesem Parma, das Bourget und Taine vernachlässigten, musste ich zu allererst die Correggios besuchen. Nur hier kann man diesen sublimen Maler kennen lernen, der für jeden Moment der weiblichen Seele einen Ausdruck schuf, von der feinsten, nervösen

Erregung bis zum vergehenden Wonnerausch. Die Feuchtigkeit, die Zeit haben seine Fresken und seine Kirchenkuppeln mit Schatten erfüllt, und die mysteriöse Grazie seiner Gestalten mit einem ungraziösen Mysterium verdunkelt; aber im Museum sind zwei, drei Bilder, vor allem „Der Tag", wo ein Kindlein mit den Haaren einer unvergleichlichen Magdalena spielt, die so schmiegsam, so wollüstig ist in ihren kaum sechzehn Jahren — das hat mir die anmutige Grazie, das Licht und die ausdrucksvolle Bewegtheit des Comer-Sees erinnert. Unter dem belehrenden Einflusse solcher Schönheiten beginnt man selbst an Parmegianino Geschmack zu finden und vorgefasste Meinungen zu korrigieren, die so ungerecht diese mageren, reizlosen Florentiner übertreiben, diese eckigen, harten Primitiven. (Man betrachte nur in der Mailänder Brera so einen verachteten Procaccini, eine verzückte Heilige, aus deren Wunde sich ein schreckliches Blut über ihre liebreizenden Brüste ergiesst, die ein feines Gewebe verhüllt. Über ihre schönen, nackten Schultern beugt sich ein Kopf, Mann oder Weib, der auf dieses Blut mit eigentümlichem Wohlgefallen sieht und ohne dass seine Gestalt sich zeigt der Heiligen mit der Hand einen Kranz darreicht, aus violetten und gelben Rosen. Eine Kombination von Seelischem und Farbe, die ganz einzig die, geben wir es doch zu, eckigen, unbeholfenen Versuche einer Menge Giottos für Engländerinnen übertrifft.)

Ich weiss wohl, weshalb Stendhal seinen Roman nach Parma verlegt. Oft kam er hierher, die Wollust Correggios zu bewundern, den er ungemein lebhaft empfinden musste, da er die italienische Oper zu geniessen verstand; und der Name Parma blieb mit diesem Suchen nach dem Glück in hingebenden Gefühlen verbunden, dem er diese unmoralische und leidenschaftliche Hymne „La Chartreuse" weihte.

Aber konnte ich, so stark ich auch Correggio geniesse, ihm diesen ersten Augenblick meines Aufenthaltes in Parma ganz widmen? Konnte ich mich

bei der Ikonographie der Farnese aufhalten, wenn schon an jedem anderen Orte mich nichts mehr gereizt hätte, als aus einer Reihe von sechsundreissig Persönlichkeiten die gleiche Familienseele herauszufinden? Und hätte ich mich damit besudeln können, mich mit der unwürdigen Marie Louise zu beschäftigen, die einstmals neben dem grossen Napoleon Kaiserin der Franzosen war und hier in den Armen eines Einäugigen herrschte? — Ich hatte zu grosse Eile nach einer ziellosen Wanderung durch die Stadt, um da meine Gedanken entstehen zu lassen.

Wenn einer das Geheimnis besitzt die Dinge reden zu machen, so gibt ihm Paris, dem Balzac den kaiserlichen Stempel aufgeprägt, den Unterricht im Willen; Parma aber, ganz erfüllt von Stendhal, ist der Ort der Erde, sich dem Kultus der seelischen Sensationen hinzugeben. Ich suchte erst alle Strassen, alle Häuser auf, in denen sich bestimmte entscheidende Vorgänge abgespielt hatten, oder in denen bestimmte unendlich geistreiche Worte ausgetauscht wurden; aber man hatte mir das ganze Parma Stendhals verpfuscht, und ich glaube sicher, dass selbst Graf Mosca, der es einstens so genial verwaltete, sich da nun nicht mehr zurechtfinden könnte. Wenigstens ist der menschliche Typus der geblieben, den Correggio fixierte, und den nach Stendhals Beschreibung Clelia Fabio Conti präsentierte. Ich bemerkte bei den erwachsenen Mädchen lustige Augen, die mit einem Lächeln ein bischen von der Seele aufdecken, und auf der Ponte Vert sah ich kleine Mädchen sich im Kreise drehen, deren fliegende, verschossene Kleidchen dieselben nackten Glieder entblössten, die Correggio so unzählige Male verewigte.

Da mir Parma im Detail ein bischen entging, versuchte ich durch einen Spaziergang, der um die Stadt herumführt, es im Ganzen zu fassen.

Gegen 1830 hatte man die Wälle noch nicht mit Bäumen bepflanzt. Heute geben sie dem Fusspfade

eine berauschende Herbstmelancholie und die gleichen Empfindungen, die sich dem einsamen Wanderer bei den moosbedeckten Buchenästen aufdrängen, bei dem rostbraunen Ton der Blätter, die auf den Abhängen verfaulen, und bei den kleinen, so traurig-leeren Bänken, diese gleichen Empfindungen hatte die Herzogin von Sanseverina aus den Umständen bekommen. Ja, ich möchte es beschwören, dass Fabrice, toll vor Liebe für Crescenzi, die er seit einem Jahre nicht hatte sehen können, gerade auf dieser Terrasse sich vorzustellen versuchte, wie eigentlich dieser reizende Kopf, mit dem halb verblassten Kolorit überstandener Seelenkämpfe aussehen könnte.

Schönes, kleines Parma, beinah deutsch-sentimental in seinem blaugrauen Oktobergewande! In diesem Augenblicke war ich nahe daran, Marie Louise zu verzeihen, der weichen Seele, die nur mit der Hälfte ihres Körpers lebte.

Endigen wir diesen Tag, den ich den Verstorbenen weihte, auf dem Campo Santo. Wie vornehm ist sie, diese verschlossene Stille, von einem Säulengange umgrenzt! Die einzige prunkvolle und alle anderen überragende Grabstätte ist die des rätselhaften Paganini. Da gibt es Marmor, während die anderen nur grünes Gras kleidet, gerade als habe man über die am Ziele angelangten schlummernden Brüder einen Mantel geworfen. Im Frühlinge ist es ein mit blühenden, gefüllten Parma-Veilchen gestickter Mantel, aber bei dem feinen Regen, der diesen Herbstag beendet, spüre ich, spürt unsere Seele den faden und traurigen Kirchhofsgeruch. Ach, diese Toten hier sind viel toter als Fabrice del Dongo, der Graf Mosca, die Sanseverina und die Crescenzi, die niemals gelebt haben!

Die abschliessende Schönheit der Correggios, dieser leise Leichengeruch, der heraufbeschworene Name der Veilchen, diese vier Wilden des Stendhal, die in meiner Phantasie tanzen und springen, das genügt, um mich hier zu den ergreifendsten Gedankenverbindungen an-

zuregen. Ich überlasse mich einer meiner Lieblingsträumereien, und die ist, den Wortlaut des Gebetes zu ergründen, das Fabrice niedergeschrieben hatte und in der kleinen Kirche von Santa Maria de la Visitatione las, an dem Abend, da Clelia es hörte. Der Ausdruck seiner Stimme und das Pathos seines Sagens müssen zweifellos so gewirkt haben, dass alles weinte. Stendhal gibt uns nur das Thema dieses Gebetes, das lautete: „Über das Mitleid, das eine grosse Seele mit einem Unglücklichen haben muss, selbst wenn er ein Schuldiger wäre“. Welch ein Genuss in der Stadt Correggios zu streifen und sich der melancholischen Musik rührender Gedanken hinzugeben! Tötliche Lust, sich freiwillig mit den spitzesten Stacheln zu verwunden, zu erkennen, dass unser Leben dahinfliesst, sich verliert in Gewöhnlichkeiten. Aber von la Steccata tönt es sieben, von der Kirche, wo einst für Fabrice, endlich, die Mitternacht des Stelldicheins mit Crescenzi tönte: „Trete ein, Freund meines Herzens“, sagte sie ihm ganz leise. Gehen wir, der Abend fällt auf die Stadt.

IN DER GRUFT VON RAVENNA.

Ist es ein verfallenes Dorf der Bretagne? ein trostloses Stück der Camargue im Regen? Diese Stille noch zu steigern, mit dem sichtbaren Verfall diese Vision der Armut zu komplizieren, diesen Moder fieberisch zu machen, nennt uns dies Land seinen Namen: Ravenna, ganz beladen von Jahrhunderten, ein schweres Schiff, das samt seinen Schätzen aus Byzanz auf dem Sande der adriatischen Küste gescheitert ist.

Volle acht Tage braucht man hier, um die vergessensten aller vergessenen Toten Italiens zu besuchen: Mosaiken, Mausoleen, Basiliken, die keine Kulte mehr haben, keine Leichname, keine Schönheit.

Hier ruht das beste Dokument jener dunklen Periode, die das klassische Altertum mit dem Mittelalter verbindet. Schon in den Katakomben Roms nimmt die Atmosphäre dieser Zeit unsere Phantasie ganz gefangen, in Ravenna aber fühlen wir unser ganzes Wesen noch intensiver von den Moderdüften einer verwesten Kultur durchdrungen.

Tastend und unsicher versucht unser Fassungsvermögen diese Mosaiken der ersten christlichen Zeit zu verstehen, wendete sich davon ab, wäre der Raum weniger kahl; dieses Ravenna aber hat sich, einsam und machtvoll, ganz unter den Einfluss der musivischen Maler begeben und hat allem, was seine Mauern umschliessen, die gleichen zeremoniellen und kränklichen Attitüden aufgezwungen, in denen diese Maler ihre monotone Vorstellung der Menschheit ausdrückten. Die Bevölkerung der Stadt ist armselig und niedrig, geldgierig und aller Erwerbsquellen entbehrend. In dieser Abgeschiedenheit und weit eher als in Rom, das so mannigfaltige Anregung bietet, sympatisiert man allmählich mit diesem geschmacklos unfreundlichen und ganz abstrakten Ideal, das die christliche Kunst der ersten sechs Jahrhunderte verfolgte.

Nach den Mosaiken die Mausoleen. Zum Beispiel die Rotonda, das Grabmal des Königs Theodorich. Spätere

Zeiten rissen die Gebeine dieses Häretikers aus seinem prachtvollen Sarkophage und streuten sie in alle Winde. Man sieht hier, wie unsere Ehre oder Unehre den jeweiligen Verhältnissen unterworfen sind und im übrigen sehr rasch bedeutungslos werden. Theodorichs Grab umschliesst ein kleiner, vergitterter Garten, zu dem uns ein anmutiger, samtgrüner Rasenpfad führt. Es ist der Arianer Theodorich, aber auch ein Pensionist, der sich ausserhalb der Stadt zur Ruhe setzte. Er ist aus dem sechsten Jahrhundert, aber auch aus Neuilly. Der Wächter seines Gartens okulierte Rosen als ich an seiner Türe läutete.

Wenn man in Ravenna auf den Strassen herumwandert, sieht man da und dort Erinnerungstafeln, dass hier „der und der von diesem oder jenem meuchlings ermordet wurde“. Und man fühlt dabei weder Mitleid noch Missfallen, nicht einmal Neugierde. Sich dem herben Vergnügen völliger Gleichgültigkeit hinzugeben, dafür ist kein Ort geeigneter als Ravenna. Ich fand mich ohne wirkliche Beziehung zu den Leidenschaften, denen ich mich weihe.

Dieses Ravenna ist so mit Geschehnissen und Reliquien beschwert, dass sein Boden einsinkt. In der Krypta des heiligen Appollinarius, ausserhalb der Stadtmauer, dringt bereits grünliches, verfaultes Wasser bis zur obersten Stufe, zerstört langsam den Vorplatz der Kirche, und zerbröckelt die zehn Grabmale, die seit zwölf Jahrhunderten das Gedächtnis an völlig gleichgültige Tote verewigen. In ganz Ravenna möchten alle Dinge, ihres Bestehens müde, dahin gehen, wo bereits die Geschöpfe sind: unter die Erde. Alles hier fühlt Grabessehnsucht, um endlich ganz zu verfaulen. Und dieses Verlangen der Dinge behauptet sich so mächtig, dass es uns wie ein Frevel erschiene, wollte man diesem Aufstieg des Todes Einhalt gebieten.

War es nicht hier, wo Byron sich anstrengte, die Guiccioli zu lieben, und zog er nicht schliesslich doch das Grab ihrem Bette vor?

Ein fader Verwesungsgeruch beengt mich. Kommt er aus den ärmlichen Möbeln meines Hotelzimmers oder aus all den Eindrücken, die ich während acht Tage Neugierde in diesen zerbröckelnden Ruinen sammelte?...

Zwischen niedrigen Häusern durch, auf spitzem Pflaster, kamen wir vor die Stadt, auf das Land.

Tritt man aus Ravenna, so dehnt sich die ungeheuere, ernste Fläche, die einmal das Meer ausfüllte. Die Strasse führt in gerader Richtung auf einen schmalen Damm zwischen den Sümpfen; man hört die ferne Brandung des adriatischen Meeres. Keine Schönheit ist da, kein Lustvolles, aber ein so undefinierbares, überwältigendes Gefühl, das die Seele interessiert, indem es sie ernst macht.

Unten, an den Böschungen der Kanäle, weiden schwarze Schafe. Während einer Fahrt von zwei Stunden begegnen wir niemand als einem armen Esel, der zwei vom Fieber erschöpfte Bauern schleppt; dieser Stille einzige Belebung ist ein Wasservogel, der über den Sümpfen seine Kreise zieht. Nach den Nattern, die der Reisende an gewitterschwülen Tagen unter seinem Wagen zischen hört, suchte ich bald darauf vergeblich in der Pineta. Endlich fühlen wir den salzigen Seewind. Vor uns in der Ferne tauchen langsam die aufgespannten Schirme der Pinien auf.

Nach einer zweistündigen Fahrt erreicht man, was einstens die Pineta war, in der Dante mit den Polentas jagte und Byron und die Guiccioli ihre Pferde tummelten. Beide Dichter suchten hier Bilder, die ihre tragischen Stimmungen wiedergeben sollten. Vor vier Jahren zerstörte ein Waldbrand weite Strecken dieser legendären Pinien. Die Bäume, die in dieser Verwüstung noch einzeln zerstreut übrig blieben, wirken nur um so mächtiger. Alles, was ihnen der Wind, die Zeit und das Missgeschick nehmen konnten, haben sie hergegeben. Das stöhnende Meeresrauschen,

die Unverwüstlichkeit der Pinienbäume in dem stagnierenden Gewässer, das häuft um den Wanderer die Vorstellung der Ewigkeit. Von hier aus ist das Leben nichts als ein fernes Geräusch bellender Hunde. So müsste man es hinter den geschlossenen Fenstern aus einem Sterbezimmer hören.

Einen klaren Blick uns für die Gattung Energie zu geben, die einer haben muss, der die Imaginationen einiger Jahrhunderte beherrschen will, das vermag keine Enquête so stark, wie ein Nachdenken in der Öde von Ravenna. Alle Nuancierungen, alle Liebenswürdigkeiten, alle entzückendsten Finessen vermögen nichts, nur Gewalttätigkeit und Eigenart vermögen es.

Die Säule auf dem Grabmale des Grosskapitäns Gaston de Foix, das Bildnis der grossen Kurtisane, der Kaiserin Theodora, Dantes Grabmal und die Hütte Garibaldis, das sind die vier Glückswürfel Ravennas, die jene werfen, die vom Glücksspiel die Unsterblichkeit verlangen.

Die Säule des Gaston de Foix und das Bildnis der Theodora, die bereits im Schlamme versinken, haben keinen Sinn mehr, da andere Schönheiten und andere Soldaten die gleiche Zahl Augen geworfen und diesen Glücksfall gehabt haben, sich auf einem Throne zu prostituieren oder auf einem Schlachtfelde zu sterben. Aber das Grabmal Dantes, einsam an der Biegung einer Strasse, zwischen deren Pflastersteinen das Gras spriesst, hat die Völle seiner Stimmung bewahrt. Indem dieser Dichter den mittelalterlichen Katholizismus in Schönheit ausdrückte, nahm er die Gnade einer Art des Fühlens auf sich, dessen einziger Repräsentant er für uns ist.

Auch sie hält noch ihr Prestige, — in dieser fiebrigen Einöde, die sich zwischen dem Meere, der Pineta und Ravenna hinzieht, — die Cabana, in der sich Garibaldi versteckte, als er im August 1849 von den österreichischen Patrouillen verfolgt wurde, die Befehl hatten, ihn zu erschiessen. An der Vorderseite der Hütte ist eine

Aufschrift angebracht, die alle ehrgeizigen Herzen in eine gehobene Stimmung versetzen wird: „Diese geheiligte Scheune ehren die Italiener wie den Stall von Bethlehem“. Italien hat es in seinem glühenden Verlangen nach Einigung verstanden, wunderbare Memoranda auf alle die Steine zu setzen, unter denen jene ruhen, durch die es sich durchsetzte. In Frankreich hinterliess Garibaldi ein etwas zweifelhaftes Andenken, aber in Italien wird die Geschichte des Mannes im flatternden Mantel bis zur heiligen Legende wachsen, denn er vereinigte in sich (und zum Nutzen seines Landes) alle Züge eines Abenteuerers, wie er seit Jahrhunderten häufig auf der Erde war, den sie aber wieder ins Dunkel zurückschleudert.

...Wir lenken unsere Schritte von der Pineta nach der heiligen Scheune zu und sind am Meer. Es ist Abend, brüllend brechen sich die schweren, herrlich gelb und grün schimmernden Wellen der Adria. In den Leuchttürmen zündet man die Lichter an. Unser Kutscher ist unruhig: die Flanken seines armen elenden Pferdes, dessen Nahrung nur aus Gras besteht, sind mit einem eklen Schaum bedeckt. Wir müssen nach Ravenna zurück.

Der Abend breitet über Land und Sumpf seinen ungeheueren Schleier violett mit Gold durchwirkt. Hinter uns läuft das Stöhnen des Meeres. Von allen Seiten steigen Gedanken auf, kühn und verzehrend, als wären sie von all den vielen Leidenschaftlichen in dieser Öde zurückgelassen worden, die sie einst durchzogen, trunken von Begehren, von Hass und Verbrechen. Diese Gedanken schlummerten zu lange in den Sümpfen und haben sich mit dem Fieber gemischt. Sie gesellen sich zu unseren gemeinen Sorgen, steigern sie ins Fieberhafte, dass sie über alles Mass gehen, und Träume werden Delirien.

Diese Kälte durchschauert mich. Sie dringt heftig ein, und man kann sich ihrer nicht erwehren; doch

liebt man sie. Ist es wirklich die kühle Brise vom Meere? Es ist ein Hauch aus dem Grabe. Er weht alle jene kleinen Illusionen weit weg, welche die Gesellschaft jedem zuerteilt, auf dass er den Mut habe, seinem Schicksal zu folgen.

Vor den Stadttoren sah ich arme Teufel, die bis an die Hüften in schmutzigem Lehm versunken waren, um Ziegelsteine daraus zu formen. Die Mausoleen und Basiliken Ravennas sind aus diesem Material erbaut und haben sich als haltbar erwiesen; sie überdauerten zwei bis drei spätere, bereits wieder verschwundene Kulturen. Gleichviel, mir flösst dieser lehmige Schmutz, der dem Tode solchen Widerstand leistet, Grauen ein: steigen wir aus der Gruft, ziehen wir wieder unsere Vorurteile an. So vergänglich sie auch sind, sie geben uns wenigstens warm. Beginnen wir damit, nicht mehr darüber zu denken. Verschliessen wir unser Herz über der Wahrheit.

EIN TAG IN PISA.

Dieses liebliche Pisa hat nur weniges zu zeigen, aber das ist auserlesen und es zeigt es mit einer reizenden Gefälligkeit, auf seiner kleinen Wiese, wo die staubigen Füsse zu vieler Reisenden nicht verhindern — ich wundere mich jedesmal darüber —, dass die toskanische Liebenswürdigkeit und dieses zauberhafte vierblättrige Kleeblatt emporblühn: der Dom, das Baptisterium, der Campanile und der Campo Santo — diesen Vormittag ganz himmlisch vergoldet von den ersten Sonnenstrahlen des Jahres.

Übrigens und im Gegensatz zur allgemeinen Annahme: es sind nicht die gewöhnlichen Leute, die den Kunstwerken Schaden bringen, die sie besuchen. Die gehen wie eine unschuldige Herde daran vorüber. Aber die Delikaten und die Künstler verderben mit der Zeit die Atmosphäre berühmter Stätten dadurch, dass sie etwas von ihrer Persönlichkeit da zurücklassen.

Diese florentinische Kunst, die ohne Schwächlichkeit und Geziertheit der Natur folgt, peinlich und einfach, hat sich nach und nach vor unserer Phantasie verändert, beim Kontakt mit so vielen Backfischen und Berufsdichtern — den Besten wie den Schlechtesten — die sie in erlesenen und köstlichen Worten verherrlicht haben. Diese Typen der toskanischen Kunst, niemals vulgär, aber aus dem Volksleben, haben Malice, oft eine schwächliche Gesundheit, sind durch Entbehrungen oder durch das Handwerk verunstaltet, und da wollte man sie als eine raffinierte Elite ansehen; als die Aristokratie, der alle Beziehungen zum Wirklichen abgeschnitten seien. Arme kleine Leute, die ich euch eben bei der Verrichtung eurer häuslichen Arbeiten auf den Fresken Benozzo Gozzolis im Campo Santo bewunderte, da man euch vornehm machen will, nimmt man euch Stück um Stück alle eure Verdienste. Ihr seid Wesen, die leben, leiden, weinen, zittern, untergehen; ihr seid ein Teil

der Kultur, aber ihr erschöpft sie weder, noch beherrscht ihr sie. Aufrichtig gesagt: eure Schönheit ist nicht gross genug, dass man euch ungestraft zu Halbgöttern emporheben kann; überlasst das den Kindern des Michelagnolo. Ihr seid ein munteres Völkchen, wie es zu allen künstlerischen Epochen jedes Handwerk in jedem Lande hervorbrachte. Aber will man euch deklassieren, euch aus der Kategorie realistischer Gestalten herausgehen und in die höchsten Erscheinungen des menschlichen Genies eintreten lassen, weil die Dichter im Verein mit den englischen Misses ich weiss nicht was für eine elegante Einfachheit in die Mode gebracht haben, deren Schalheit nur zu bald alle ehrlich Denkenden anekeln wird — so würdet ihr armen, an dieser Geschmacksverstopfung gänzlich unschuldigen Künstler, ihr alle zusammen, und besonders Botticelli, nur zu bald für geraume Zeit in die beklagenswerteste Unbeliebtheit verfallen.

Um die wahre Atmosphäre der toskanischen Kunst wieder zu finden — Pisa ist zu bekannt, als dass man es nochmals beschriebe — ging ich aufs Land und durchwanderte einen schönen Pinienwald bis an die Ufer des Mittelmeers hinunter. Am Horizont leuchteten feine, bestimmte, schneegekrönte Berge, in der Ebene da und dort dekorative Zypressen. Ich besuchte das eineinhalb Stunden von der Stadt am Strande gelegene Gombo. Hier spülten einst die Fluten den Leichnam Shelleys ans Ufer, den Byron verbrennen liess. Shelleys Asche konnte die Hand Byrons wohl halten, aber sein Herz besass er nicht mehr. Der in den Tod gehende Shelley war auf dem Punkte gewesen, mit seinem hochfahrenden Freunde zu brechen. Die Gründe dieses Zerwürfnisses sind ein herrlicher Beleg für die Ausnahmscharaktere. In diesem Kapitel vom Genie wird man auch die Geschichte Allegras finden, der natürlichen Tochter Byrons, die romantisch und mysteriös ist wie die des Euphorion im zweiten Faust. Allegra starb mit fünfzehn Jahren; sie war die Nichte

Shelleys, der dem Byron niemals die Herzlosigkeit verzeihen konnte, der man in der Tat einen grossen Teil der Schuld am Tode der armen Kleinen zuschreiben muss... Ist es zu glauben, dass die Schwägerin Shelleys, die Byrons Maitresse und Mutter Allegras war, erst im Jahre 1879 gestorben ist? Die Jüngsten unter uns hätten noch eine Geliebte Byrons und eine Geliebte Napoleons kennen lernen können, denn jene kleine Unbedeutendheit, Madame Fourès, die in Männerkleidern in der ägyptischen Armee figurierte, starb erst im Jahre 1869. Wäre es nicht besser, die alten Frauen zu fragen, als hier an dieser so traurigen Küste auf die Woge zu hören?

Am Strande bezeichnet kein Merkmal die Stelle, die alle Bewunderer in Gedanken suchen. Aber daran erkennt man sie, dass sie den Punkt bildet, von dem aus sich diese grossartige Einsamkeit ganz entfaltet, ein Meer ohne Segel, von tiefster Bläue, Pinien ganz vom Wind verkrüppelt und darüber nichts als die Pisanerberge, die einen dritten blauen Ton zwischen das Blau des Himmels und des Meeres legen, und das so ein Ganzes von so zarter und doch mächtiger Wirkung bildet, dass man sich dabei überrascht, die Natur zu preisen, die hier mühelos, ohne Verschwendung und Anstrengung die Schönheit erreicht. Man vergleiche diese Nüchternheit mit der Schweiz, die beinah lächerlich wirkt mit ihren protzigen Bergen, Abgründen, Tannen, Wolken, Lawinen, und uns mit dem Aufwand von Material doch kalt lässt.

Dieser Spaziergang gab mir besser als jede gelehrte Abhandlung das Gefühl für den Genuss der realistischen toskanischen Kunst und aller dieser Primitiven. Als ein zweiter Glücksfall begegnete mir eine Kamelherde, die mit rührender Gelassenheit zur Feldarbeit dahinzog. Ein dritter Gewinn: dass keinerlei sichtbares Gedenkzeichen den Platz von Shelleys Begräbnisstelle kenntlich macht — ich habe wieder einmal gefühlt, dass die nackten Grabstätten die schönsten sind.

Es wäre ein grosses Unglück, sollte die Mode sich verbreiten, Photographien in den Friedhöfen aufzustellen. Die Summe von Poesie im Weltall würde sich dadurch bedeutend vermindern, und der Tod verlöre seine Melancholie. Auf dem Friedhofe von Genua hatte ich diesen Eindruck sehr stark. Dort stellt man die Verstorbenen in Marmor gemeisselt oder in Bronze auf die Gräber, beim letzten Abschied von ihren Angehörigen, oder in der alltäglich gewohnten Kleidung. Wenn man sieht, wie sie waren, so schwindet jedes Mitgefühl, jede Sympathie, und man segnet den Tod. Wohltätiger Tod, der uns von solchen Schrecken befreite! Beim Betrachten dieses alten Weibes, dieses Dummkopfs, dieses Gecken und jenes behäbigen Kerls sagte ich mir: „Gott sei Dank, wir haben ihn begraben, und es ist ein Monstrum weniger in der Welt!" Nicht ein einziges Mal überkam mich auf diesem Friedhof die Empfindung, die ich dort suchte, diese vage Wehmut, die ein halbverwitterter Stein hervorruft, auf dem wir einen Namen entziffern, der bald ganz erloschen und so vergessen sein wird, als habe der Mensch darunter niemals gelebt.

DIE SCHÖNEN GEGENSATZE VON SIENA.

Diese rauhe, kleine Stadt Siena, die so voll Wollust ist, sie erscheint der Phantasie wie jene Hehlerin, bei der Sodoma alle die Schätze von Gemälden aufhäufte, die er unter der Leitung des Vinci und nach der Eingebung seines eigenen, unruhigen Herzens schuf.

Ein seltsames Kind, dieses Siena, so hart und wieder so schmiegsam, von Mauern eingeschnürt und doch voll Ungezwungenheit auf drei Hügel hingelagert. Wie oft durchschritt ich diese unregelmässigen, engen, ohne Unterlass bergauf und bergab kletternden Gassen, deren massive Paläste die Temperatur selbst im Sommer immer frisch erhalten! Ich durchstreifte sie nach allen Richtungen, trat bei den Antiquaren ein, interessierte mich für alle Kirchen und ruhte mich schliesslich in der Kathedrale aus, inmitten der jungen Leute des Pinturicchio, wahren Lustknaben.

Weit mehr als die Fülle der einzelnen Meisterwerke bringt die Art des Lichtes Abwechslung in Sienas pitoresken Reiz. Früh morgens, wenn man sich ganz frisch fühlt und der Fuss sich an den elastischen Platten der Gassen zu freuen scheint, da sah ich im Hintergrund seines berühmten Platzes den Palazzo Publico, lustig, jugendlich, mit seinen Zinnen wie mit einer Krone geschmückt und seiner lieblichen Loggia. Ein klarer, lichter Schatten milderte sein Bild; gegenüber platzte die Sonne auf den weissen Marmor der Fontäne, und alle Paläste des Platzes, mit den merkwürdigen, muschelartig gezeichneten Formen, bekamen jetzt erst ihre vollen Farbwerte: rot, grau, grün und violett... Und dann habe ich den Palazzo Publico am Abend gesehen, ganz düster, ganz traurig über seinen nun verwaisten Balkon, seine Sturmglocke, der nun die Autorität fehlt und seinen hohen Turm, der nichts mehr Heldenhaftes wahrnimmt.

Eine der stärksten Sensationen von Siena, dessen enge, mit Steinplatten gepflasterten Gassen an kühle Ver-

bindungsgänge eines ungeheuren Palastes erinnern, sind seine plötzlichen Ausblicke, eine Art Fenster, die an den schönsten Punkten angebracht dem Auge über die bebauten Hügel der Stadt hinweg die weiten, langgezogenen Wellenlinien dieser überraschenden Landschaft erschliessen. Da und dort erweitert sich die Gasse zu einer Terrasse, stets durch eine steile Böschung abgegrenzt und mit drei Bäumen bepflanzt, diese ein Labsal unter so viel Steinen. Eine glückliche Kombination von Zufall und Kunst. Wir fingen schon an, ein vages Unbehagen zu empfinden, keine Erde unter den Füssen zu fühlen, nicht einen einzigen Baum zu erblicken, bloss einen Streifen Himmel zwischen den hohen Friesen der Paläste, und da plötzlich senkt sich eine Mauer, dass sie nichts mehr bleibt als ein niederes Geländer am Rande des Abgrundes, der uns vom unendlichen Horizonte trennt.

Diese etwas theatralische Mischung von Architektur und Landschaft, wie sie nur Jahrhunderte zustande bringen, gibt eine künstlerische Unterhaltung, dass ich niemals müde werde, mich ihrer Überraschung zu freuen. Die bestausgedachten Gärten, wie Boboli mit seinen Ausblicken auf die florentinische Landschaft oder die Gärten des Comer-See und des Lago Maggiore, wenn ihre Azaleenhügel unter den halb entfalteten Magnolien zu verblühen beginnen, übertreffen an Schönheit nicht diese Plätze, wo Sienas Frauen, während sie aus den Brunnen, unter hundertjährigen Bäumen, Wasser schöpfen, eine ruhmreiche herrliche Landschaft umarmen.

Das ist Sienas Prestige: ernst und sinnberauschend im Kleinsten, Bescheidensten so gut wie in seiner Kathedrale, die die Stadt beherrscht, und in seiner Piazza, die ihr Mittelpunkt ist.

Es ist der typische Charakter von ganz Toskana. Man kann nicht mit mehr Anmut und Lieblichkeit jugendlich sein als dieses florentinische Land; ja, nirgends war die Jugend mehr eine hübsche Sache ins Bett zu

nehmen. Und so heftig auch in dieser leichten und doch brennenden Luft die Empfindungen sein mögen, niemals haben sie sich hier mit Niedrigem beschmutzt. Diese beiden Charakterzüge, der Ernst und die Sinnlichkeit, treten in keinem anderen Orte Toskanas so stark zutage wie in Siena, und kontrastieren deshalb auch nirgends so stark wie hier. Wenig Nuancen, kräftige Farben und etwas von der herben Sinnlichkeit, von der Spanien zu Tode gehetzt ist.

Neben der Menge strenger, befestigter Palastschlösser, wie des Magnifico, Salimbeni, Piccolomini, Tolomei, deren Türme und Zinnen uns bis zu wilder Grausamkeit tragische Geschichten ins Gedächtnis rufen, sieht man dicht darunter, innerhalb derselben engen Mauern, das kleine, in Frömmigkeit getauchte Haus der heiligen Katharina, ein Reliquienschrein, der in die ganze christliche Welt die stärkste Inbrunst gebracht hat... Und wenn wir das Museum besuchen, ist es dieselbe Antithese: die strenge Energie der sienesischen Primitiven und die leidenschaftliche Glut des Sodoma und seiner Genossen Beccafumi und Pacchia.

Il Sodoma! Es ist die Sinnlichkeit Lionardos: aber die Verwirrung, die uns schon im Lächeln des Lombarden beunruhigte, gewinnt hier den ganzen Körper. Es ist nicht das zerebrale Geheimnis, das allein unsere Neugier erregt, im Oratorium von San Bernardino, in der Kirche San Domenico, vor dieser Fülle von Gemälden, die Sodoma mit einer solchen Fruchtbarkeit schuf, dass der Geist Sienas darin ganz geändert ist und uns diese Stadt, von Aussehen und Geschichte so hart und rauh, doch mit sinnlich-weicher Lust erfüllt.

Vor dem heiligen Sebastian in den Uffizien ahnten wir das Geheimnis Sodomas. Was diesen wundervollen Jüngling beunruhigt, ist nicht der den Hals durchbohrende Pfeil, noch der zweite Pfeil, der aus einer Wunde am Schenkel zwei dünne Blutfaden

fliessen macht. Keine Frau wird darüber im Unklaren sein. Alle treten sie unwillkürlich näher, um den schönen Körper in ihren Armen aufzufangen. Und er, mit diesem Jungfrauenaussehen und unter diesem neuen Eindruck, glaubt zu sterben, verlangt nach Armen, die ihn drücken. Die Verzückung, die Angst seiner Augen, seines halb geöffneten Mundes, das beweist, was uns andernorts das finstere und heisse Porträt Sodomas sagt.

Man kann sein Selbstbildnis sehen, auf einer Freske des Monte Olivetto. Das herrische, bräunliche Oval seines Gesichtes, umrahnt von schwarzen, bis zu den Schultern herabfallenden Haaren, dann diese prachtvollen Augen, der etwas zu starke Mund ... ja, das bist du, Antonio Bazzi, detto Il Sodoma!

Bei einem solchen Menschen wird alles Sinnliche im Bilde mit ungewöhnlicher Schärfe hervortreten, die Harmonie oder, um es frei heraus zu sagen, die Mittelmässigkeit unseres gewöhnlichen Sehens zerbrechen. Er transformiert in seinem Geiste die Realitäten des äusseren Lebens, um daraus eine bestimmte glutvolle und traurige Schönheit zu machen.

Denen die Kunst kein vollkommenes Universum ist, und die darin nicht ganz aufzugehen, sich ganz darin zu genügen verstehen, die werden sich mit Recht darüber aufhalten, davor entsetzen, werden versuchen, Fragmente ihrer Träume in das Leben der Gesellschaft zu übertragen; und nichts wird daraus resultieren als Bankerott.

Die Jünglinge Sodomas, die ihrer körperlichen von athletischen Muskeln bestätigten Kraft einen intellektuellen Ausdruck beimischen, so scharf, dass er schmerzt, sind ausschöpfendes Sehen, das nichts mehr übrig lässt. Die seelische Verzückung, mit solcher Kraft des Lebens verbunden, erreicht die höchsten Ausdrucksformen des Verlangens, des Verzweifelns, des Lebenswillens und weckt in uns, ganz auf dem Grunde unseres Bewusstseins, unbekannte Zustände, deren

wachsende Kraft wohl die gesellschaftliche Ordnung zerbrechen könnte.

Bei seinen Frauen sind die Empfindungen nicht weniger scharf. Die Magdalena lehnt ihre Wange an die Schulter des toten Christus und mit welcher heimlichen Zärtlichkeit hält sie seine Hand! Nie hätte sie, da er lebte, diese vertrauliche Geste, die sie unendlich fein fühlt, gewagt. — Seine Judith, ein junges Mädchen, das ins Feldlager der Juden zurückkehrt. In der Stimmung des frühen Morgens schreitend, hält man sie nicht für eine Jungfrau, deren Blick niemals auch nur eine unreine Vorstellung getrübt hat? Und doch war Holofernes ein von Kraft Strotzender! Wie schnell eine Frau den Akt vergisst, zu dem sie sich hergegeben! Kleine Hände, die ihr dies Schwert haltet, wart ihr nicht, ehe der Hahn krähte, zwei kleine liebkosende und zitternde Hände? — Auf einer Freske stellt der Maler den berühmten Vorgang des Verbrechers dar, der die Heilige bittet, sie möchte seinen Kopf unter dem Beil des Henkers halten, damit er Gott nicht lästere. Wir sehen auf dem Bilde eine Schar von Jungfrauen herzueilen, um den Rumpf des Enthaupteten, der alle Schrecken des Todes zeigt, zu betrachten, und es erinnert uns an die unreine Lust des Weibes am Blute und an dem Entsetzlichen. In allen Dirnen des Montmartre, keuchend von den Einzelheiten über die letzte Hinrichtung, hat mich Sodoma die Herodias wieder erkennen lassen. — Die erhabenste Macht des Ausdruckes erreicht der Meister in der zusammenbrechenden heiligen Katharina. Was diese Heilige, von der ganz Siena erfüllt ist, war, das kann man aus ihren Porträts sehen, deren Echtheit kaum anzuzweifeln ist: ein altes, energisches, sehr intelligentes Mädchen, das weder der Respekt vor Menschen noch Hindernisse aufhielten. Ihrer echten Inbrunst lag jede Weichheit ferne. Ihre Qualität zeigt sich ganz in der Art, wie sie mit dem Papst Gregor XI. umging, den sie nach Rom zurückbrachte: „Um Eurer Pflicht zu genügen,

heiliger Vater, und den Willen Gottes zu erfüllen, werdet Ihr die Tore dieses schönen Palastes schliessen und den Weg nach Rom nehmen, wo Euch Schwierigkeiten und die Malaria erwarten, im Tausch für die Wonnen von Avignon".

Wie wurde nur diese tatkräftige, energische, durch einsame Meditationen exaltierte Frau in den Künsten ein Symbol der stärksten sinnlichen Verzückung? Die Gestalt der heiligen Therese hat eine ähnliche Wandlung erfahren. Die Legende hat eine Vorliebe, ihre Auserwählten mit dem Glorienscheine bestrickenden Zaubers zu umgeben. Der Volksglaube liebt die historische Wahrheit nicht und empfindet Widerwillen gegen die Analyse der Charaktere.

Diesen Vorgang kann man bei den Malern verfolgen, die der Heiligen am nächsten standen. Im Beratungssaale des Palazzo Publico ist die entzückende Heilige Katharina des Vecchiatta. Was für eine Prinzessin des Mystizismus! Das Bild ist wundervoll und von grossem Wert, weil es Ähnlichkeit beabsichtigt und Vecchiatta nach Porträts aus der Zeit arbeitete. Die gute Nonne zeigt ihre frische Gesichtsfarbe und die grossen Augen, die schon viel geweint haben, den Mund mit feingeschwungener Bogenlinie, und die Wundmale zieren die schlanken, aristokratischen Hände wie Juwelen ... Die Heilige hat genug getan, uns zu rühren, wenn sie uns mit dem Aufweisen ihrer Wunden an ihre Tugenden erinnert. Aber von eben diesen Tugenden wollten die Sienesen eine noch ergreifendere Darstellung und sie kamen mit der Zeit zur Überzeugung, dass die Heilige, die sie so verehrten, die sinnverwirrenste aller Amoureusen gewesen sein müsste. Was könnte den gewöhnlichen groben Männern einen stärkeren Eindruck machen, als ihre Geliebte in Wollust die Besinnung verlieren zu sehen? Also musste Katharina, die Geliebte Sienas, in Wonne berauscht bewusstlos hinsinken.

„Die Ohnmacht der heiligen Katharina" des Sodoma,

mit ihrem zusammengesunkenen Körper, von dem uns der weiche Fall der Gewänder die hingebende Schwäche zeigt, das provoziert und befriedigt unsere geheimsten Kräfte. Unser ganzes Wesen ist da interessiert. Ein vollendetes Liebesidol, das malte Sodoma in der Kirche von San Domenico, und dass er es so weich, so von Leidenschaft durchfeuchtet unter alle diese Härten stellte, damit schuf er einen der mächtigsten Gegensätze, die die Welt der Kunst ihren Geniessern bietet.

DIE ENTWICKLUNG DES INDIVIDUUMS IN DEN MUSEEN VON TOSKANA.

Man wird bemerken, dass sich mir nach und nach die toskanische Kunst mit der ganz Italiens mischt. Eine in diesem Abriss wohl ganz erträgliche Art zu sehen. Seit Giotto, dessen Einfluss alle italienischen Städte unterlagen, strahlt die in ihrem Fortschreiten nie unterbrochene florentinische Schule über alle begabten Künstler, die es jeder auf seinem Gebiete ehrlich versuchen, ihre Aufgabe zu erfüllen; andererseits eignet sie sich des Ideal, das die verschiedenen Meister schufen, in einer Weise an, dass man die florentinische Kunst Ursprung und Zentrum der italienischen Kunst wohl nennen kann; und diese ihre beiden Entfaltungen schaffen eine entsprechende Philosophie. Ausnehmen muss man Venedig, dessen Genius und Umstände ganz besondere sind. Für Venedig habe ich in „Un homme libre“ eine analoge Synthese versucht.

Man nimmt an, dass ein Volk sich nach den gleichen Gesetzen entwickle wie ein Individuum. Wenn die Begriffe, die man sich über die Entwicklung des Ich gebildet hat, zutreffend sind, sollten sie sich dann in den Museen, in ihrer chronologischen Reihenfolge betrachtet, nicht ebenfalls als richtig erweisen? In gewissen Ländern sind sie die beste Urkunde, die wir für die Psychologie der Rasse besitzen.

I. EXISTIEREN.

Vor sechs Jahrhunderten gab es noch keinen von den kleinen Leuten, die heute die Museen von Toskana bevölkern. In Lucca, in Pistoia, in Verfall geratenen, aber keineswegs toten Städten, findet man ihre weit zurückliegenden Vorfahren; es sind unbeholfene Reliefs, die

gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts über den Portalen und Kanzeln der romanischen Kirchen in Erscheinung treten.

Kirchen sind schon wunderbar durch Grösse und Ernst, denn sie drücken ein soziales Empfinden aus, die Einigkeit und den Stolz aller am Wohle des Staates interessierten Bürger. Was für einen mächtigen und scharf ausgeprägten Charakter sie hatten, diese kleinen, eingeschlossenen, dicht bevölkerten Städte, die man glaubt anrühren und in die Hand nehmen zu können! In diesen bereits so starken Gemeinwesen, die der Kunst so viele menschliche Vorbilder geben sollten, findet man im elften Jahrhundert noch keinerlei Ausdruck einer bestimmten Art zu empfinden. Und dennoch vermochten, wollten und bedingten sie schon alle Meisterwerke Toskanas.

Diese Verheissung, diese Kraft nimmt man deutlich wahr, wenn man abends, nach einem in ihrer Berührung verlebten Tage, einen Spaziergang auf ihren alten Mauern macht und seine Notierungen des Tages im Geiste zusammenfasst.

Einen Rundgang um die Wälle zu machen heisst das kleine Aktenbündel über die in einer Stadt empfangenen Eindrücke endgültig abschliessen, seine Enquète durch einen Blick auf die Landschaft vervollständigen, wo diese kleine Welt sich herangebildet hat; das bedeutet den Gürtel lösen, die Besitznahme vollenden. Auch durch ihre Stimme macht sich eine Stadt verständlich, lieb, und im April läuten gegen sechs Uhr abends die Glocken das Ave Maria. Nach solchen Eindrücken bleibt nichts anderes, als die Stadt sinnlichen Dankes voll zu verlassen, wenn sie es nicht vermochte, unser ganzes Wesen gefangen zu nehmen, wie es gewisse Heimaten machen, von denen wir ganz erfüllt sind. Ich verliess Lucca, an dem ich nichts sonst geliebt hatte, als seine Spaziergänge und seine Natur, aus der es keine Form zu gestalten verstand, zur Zeit, wo es noch von Leben voll war.

Land und Berge Toskanas sind niemals alltäglich, sondern von feiner, ausgeprägter Vornehmheit, die für uns etwas ebenso Gewinnendes hat wie die Sanftmut eines jungen Weibes, das es von vornherein nicht darauf abgelegt hat, dass wir sie auszeichnen.

Es gibt kein Land, wo die Bäume, die Hügel, die Tagesbeleuchtung eine solche Zwillingsähnlichkeit hätten mit dem kleinen Volke in den Museen. Man möchte glauben, sie seien in dem gleichen Augenblicke und unter den gleichen Einflüssen entstanden.

Entlang der Viale dei Colli, in dieser lichten Abendstunde, die Wirkliches in Erhabenes wandelt, sah ich über Florenz alle Kunstformen schweben, die dem Erscheinen des schöpferischen Genies Michel-Agnolo vorausgingen. Die Bildwerke des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts bieten mir keine Konzeption des Universums dar, die mir nicht schon, und zwar in sehr bestimmter Weise, die Linien dieser vollendeten Landschaft suggeriert hätten, die der Arno, die Apenninen und die Stadt mit ihren einzeln verstreuten, anmutig ernsten Villen bilden.

Die Horizontlinie von Florenz zeigt dem Beschauer die gebeugte Demut eines Giotto, die ernsten Formen eines Ghirlandajo, die Schärfe, Feinheit und Ebenmässigkeit eines Lorenzo di Credi. Gestern am Abend, zur Rechten der Terrasse Michel-Agnolo, erglänzten die Bäume eines Olivenhaines wie Silber; die geringen, lautlosen Bewegungen in dem schwachen, gedrungenen Gezweig waren so traurig, so zart. Und das war ganz Boticelli mit der Grazie seiner Simonetta. Olivenhain, Zuflucht der Schönheit, einer Schönheit, die etwas schmollt, auch ein bischen preziös ist und ganz leicht gezwungen, aber ohne jeden überladenen Putz. Dieses Toskana bedarf übrigens, um das Wesentlichste seiner selbst preiszugeben, nicht einmal der günstigen Umstände einer besonderen Tageszeit. In der vollen Mittagsbeleuchtung, an einem Sonntag, während sich der helle Klang seiner Glocken mit dem Vibrieren der

Sonnenstrahlen in der erhitzten Luft verbindet, behalten die Berge des Horizontes von Florenz, die deutlich, bestimmt und klar wie Erz sind, die Schmiegsamkeit der Zeit ihrer schönsten Blüte, so dass der Barghello, wo alle Jünglinge der florentinischen Renaissance uns durch die Macht ihrer Bronze und das Sprühende ihrer Jugend begeistern, uns wie eine Sammlung, wie die Pflanzschule all' der fruchtbaren Kräfte erscheinen wird, die wir in Toskanas vollem Sonnenlichte einzeln verstreut gesehen haben.

Dass die Bewohner dieses schönen Landstriches bereits im zwölften Jahrhundert empfänglich waren für diese Grazie und die Freizügigkeit in den allerkühnsten Linien, unterliegt keinem Zweifel. Was ihnen fehlte, das war, der Elemente dieser Schönheit sich bewusst zu werden. Es bedurfte eines Vermittlers zwischen ihnen und der Natur, eines, der sie auf die Gesetze des Lebens aufmerksam machte, auf den anatomischen Bau der Körper, auf die richtige Perspektive; mit einem Worte, eines Meisters bedurften sie, der sie selbst dazu befähigte, sich Vorbilder aus den Dingen, die in die Sinne fallen, zu schaffen.

Diesen Meister fanden sie Mitte des dreizehnten Jahrhunderts. Es war jener Greis, den man auf einer der Seiten der berühmten Kanzel des Nicolo Pisano im Baptisterium von Pisa sieht. Nicht darauf aufmerksam gemacht, hält man ihn einfach für einen der hohen Priester bei der Vorstellung im Tempel; ein Relief nicht besser und nicht schlechter als so viele andere. Aber man muss es wissen, dass dieser da der Vorfahre der ganzen Bevölkerung in den toskanischen Museen ist, und somit die Quelle vieler Empfindungen und vieler Handlungen, und daher eben auch von vielem Glück und Unglück, wie es die Menschheit seit der Renaissance bewegte.

Worin besteht nun, für einen so fruchtbringenden Einfluss, das geheime Verdienst dieses Alten, an dem wir alle achtlos vorübergingen, hätten uns die Kunst-

historiker nicht auf ihn hingewiesen? Besteht sein Wert in der Begeisterung, mit der er seines Amtes, Gott im Tempel zu empfangen, waltet? Haben wir hier vor uns einen jener rührenden Beweise der gläubigen Einfalt im dreizehnten Jahrhundert? Durchaus nicht. Dieser Hohepriester kümmert sich nicht um den religiösen Vorgang, in den ihn der Künstler gesetzt hat; er hat keinerlei Überzeugung; er ist ein einfacher Figurant.

Ein Figurant! Überschreitet den Platz uud tretet in den Campo Santo ein; betrachtet aufmerksam in jenem Winkel die antike Vase auf der schönen Säule aus grünem Marmor; ihr findet dort genau denselben Alten. Hier verwandte ihn Pisano, um ihn seinen frommen Werken einzuverleiben. Und was tut der Greis seit so vielen Jahrhunderten auf diesemFriese? Er folgt einem Bachantenzuge. Er begleitet den fetten Silen, der die Schalmei bläst. Die Riemen seiner Sandalen sind gelöst und ein junger Mann in gebückter Stellung befestigt sie. Er selber drückt mit den Falten seines Gewandes einen Knaben an sich. Wohin gehen sie so? Ich denke an die Milesischen Märchen. Keiner würde annehmen, dass ein solcher Bachant in das Baptisterium geht, um die Frommen Christi zu rühren. Er hat auch nur künstlerischen Wert durch seinen schönen Bart und die Faltenharmonie in der Raffung seines Gewandes. Sein Verdienst ist zu leben. Verlangt nicht mehr von ihm; dies eine aber bringt er dem kleinen Volke der Museen: er gibt ihnen das Geheimnis des Lebens.

Mit einem lebhaften Empfinden für die Natur ausgestattet, aber unfähig, beim ersten Anlauf die Vorstellungen zu verkörpern, die der heimatliche Boden in ihnen wachrief, eigneten sich die Toskaner zuerst die Vornehmheit der Formengebung der klassischen Kunst an.

Es bestand Gefahr, dass diese ersten Gestalten, die sie schufen, Figuranten blieben, wohl existenzfähig waren, sich sogar in Gruppen ordneten, aber ausdruckslos blieben. Wartet nur, lasst diese Rasse erst zum Bewusstsein der Wesenheiten menschlicher Schönheit und der Gesetze

der Kunst kommen. Das Volk der Museen wird sich ziemlich rasch individualisieren... Es bedarf nicht einmal der Zeitdauer eines Jahrhunderts, damit all die anmutige, sichere Grazie, die uns bat, dass wir ihr das Leben geben, als wir auf den Wällen von Lucca und der Umgegend von Florenz herumstreiften, dass diese Grazie Körper wird... Es naht das fünfzehnte Jahrhundert! Das Volk der Museen ist gerüstet. Alles was Toskana an kraftvollen Typen enthielt, richtet sich zum Dasein auf, strebt zur Existenz. Sie bedecken die Mauern ihrer Klöster, ihrer Paläste und ihrer Kirchen. Sie wissen sich zu bewegen, ihre Empfindungen auszudrücken, sich zu gruppieren, selbst uns zu bezaubern.

Freilich mehr vermögen sie noch nicht. Für sie handelt es sich vor allem darum, lebensfähig zu sein, zu existieren. Vom Weltall geben sie uns keine andere Vorstellung als die, welche unser Auge, das über die Horizontlinien Toskanas hinschweifte, selbst in sich aufgenommen hätte. All das kleine Volk der Museen im fünfzehnten Jahrhundert bedarf dringend, dass Lionardo da Vinci kommt und es die Meditation lehrt.

Ich weiss, es ist die Mode unserer Zeit, ergreifende Eigenschaften in diesen frühesten Primitiven zu finden. Man kann allezeit den Armen und Schwachen hilfeleistend beispringen; aber sie können uns wahrlich nur die Geduld lehren und uns ihren guten Willen zu empfangen zeigen. In der Nähe des Vinci, des Michel-Agnolo und des Correggio erwirbt man etwas mehr als beim Einatmen des Blumenduftes im schönen Garten von Toskana. Gehen wir in die Kapelle der Medici; dort werden wir sehen, wie die Gestalten Michel-Agnolos sich ein Universum schaffen; nicht nur die in Toskana einzeln verstreuten Bestandteile der Schönheit zusammenfassen, sondern eine Welt über die Wirklichkeit stellen.

II. SICH EINE WELT SCHAFFEN.

Sie haben Recht, alle sie, die Eselchen, Kälber, jungen Weiber und Knechte, auf Ghirlandajos „Anbetung der Hirten", sie alle haben Recht, in bunter Reihe zur gleichen Tränke, zum gemeinsamen Akte der Anbetung zusammenzukommen. Es verbindet sie ein gemeinsames Empfinden: „Herr gib uns heute unser tägliches Brot" und zweifellos auch die Bitte: „Erhalte uns fürderhin die Lebensfreude in dieser schönen Landschaft". Darin ist ihre ganze Seele, gipfelt ihr höchstes inneres Bestreben, und das ist auch die Seele des gesamten kleinen Volkes in den Museen im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert. Zu dem gleichen Gebete vereinen sich alle ehrbaren Leute des Fra Angelico, die Raffinierten des Botticelli, die kleine Venus des Lorenzo di Credi und bis zu den Madonnen von Raphael.

Wie anders aber klingt es, das Wort, das man von den Gestalten Michel Agnolos in der Sixtina und der Kapelle der Medici vernimmt! Hier ist eine sublime Illustration des grössten aller ethischen Probleme.

Wer dieses gebieterische Rund betritt, glaubt zuerst einen Ort der Betrachtung vor sich zu haben. Das ist ein Irrtum. Mailand ist der Ort, der der Welt die tiefe Betrachtung schenkte, durch das Abendmahl von Vinci im Refektorium von Santa Maria delle Grazie! In dieser Atmosphäre erreicht das innere Leben seine höchste Intensität, und der menschliche Geist umfasst und begreift zu gleicher Zeit alle Aspekte der Wirklichkeit und ihre Gesetze. Aber eine ganz andere Anstrengung zieht Michel Agnolos Gestalten zusammen und ihr Geheimnis ist nicht einfach dieses, dass sie meditieren.

Halten wir hier in unserer Enquete. In diesem Zeitpunkt haben die Etappen der Kunst eine solche Bedeutung, dass es für uns ein grosser Gewinn sein wird, einen klaren Überblick über diese Entwicklung zu bekommen, die zudem durch unsterbliche Züge markiert ist.

Bisweilen machte sich bereits vor Vinci bei den Leuten in den Museen da und dort ein heimliches, intenses Leben bemerkbar. Vor diesem durch die Mode vulgär gewordenen Bilde des Botticelli, „Primavera“, ein Hain, in dem junge Frauengestalten unter Orangenbäumen tanzen, ist es mir unmöglich, mich nicht rühren zu lassen von dieser kleinen Frauenschönheit, die wie eine Jahreszeit vorübergeht und nicht imstande sein wird, sich erfolgreicher gegen gewalttätige Hände zu wehren als die Früchte, die an den Zweigen hängen. Darum haben sie selber mitten in ihrer Fröhlichkeit etwas Trauriges und bekunden das durch eine zur Seite geneigte Haltung; aber schliesslich ist das etwas, dessen geistiger Gehalt den Eindruck nicht übersteigt, den ich von einer runzelig werdenden Olive haben kann. Bisweilen treten auch die Kümmernisse der Vereinsamung in Erscheinung: so ist manches Bild von Lippo Memmi, aus dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, bereits vom Leben verwundet, das sich aus der Hand, dem Ausdrucke des Kopfes und vor allem des Mundes einsam zurückzieht; aber das ist nicht sinnende Überlegung, sondern schmollender Trotz: es unterliegt den Empfindungen, den Eindrücken, ordnet sie aber nicht, gebietet ihnen nicht. Diese erhabene Aufgabe kommt Vinci zu.

Man kann Lionardo nicht genug bewundern, denn indem er das Verständnis der Ursachen bis zu diesem Grad brachte, gab er der Intelligenz einen moralischen Wert. Auch die geringste der Gestalten, die uns Vinci hinterliess, kennt beide Seiten des Gewebes, welches das Universum ist: daher das Lächeln ihrer gesenkten Augen und auch ihre rätselhafte Ruhe. Was wäre natürlicher als das Lächeln, die Ruhe, der rätselhafte Ausdruck, bei einem der sieht, welche Vorstellung vom Leben sich die Menschen bilden, und der andererseits dadurch, dass er sich der Gesetze der universellen Mechanik bewusst geworden, alle jene Impulse mit ihren wahren Namen benennen kann, die unter dem

pomphaften sozialen Dekor das beleben, was man Ehre, Ruhm und Gerechtigkeit nennt!

Durch dieses Hellseherische gibt er schon seiner Joconda und den Zeichnungen seiner jungen Kämpfer eine hohe geistige Überlegenheit; macht sie zu wirklichen jungen Besiegern der Realität, zu Besiegern der Lüge; aber da tut er, um die Lüge zu überwinden, den entscheidenden Schritt und schafft den Gerechten, diesen Christus des Abendmahles, den man in der Skizze der Brera studieren muss.

Die Bewegung seiner Hände und der Ausdruck seiner Züge, die für unsere konstante Unwürdigkeit der schmerzlichste aller Vorwürfe sind, bedeuten, dass alles zu begreifen und die unverbesserliche Niedrigkeit am Beginne all unserer Gefühle zu erkennen für den Weisen, der alles weiss, auch alles verzeihen heisst. Dies ist das letzte Wort einer vollkommenen Erkenntnis und eines Umdenkens der Wirklichkeit: die Hinnahme.

Hinnehmen! das ist Zustand und Ziel des sublimen Vinci. Michel Agnolo führt uns mit heftigem Elan weit darüber hinaus, und nachdem der Vorläufer die Realität demaskiert, aber sich darauf beschränkt hat, sie zu verstehen ohne an ihre Stelle etwas anderes zu setzen, schleudert er noch siegreichere Gestalten ins Dasein, denn sie beanspruchen, eine andere Wirklichkeit an Stelle dieser zu setzen, die dadurch, dass sie ihrer eigenen Natur konform ist, schliesslich auch keine Lüge mehr sein wird, sondern die Wahrheit.

Sich eine Welt schaffen! So lautet das grosse Wort, die zu erläuternde Formel, die aber die Kapelle der Medici, die Sixtina und der ganze Michel Agnolo in sich schliesst.

Man bedenke wohl: dieser Einsame ist kein galanter Hofmann von Leonardos Art, der, neugierig die Gesetze der Natur kennen zu lernen, sich allen Dingen akkommodiert, durch die Ironie, die Verachtung, das Mitleid und auch durch eine gewisse vornehme Nachsicht. Aus seinem

herben Munde, dem Gesichte des halsstarrigen Arbeiters, der auf Anderer Meinung nichts gibt, sieht man schon voraus, dass dieser da das Weltall seinem Willen anzupassen verlangt und nicht seinen Willen dem Weltall zu beugen. Aber treten wir ein wo sein Volk lebt, in die Kapelle der Medici, in die Sixtina, in San Pietro in Vincoli, vor den Moses.

In der Atmosphäre, die solche Persönlichkeiten schaffen, können nur sie selber leben. Wenn ich diese Athletenmuskel betrachte, so sehe ich, daß es sich hier nicht um Meditation handelt, denn um die Natur zu verstehen, kann der Mensch schwach sein wie ein Rohr; hier ist der Schauplatz der furchtbarsten Anstrengung.

Denkt aber nicht an Herkules. Michel Agnolo schafft vielmehr ein Prometheusgeschlecht. Die Wesen, die er uns vorstellt, besiegen den Marmorblock, entwinden sich ihm gewaltsam. Wenn sie uns zuerst nachsinnend erscheinen, wenn sie in der Tat in sich gekehrt sind, so ist es nur um in ihrem Bewusstsein diese Wesen zu unterscheiden, nach denen sie sich dunkel bildeten, um daraus in Wirklichkeit zu erstehen. Sie wollen werden. Die Pflicht, die sie sich auferlegten, ist die, sich nach ihrem Schicksale trotz allem zu bilden. „Jeder sollte seine eigene Statue aushauen“, sagten schon die Alexandriner.

Um aber sein eigener Bildhauer zu sein, bewusst alle Modifikationen zu verwirklichen, an denen unbewusste Arbeit im Laufe der Jahrhunderte die Rasse heben könnte, und in die Gegenwart alle Möglichkeiten zu setzen, die in uns emporquellen, welch eine ungeheuere Kraftleistung! Kurze Zeit vor seinem Tode schrieb Michel Agnolo dieses Wort, das nur zu häufig im Testamente derjenigen vorkommt, die sich der höchsten seelischen Kultur widmeten: „Ich Unglücklicher kann nicht auf die vergangenen Jahre zurückblicken, ohne mir sagen zu müssen, dass ich in ihrem ganzen Verlaufe nicht einen Tag finden kann, der mir gehört hätte“. Dies furchtbare Gefühl, dass man trotz aller Anstrengung, sich

seinem Ideale anzupassen und wahrhaft ganz Selbst zu sein doch all der Niedrigkeit, die das menschliche Dasein mit sich bringt, nicht entrinnen konnte, das ist es, was die Anstrengung und die Gedankenwelt dieser Heroen mit soviel Schmerzlichem und Herben durchsetzt. Seine Sklaven, seine Männer und Frauen der Medicäergräber, sein Moses, seine Madonnen fühlen ihre Ohnmacht, sich dem rohen Marmorblocke zu entringen, und in der Tat sind einige von ihnen auch stofflich erst halb geboren. Seine Sibyllen, seine Propheten haben eine tragische, fieberhafte Melancholie, denn sie entdecken Möglichkeiten in der Zukunft, in denen sie schöner, glücklicher hätten sein können, und erkennen aber auch, dass es ihr Schicksal nicht war, das Ziel dieses ewigen Werdens zu erreichen. Wie dieser Moses — in dem Michel Agnolo ein so mächtiges Symbol der Natur gab, die ihre Gesetze in der Hand hält — werden sie nicht in das Weltall eintreten, dessen Vorherwissen sie besitzen und wohin ihre riesenhafte Energie zielt.

Einen Blick von solcher Kraft und Traurigkeit kann man nur vom Gipfel der Metaphysik aus hinabwerfen. Michel Agnolo gehört in die Reihe jener Geister der Spekulation, die man heroische nennen kann. Neben den Alexandrinern und den Deutschen aus dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts hat er das Ich als Herren der Welt begriffen.

Wir lassen, nicht wahr? die Legende beiseite, nach der die Frauengestalt (genannt die Nacht) vom Grabmale des Lorenzo den Schmerz ausdrücken soll, den die Unterjochung von Florenz Michel Agnolo verursachte. Die vulgäre Meinung gefällt sich darin, die Bedeutung eines Werkes zu verkleinern, sie auf das Niveau einer Anekdote herunterzudrücken. Am Tage, da der grosse Geist auf den Sockel das berühmte Sonett schrieb: „Wecket sie nicht auf“, bediente er sich seines Werkes, um seine Gefühle als Bürger zu bekunden, aber als er sich mit der Idee dieses Werkes

trug, war es, um einer Kraft des Leidens Ausdruck zu geben und einer Enttäuschung, deren Ursache sicherlich kein vorübergehender Umstand war, sondern die Beschaffenheit seines Genies selber, und um alles zu sagen, des sich in Antinomien aufreibenden menschlichen Geistes.

Wenn ein Werk von solcher Wucht einen Kommentar vertrüge, so müsste man ihn den Gedichten Michel Agnolos entnehmen, die die lyrische Geschichte seiner Liebe zu Vittoria Colonna sind. Als er die starksinnige Strophe schrieb: „Eine irdische Schönheit, die wir mit durchdringendem Auge betrachten, gleicht mehr als irgend was sonst dem geheimnisvollen Ursprung, aus dem wir alle sind", so drückt er mit der Terminologie Dantes eine Anschauung aus, welche die modernen Anhänger der Evolutionstheorie ungefähr so übersetzen würden: Das Individuum sowie die Gattung entwickelt sich im Sinne seiner Bedürfnisse, d. h. das Verlangen ist es, das schafft; nun ist aber der Augenblick, wo das menschliche Wesen in allen seinen Teilen am stärksten vom Verlangen erschüttert wird, der Moment der vollkommenen Liebe; darum gleicht nichts so sehr der schöpferischen Kraft als die Beziehung zwischen dem Manne und der Schönheit.

Das Räsonnement und die Art der Ideenverbindung wechseln mit jeder Generation. Die grossen Metaphysiken, die des Plato, Dante, Hegel und Fichte, und alle Systeme der Welt sind nur poetische Bilder, um an sich tiefinnerliche und dunkle Sensationen zu exteriorisieren und logisch zu verdeutlichen. Man lasse sich nicht durch die Verschiedenheiten des Vokabulariums verwirren; darunter ist immer dasselbe Aufwallen und Schäumen des Menschen, der Gott werden will. Michel Agnolo zeigt uns das direkt und ohne Vermittlung der Theorien, die alle so rasch ihre bewegende Kraft verlieren; er lässt vor uns eine Menschheit erstehen, die sich dem Marmor entringen und machtvoll individualisieren will.

Die Kapelle der Medici und die Sixtina sind eine Reservoire voraussichtlich unsterblicher Energien. Viele Philosophen, die den gleichen Individualismus lehren, werden unverständlich geworden sein, und man wird noch hieher kommen, um sich zu überzeugen, dass die einzige vornehme Lebensaufgabe diese ist, durch fortgesetzte Willensanstrengung sich selbst zu erschaffen, bis dahin, dass man an Stelle der hergebrachten Wirklichkeit, d. h. jener, welche die Menschheit gewöhnlich als solche annimmt, seine eigene Weltanschauung setzt. Mit einem Worte: man muss sich das Weltall wieder erschaffen. Aber: kann sich der Mensch auf so hohem Standpunkte behaupten? Darüber werden uns die Maler zu Ende des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts Aufschluss geben.

III. NÜTZEN, SPIELEN UND SICH TÄUSCHEN.

Willen, die imstande wären, ihr ganzes Leben lang wie Michel Agnolo in heldischem Kampfe zu verharren, sind sehr selten. Diesem grossen Manne gelang es, sein eigenes Ideal der Realität zu substituieren; er schuf eine Welt für seinen Gebrauch und dennoch bemerkt er, dass ihm nach seinen Begeisterungen ein Etwas zurückbleibt „ein unbestimmtes, brennendes Etwas, das Tränen verursacht“. Wenn er schon diese traurigen Perioden des Schwächerwerdens kannte, was soll dann aus den Durchschnittsgeistern werden, die nach seinem Beispiele sich bis zu den höchsten Höhen der Seele emporschwingen möchten? Nur in seltenen Augenblicken wird es ihnen gelingen, die Trunkenheiten des Schaffens zu geniessen: das ist der so glühende aber unfruchtbare Kuss, den Leda mit dem Schwane tauscht.

Man kennt die Gruppe, die einer seiner Schüler, Am-

manati, nach Michel Agnolo ausführte. Wieviel Sinn ich darin finde vom psychischen Standpunkte aus! Hier ist Leda, die Tochter Griechenlands und Roms, die Renaissance, das Geschlecht, das der Welt den Typus der Schönheit gab. Freundlich begrüsst sie den mysteriösen Vogel, den unbekannten Geliebten, den Ritter Lohengrin. Er ist der Schwan der grossen nordischen Flüsse und unter seinen erzitternden Flügeln birgt er die Geheimnisse, die auf den Seen im Schatten der Wälder kreisen. Schlange, Vogel, Fisch, zu gleicher Zeit majestätisch und abstossend, ist der Schwan zusammengesetzt wie die Natur selbst. Er übermittelt der Latinität die germanische Träumerei, den Sinn für das All, die pantheistische Neigung. Aber diese Verdienste bringen Leda und den siegreichen Schwan nur für einen Augenblick näher, in einem glühenden, zu flüchtigen, zugleich auch zu erdachten Kusse.

Ammanati wollte eben den Seelenstand bezeichnen, den er von jenen her so gut kannte, deren Geburt sie nicht über den Durchschnitt erhebt, die aber trotzdem mehr als die Wirklichkeit zu erkennen versuchen. Ein kühner Symbolismus, der uns angesichts der Maler Bolognas zum Nachsinnen anregen wird.

Zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts sucht sich das kleine Volk der Museen kein äusseres Modell mehr; es saugt sein Leben aus der Seele des Künstlers selber. Von Vinci hat es den Nachgedanken; von Correggio, von Sodoma die Anmut und sinnliche Traurigkeit; von Michel Agnolo aber das Beispiel eines heroischen Lebens; und daher plagt es sich von nun an mühsam, mit voller Überlegung und unter Heranziehung aller seiner langsam erworbenen Fähigkeiten, sich zur intensivsten Exaltation hinaufzusteigern. Jene, denen keineswegs die Seele eines Michel Agnolo gegeben wurde, verstehen es, sich so günstige Bedingungen zu schaffen, dass sie wenigstens für kurze Augenblicke die Begeisterung eines höheren Daseins kennen lernen. Leda ruft den Schwan!

Gerade dieses Jahrhundert wird sich eine Methode ausdenken, um jene in die höhere Welt der Mystik einzuführen, deren Streben darnach der impulsiven Kraft einer Therese, eines Loyola, einer Katharina von Siena ermangelt. Man kennt die „Geistlichen Übungen", die für ganz kurze Momente selbst die Unbedeutenden zur seelischen Höhe eines Auserwählten emporheben. Diese Ekstase ändert nicht die natürliche Anlage der Menschen, aber lässt sie momentan aus der umgebenden Wirklichkeit heraustreten. So stellten die Maler Bolognas, die nicht imstande waren, ihren Schöpfungen das höhere göttliche Leben zu verleihen, über das Michel Agnolo verfügte, diese wenigstens unter Bedingungen, unter denen ihre Begabung zur vollen Entfaltung gelangt.

Die bolognesische Kunst sucht systematisch, welche aussergewöhnliche Situationen sie ersinnen könnte, um ihre Gestalten in eine höhere Sphäre als die des gewöhnlichen Daseins zu versetzen. Die Malerei und die Plastik werden eine Schaustellung bestimmter Personen in einer bestimmten besonderen Katastrophe.

Was man in den Museen des siebzehnten Jahrhunderts sieht, ist eine Folge leidenschaftlicher, mit einer wunderbaren psychologischen Einsicht angeordneter Fälle. Was das Pathos und die Analyse anlangt, so ist es schon unser moderner Rahmen, nur kommt noch das Streben nach der Schönheit dazu.

Man erwarte nicht, dass ich Werke beschreibe, die bereits überall als Stiche bekannt sind und die keine literarische Beschreibung ehrlich wiedergeben könnte...

Man kennt in Mailand den berühmten Guercino „Die Verstossung Hagars durch Abraham". Es ist Sarah, eine legitime Frau, die ihrer Rivalin, eine verzweifelte Geliebte, schmählich verstossen lässt, die sich aber vermöge ihres weiblichen Stolzes aufrecht erhält. Man studiere die befriedigte und versteckte Bosheit Sarahs! In Bologna den „Tod des Petrus Martyr" von Dome-

nicchino; welch prachtvolle Erklärung für so viele Helden, die das oft gegen ihren Willen wurden! Niedersteigende Engel reichen ihm die Märtyrerpalme: er aber, von seinem Mörder zu Boden geworfen, möchte in seiner furchtbaren Angst nur zu gerne fliehen!

Man wirft diesen Malern vor, dass bei ihnen die Gottesmutter zur verdriesslichen Hüterin des Jesuskindes wird und manchmal so hochmütig gegen die musizierenden Cherubime und die anderen kleinen, schüchternen Engel ist, dass diese ihre Befehle nur mit mässiger Beflissenheit entgegennehmen. Aber der Künstler wollte uns eben eine grosse Dame vorführen, die man zu unterhalten versucht. Das hier sind Sittenbilder, und tatsächlich eine ausgezeichnete Psychologie. Die Liebe wird ganz besonders in allen ihren Nuancen kräftigst analysiert. Die Ästhetiker sprechen davon als von einer Profanation und bemerken mit Entrüstung, dass der Ausdruck der Engel, welche die Jungfrau umgeben, manchmal bis zur Lüsternheit gehe. Aber in der Idee des Malers sind es Pagen; man denke an Cherubin bei der Marquise.

Diese von der heutigen Mode verachteten Künstler sind oft erhaben in der Darstellung zärtlicher Leidenschaften, namentlich im intensiven Ausdrucke der Wollust. Das Pathos festigt sich darin durch pathologische Wahrheit. Man sehe sich in Santa Maria della Vittoria in Rom die berühmte Statue der heiligen Therese von Bernini an: eine vornehme Dame, die im Liebesrausche vergeht. Man bedenke, was das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert wollte, denke an Stendhal und Balzac. Der Maler stellt seine Personen in eine Handlung, die ihnen Gelegenheit gibt, uns genau alles das an Verwickelung und Widerstandslosigkeit zu bieten, was wir verlangen, um eine genaue Kenntnis der Situation zu haben und bewegt zu werden.

Man staune nicht, wenn diese Jungfrauen, diese Heiligen, diese Märtyrer die Liebreize ihres Körpers, ihres Geistes hervorzuheben und Situationen zu wählen ver-

stehen, worin sie diese am besten spielen lassen können. Das sind Hofleute. Wenn die Maler solche Vorbilder wählten, so hat es den gleichen Grund, der heute unsere Analytiker bestimmt, meistens Frauen der Gesellschaft vorzuführen: die Raffinements zärtlicher Leidenschaften verlangen, dass man Zeit hat. Was die Entnervten anlangt, die aufgerüttelt sein wollen und die sich heutigen Tages mit den Verbrechen und den Gerichtsverhandlungen begnügen, denen gaben damals die Maler schreckliche Darstellungen von Martyrien.

Mit welchem Rechte hebt man einen Widerspruch hervor, der zwischen den heiligen Vorgängen besteht, die als Vorwand zu diesen psychologischen Dramen dienen, und dem ganz weltlichen Geiste, der ihr wesentlicher Inhalt ist, wo es doch alle hinnehmen, dass alle Primitiven und Raphaele uns als heilige Jungfrauen gewöhnliche kleine Mädchen Toskanas vorführten?

Ich bin überzeugt, dass die Gruppe Vinci, Correggio, Sodoma, von Michel Agnolo beherrscht, den allerhöchsten, kurzen Augenblick der Kunst bedeutet; ich zögere aber doch nicht, den Primitiven und selbst den Malern aus der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, den Guido Reni, den Domenicchino, den Guercino, die Carracci und ihre Nacheiferer vorzuziehen, die uns so kraftvolle und abundante Analysen der Leidenschaft geben.

Ich verstehe es, dass es den Archäologen gefällt, bis zu Giotto, Pisano, Duccio zurückzugehen. Ich erkläre es mir, dass Dichter, vom Archaismus bezaubert und um eine lieblichere Gebrechlichkeit zu erwerben, ihre Gefühle atrophieren, dass solche Dichter, sage ich, sich an der Armut und der Dürftigkeit dieser Kleinen ergötzen. Wer aber eigenen Urteils ist, nicht weder seinen Schulvorurteilen zugunsten der Nüchternheit, noch der Mode nachgibt, wer ein Amateur der menschlichen Seele in ihren unerschöpflichen Variationen ist,

der wird in den guten Exemplaren der Künstler des siebzehnten Jahrhunderts Wesen erkennen, die ihren Impuls nicht von der äussern Welt erfahren, sondern von ihrem innen lebenden Universum, sich nicht nach antiken Reliefs oder nach Modellen herrichten, sondern nach ihren eigenen Bewegtheiten, von denen sie eine klare Vorstellung haben.

Um zu resümieren:

Zuerst musste man existieren und lebensfähig existieren. Diesen Dienst erwiesen der Kunst im dreizehnten Jahrhundert vielleicht Pisa und Siena.

Sich langsam eine harmonische und eigene Anschauung des Universum bilden, das ist die zweite Etappe, die man in Florenz überschreitet, da das Einzelwesen Persönlichkeit wird, mit Vinci meditiert, mit Sodoma zu leiden, mit Correggio zu bezaubern liebt, und mit Michel Agnolo endlich an Stelle der von allen angenommenen Wirklichkeiten ein Universum setzt, dessen sämtliche Bestandteile es durch seine Meditation erschafft.

Hierauf handelte es sich darum, dass die vielen ins Leben geborenen Typen untereinander Beziehungen schaffen oder mit Intensität die Elemente nutzen, die sie sich zu schaffen daran sind. Dies ist das Werk, das wir nach Michel Agnolo in den Museen feststellten, und sind fast unsere Zeitgenossen, in denen die Leidenschaft ein gewollter Zustand wird, erreicht durch mechanische Verfahren, oder mindestens doch ein bewusster Zustand.

Diese drei Phasen bezeichnen die Etappen der seelischen Bestimmung jedes wahrhaften Individuums, ebenso wie sie die Entwicklung der Kunst in den toskanischen Museen resümieren. Auch sind diese eine vorzügliche Erziehung der Menschheit. Eine ganz

angenehme Erziehung, denn um uns zu beherrschen, braucht Italien nur wollüstige Emotionen. Man hat behauptet: „Ein Freund, der seine erzieherischen Absichten zu deutlich durchblicken lässt, erweckt keinerlei angenehme Empfindung, währenddem eine Frau, die uns formt, indem sie uns zu verführen scheint, angebetet wird wie ein freudebringendes, himmlisches Wesen.“ Aus diesem Gefühl heraus nannten die Menschen Italien, das ihnen seit Jahrhunderten alle Wonnen des Glückes spendet, ganz richtig ihre Geliebte.

IN DEN LÄNDERN DES NORDENS

ABENDDÄMMERUNG BEI DEN TIEREN.

Bis vier Uhr nachmittags war der Tag wunderbar gewesen; die Wärme der Novembersonne hatte die Tiere munter gemacht. Das war in den Alleen des Jardin d'Acclimatation eine elegante Prozession und wie ein Herausströmen aus der Arche Noa; die Tiere trugen Kinder auf dem Rücken, denen die nicht wenig stolzen Eltern und die etwas mehr als notwendig gerührten alten Leute folgten.

Die Giraffe, die ich furchtsam an mir vorbeikommen sah, machte den Eindruck eines sitzengebliebenen Fräuleins — ebenso überflüssig wie diese und gerade so dankbar wie sie für jede Liebkosung. Mit gleichgültiger Miene trug der enorme Elephant, dem Flechten auf den Hinterschenkeln wuchsen und dessen kleines Auge in pikantem Feuer blitzte, ein kleines Paar spazieren. Auch das Kamel arbeitete. Besonders eines von ihnen, mit seinen langen, grauen Haaren und gedrungenem Bau schön wie ein Krieger, beutelte den kleinen Bürger, der sich zwischen seinen Höckern festklammerte, wie einen gemeingefährlichen, alten Fetzen herum.

Mehrere Male zogen die Tiere mit grosser Würde an mir vorüber, von einer Menge begleitet, die nicht aufhörte darüber Witze zu machen, dass man Elephant, Kamel oder Dromedar sein könnte, und keine von all den Personen, die sich um diese vollkommenen Repräsentanten der grossen Tiergattungen drängten, schien mir den wirklichen Charakter der Menschheit zu verkörpern, der, nicht wahr? weniger darin besteht, auf den Hinterfüssen zu gehen, als seine Empfindungen vernünftig zu ordnen.

Aber ein schönes Paar fiel mir doch auf. Es war eine junge Frau, deren geschmeidiger Gang auf einen harmonischen Gliederbau und eine gute Gesundheit im allgemeinen schliessen liess. Es war ein Vergnügen sie anzusehen, und sie ging einem galanten Herrn zur

Seite, zwanzig Jahre älter als sie, und aus der Nuance seiner Vertraulichkeit konnte man ihn für einen kürzlich erhörten Liebhaber oder wahrscheinlicher für einen jung Verheirateten halten.

Gegen fünf Uhr änderte plötzlich alles sein Aussehen. Kahl sahen uns die entlaubten Bäume, farblos die Wolken an. Die Tiere zitterten in Bangigkeit, die Sonne zu verlieren und den November wiederzufinden. Wieder verfielen sie in ihr nie endendes Hinbrüten über die Unsicherheit ihrer Mahlzeit am kommenden Tage.

Die Hunde, bei denen ich mich gerade befand, stiessen ein langandauerndes Geheul aus, als sie einen der ihren mit ihrem Herrn den Garten verlassen sahen. Neben diesen Wütenden zeigten sich die Pudel mit Schnauzbart, Aufwarten und Schweifwedeln ganz soziabel und schienen nichts anderes zu wünschen als Bekanntschaften anzuknüpfen. So schön, wenn sie einem Herrn gehören, wirken die Pudel auf diesen engen Fleck eingesperrt wie in Vergessenheit geratene Leute. Ich weiss eine rührende im Norden gebräuchliche Redensart. Wenn sich dort ein Mann so sehr dem Trunke oder der Liederlichkeit ergeben hatte, dass die Geduld der Familie erlahmte, er seinen ehrlichen Namen verlor, fortgeht, die Seinigen verleugnet, allein in der Welt steht, und ihm jemand eines Tages sagt: „Ich kenne dich doch, du bist der aus dem und dem Dorf!“ — „Nein“, antwortet er, „ich bin der Hans, der sich seiner Eltern nicht entsinnt“.

Das ist der richtige Name, den ich für diese Pudel suchte. Sie sind lauter Hänse, die sich ihrer Eltern nicht entsinnen. Nicht, dass sie sie nicht verdient hätten, nein: sie hatten niemals welche. Ah! wie sie darunter leiden! Keiner, der nur ein bischen Verständnis für Tiere hat, wird ungerührt bleiben, wenn sie mit ihren Vorderpfoten so liebevoll aufwarten und ihre Zunge nicht weiss, wen sie belecken könnte. Wieviele Schätze der Zuneigung gehen da verloren,

und das Alter wird sie mürrisch machen und ihnen auch noch die Räude eintragen. Ich bange für eine Gesellschaft, die eine solche Ergebenheit nicht freudig begrüsst.

Die Dunkelheit fällt dichter. Die Affen legten die gelben Rüben, die sie unter Grimassen verschlangen, beiseite, liessen ihre gymnastischen Apparate ruhen und unterbrachen sogar ihre Obscönitäten. Die Farbe der Vögel verschmolz nach und nach mit der des Bodens und die Fasanen, köstlicher gekleidet als die heilige Jungfrau von Sagrario, umhüllte ein Dunkel, das in der Basilika von Toledo nicht gestattet, die Perlen des heiligen Wunders zu zählen. Die Alleen mit ihren Hecken und geschnittenem Buchse bekamen das Aussehen türkischer Friedhöfe. Und über den ganzen Garten hin tönte das Geheul der Robben.

Ich ging an dem nassen Schilfe hin, in dem die Enten gleiten, und blieb bei dem Wasserbecken der Robben stehen. Das Dunkel färbte es blass und tragisch, wie das legendenhafte tote Meer beim vollen Sonnenscheine aussieht. Eine der Robben lag ausgestreckt auf dem Wasserspiel und stiess unheimliche Seufzer aus. Auf dem Felsen zeigten vier nordische Vögel auf beträchtlich hohen Beinen ihr ungeheuer mageres Profil; phantastische Schatten, die sich gegen den regendrohenden Himmel scharf abhoben. Aus einem gleichen Gefühl schlugen in regelmässigen Zwischenräumen diese schweigsamen vier Vögel mit den Flügeln; die Robben kletterten den Felsen mit der Hast hinkender Menschen hinauf und stürzten sich unter bangen Schreien wieder ins Wasser zurück. Ihre krankhaft fetten Leiber fielen wie leblose Massen ins Wasser, das leuchtende kleine Wirbel bildete und uns bespritzte. Fröstelten wir unter den kalten Tropfen oder unter dem tief traurigen Dasein dieser enormen Unschuldigen?

Ehe ich den nun gänzlich mit Nacht bedeckten Garten verliess, blieb ich stehen, um einen letzten Blick zurückzuwerfen . . . Es war nun ein grosser feuchter Wald; ich vernahm nichts als Geschrei und Klagelaute. Da ging eben das Paar vorüber, das mir vorhin im Sonnenscheine aufgefallen war. „Ach“, sagte die junge Frau, „was mich erschrecken würde, wäre der Gedanke, bis ans Ende meines Daseins mit dem gleichen Freunde zu leben“.

Dieses etwas zu aufrichtige Empfinden, diese Klage eines kleinen Mädchens mag den Vertrauten entsetzen, denn der Ausspruch verrät mehr Vertrauen als Liebe; ist aber doch ein Zeugnis von der Wirkung, die die Dämmerung auf alle Wesen jeder Rasse ausübt. Es ist in einer anderen Formel der Seelenzustand, der sich bei den armen Robben offenbart, die sich ewig um ihren Felsen hin- und herbewegen und bei diesen rührenden nach Liebesbeweisen hungernden Pudeln. Diesem Volke von Verbannten und Sklaven bleibt die Welt verschlossen. Für sie gibt es keine vorübergehende phantastische Laune, durch die sie das ihnen auferlegte Wohlleben angenehm unterbrechen könnten, und von allen Seiten wittern sie Fremde, deren Geruch ihrer Rasse zuwider ist . . . Dem Schrei all dieser Wesen, der so wirr unter den grossen vom November entblätterten Bäumen ertönte, gab einstmals eine Anzahl von Männern seine lyrische Form: der Gesang der Juden an den Ufern der Wasser von Babylon, inmitten von Finsternissen, war die gleiche Klage, das gleiche Wutgeschrei von Unterjochten.

Ah! was eine Kraft besitzt die Dämmerung über einem Garten, was eine Kraft, das wahre Wesen all dieser Tiere und dieses Frauenherzens zu wecken! Alles Nomaden, diese hier und jene dort. Umherirrende Herzen, Imaginationen, die keine Gesetze wollen, Wünsche, die vor dem Eingang der Wüste Halt machen!

Im gleichen Augenblicke und weil mich der Zufall länger neben dem Paare festhielt, vernahm ich die

Antwort des Liebhabers an seine Geliebte: „Was mir schrecklich erscheint“, hatte sie gesagt, „ist der Gedanke, dass ich bis zu meinem Lebensende mit der gleichen Person leben sollte“. Und er, er tröstete sie nach einigen Minuten Schweigens, indem er sagte: „Ach nein, ich werde zuerst sterben“.

Das Individuum, das diese Antwort gab, ist natürlich ein ausgemachter Dummkopf. Und doch bestätigt eine solche Antwort, die im Theater ein Lächeln hervorriefe, in dem von der Abenddämmerung herbeigeführten Wettkampfe der Empfindungen ganz klar unsere Überlegenheit. Was die Heftigkeit und die Allüre des Ausdruckes anlangt, scheint dieser Mensch sicher auf einer tieferen Stufe zu stehen als alle die Tiere, die sich so mächtig beklagten; aber er verrät eine Schwächung des Instinktes der Selbsterhaltung und dadurch eine Qualität von Uneigennützigkeit, die meine teuren Pudel und die noch viel kostbareren Robben weit entfernt sind, sich anzueignen.

ÜBER DIE VERWESUNG.

Zur Stunde da man Gounod in Paris bestattete, fuhr ich nach Versailles, den Herbst zu sehen. Dem Schlosse, das etwas Kaltes, Herzloses für mich hat, gab ich keine Zeit. (Aber es ist immerhin ein sehr sicherer Professor des guten Geschmackes, der das Triviale verachten lehrt, die grotesken Fratzen des Nordens sowohl als die Schönturei des Südens.) Ich gab den ganzen Tag dem Vergnügen hin, das welke Laub in den Alleen zu treten. Die Bäume hier wurden Ende des achtzehnten Jahrhunderts gepflanzt, wurden gross in der Einsamkeit und verdanken ihre Schönheit nur der Natur. Kaum dass ein paar Töne von Marie Antoinettens Spinett bis in das Gezweig drangen, das sich an die Fenster des Trianon schmiegte, damals als es noch jung war.

Diesen Park suche ich jedes Jahr am gleichen Tage auf und lasse unter diesen köstlichen Gobelins des Herbstes meine oft zu buntscheckigen Sentiments promenieren. Heute gab ich mich dem Begräbnis Gounods, der das Geschenk der Tränen besass. Als er in seinen jungen Jahren einmal in Wien war, sprach ihm jemand von einer Allee, in der Beethoven einst spazieren zu gehen pflegte, sich stets an den gleichen Baum lehnte und mit fiebrigen Augen die Eingebungen seines Genius niederschrieb. Gounod wallfahrtete zu dieser Alle. „Dieser Baum", schrieb er später, „der Baum, an den sich Beethoven lehnte, der die Hand stützte, die so viele rührende, erhabene, erschütternde Akkorde niederschrieb, warum kann man ihn nicht wiederfinden?" Und mit einem Zug, der mich begeistert: „Ist dieser Baum nicht beinah ein Bruder jener heiligen Bäume des Ölberges?"

Hier, wo ich die Macht des Herbstes fühle, verstehe ich sie besser, stärker, die Art, wie Gounod das Leben fühlte. Er übertrug alles in das Emotionelle. Ich meine damit nicht jene gleichwohl deliziöse Reizbarkeit eines Andersen, der Tränen vergoss, sobald er nicht gefallen hatte. Von ewig kindlicher Seele müssten derartige

Wesen wie kleine Brüder von einer niedlichen Prinzessin an einem deutschen Hofe behandelt werden. Sie sind krank von einem Tage, der ihnen ohne Liebkosung verging. Aber die Männer, die ich beneide, sind an mehr Dinge verbunden als die Menge kennt; sie assoziieren Empfindungen, die uns entgehen. Und geben der Welt Verve, Herz, Genie. Dank dem, dass wir uns von ihren Aufweisungen ein paar Fragmente zu eigen machten, haben wir nicht das glasige Auge, nicht die apathische Seele der Tiere. Wenn sie uns alles sagen, was sie erlauschen, dann sind sie Musiker oder lyrische Dichter.

Aber nur in der Einsamkeit umhüllt uns dieses Licht.

Oft isoliert das Herannahen des Todes bislang ganz unkultivierte Menschen und beugt sie auf eine Weise, dass sie die Dinge reden hören. Vielleicht hatte Heine, wenn er auch oft lachte wie ein Jude, durch die Krankheit dieses Herz, das hörte, und ging Maupassant, nach einer Menge Novellen, bar alles wahrhaften Interesses, zur Natur kommunizieren, zu der Zeit, da er sein Schicksal ahnte ...

Zu dieser Rasse, die von Tasso bis zu Madame Desbordes-Valmore geht, gehörte Gounod. Wenn euch auch seine Musik nicht mehr so beeindruckt, heute ihr alle Wagner gehört — der dem Schicksale, nach und nach seine Macht über uns zu verlieren, ebenfalls nicht entgehen wird —, so hört auf die Herzensschreie in seinen Briefen, in all seinen Schriften, in seiner Unterhaltung . . .

Wir richten die innige Bitte an Herrn Jean Gounod, er möchte alle zerstreuten Blätter seines glorreichen Vaters zu einem Ganzen vereinigen. . . .

Wo ich Gounod liebe, das ist in seiner späteren Zeit, wo sein Schaffen eine weichere Note anschlägt und sein Feuer zur flackernden Flamme wird, deren leuchtender Schimmer jene frommen Dinge der Kunst und Liebe wunderbar verklärte, zu denen noch der Greis seine zitternden, so viel liebkosten Hände hob.

Während ich durch die Alleen von Versailles mit

meinem Herzen dem Sarge dieses Bezauberers der Frauen folgte, wirbelten die Blätter mit leisem Rascheln zur Erde nieder, legten sich da nieder, um zu verwesen. Was ein ergreifender Tag, unter einem violetten Himmel! Ich hatte noch nie ein Leichenbegängnis erfahren, wo man mit grösserem Genusse die Ruhe der gewesenen Dinge erlebte.

Die Einsamkeit verschönert alles. Die verlassenen Frauen sind viel interessanter als die liebenden. Dass uns ein Sarg alles gebe, was er an Trauer enthält, so müssen wir ganz allein den Blumen folgen, die ihn verhüllen. Die welken Blätter von Trianon unter der erschöpften Oktobersonne, die kaum zu ihnen dringt, rochen nach Chloroform. Das ist genau der Geruch, den die Herbstmorgen ausatmen, wo die Natur sich chloroformiert, einschlummert und stirbt.

Endlich kamen wir an den sublimen Platz, die Terrasse des Grand Trianon. Niedere Pavillons, leichte, immer in drei abgesetzten Marmorstufen abfallende Terrassen, bis zum Firmamente strebende, schlafende Bäume bis an den Horizont, langhin unter unseren Augen ein Bassin, voll mit dem gelblichen Wasser des Oktober, und darüber der feine Himmel des Herzens von Frankreich! Wo besser als hier könnte sich eines Künstlers Schicksal vollenden, der nicht mehr zu tun hat, als seine Gaben den Elementen wiederzuerstatten?

Unter dieser grossen entblätterten Kathedrale von Versailles höre ich, sehe ich, ertrage ich eine Flut unbeschreiblicher Schönheiten, die stundenlang über mich kommen. Im Garten des Grand Trianon, tiefer als wie die Terrasse, rechts oberhalb der Treppe zum grossen Kanal, da ist ein ebener Rasenplatz, wohl bereit, einen Leichnam aufzunehmen und ihn in unserer Phantasie von allem Abstossenden rein zu machen. Ja, hier versöhne ich mich mit dem Tode. Nur der November erschreckt mich, der schwarze, nach keinem Gefallen begehrende, und der aus diesen Blättern, die unter unseren Tritten wie knisternde Seide rauschen, Fäulnis machen wird.

FREUNDSCHAFT FÜR DIE BÄUME.

Von dem kleinen Tische aus, an dem ich schreibe, sehe ich durch die Spalte eines aufgezogenen Vorhanges einen grossen Baum im nachbarlichen Garten, der ernst und geduldig seine Schneelast trägt. Der niedrige, graue Himmel lässt ihn ungeheuer gross erscheinen; vom Rahmen meines Fensters aus gesehen erfüllt er die ganze Welt. Die Wochen gehen vorüber; meine Gedanken oder meine Leidenschaften, die ich in seiner Nähe niederschreibe, fliegen als kleine Blätter in die Druckerei. Auch er hat zu jeder Jahreszeit ein neues Aussehen und andere Gewohnheiten, die er wieder ablegt. Seine Blätter übersäen die Alleen. Seite an Seite verändern wir uns ohne Unterlass nach unserem Instinkte. Wie bewunderungswürdig ist seine sichere, friedliche Kraft! Welches Vorbild für einen Arbeitenden! Ich liebe ihn sehr, mit einer ruhigen und hygienischen Freundschaft.

Der Verein gegen den Missbrauch der Vivisektion erwies mir die Ehre, mich unter seine Mitglieder aufzunehmen, und ich protestiere zweifelsohne freudigst mit diesen Herren gegen die vielen Grausamkeiten, die man an den Tieren verübt. Aber bietet das Gedeihen, die Schönheit und die Gesundheit der Bäume nicht auch einen Gegenstand der Sorge, für den man sich leidenschaftlich begeistern kann? Die Hunde, die wir heute aus müssiger Neugierde vivisezieren, haben einstens mit unseren Vorfahren ein Bündnis geschlossen, das es der Menschheit möglich machte, sich vor den grossen Tieren des Waldes zu schützen und vor jenen Menschenaffen, die der Neid gegen den erfüllte, der ihnen deutlich überlegen schien. (Was noch heute in unserer Gesellschaft vorkommen soll.) Ebenso haben uns die Bäume in ihrem Gezweige Wohnstätten gegeben, uns beschützt und mit ihren Früchten genährt. Tiere und Bäume dienen uns in gleichem Masse.

Wenn wir gesund und ganz den Intriguen unseres

Milieus überlassen sind, können wir die Liebe, den Hass, die Ambition, jede Leidenschaft und die Intriguen selbst gern haben. Aber wenn dann die Abspannung kommt, einiger Ekel, Überdruss — dann, gestehen wir es nur, dann finden wir in den Dingen der Natur weit mehr Erquickung als in allen diesen Geschichten der Zivilisation. Einer der allermerkwürdigsten Männer und einer, der ein umfassendes Wissen über die Völker und Zeiten besitzt, gibt zu: „Nichts scheint mir den Vergleich mit den Bergen, dem Meere, den Wäldern und den Flüssen bestehen zu können", sagt Taine. In meiner Erinnerung übertrifft nichts das angenehme Gefühl, das mir in Cadix der Anblick eines Esels unter einer blühenden Magnolie bereitete.

Wenn ich einen Atlas durchblättere — gibt es eine bessere Zerstreuung? — wendet sich meine Neugierde immer nach den alten Ländern Asiens, nach den Tälern des Kaukasus und nach Armenien. Trotz der unter Steinen verborgenen Skorpione, welcher Rausch müsste es sein, die frische Abendluft in Etchemiadzin zu geniessen, neben dem Erdhügel, den man als Noahs Grab bezeichnet, und in Betrachtung des gewaltigen Arrarat, dessen weissen Schneegipfel schwarze Lavastreifen durchfurchen!

„Ohne die Belehrung, die wir den Asiaten dieser Länderstriche verdanken — sagen die Geographen —, ohne die Gewerbe, deren Kenntnisse sie uns überlieferten, ohne die Pflanzen und Früchte, die sie als erste kultivierten; ohne die Freunde und Helfer, die sie uns in der Tierwelt herangezogen, befänden wir uns noch in der tiefsten Barbarei." Wie gerne würde ich eine Pilgerfahrt dahinunter machen!

Das sind die Regionen, in denen die menschliche Bestie allmählich Mensch wurde und die ersten grossen Pakte schloss: die Dressur, den Ackerbau. Ein Büchlein voll von Begeisterung, mit Versen und Träumen könnte man von dort mitbringen, einen Aufruf zur Mystik dieser Institutionen, die uns manchmal bis zu dem

fernsten Ursprunge unseres Ich zurückführte. Wie schön liesse es sich mit einer etwas Hegelianischen Geistesrichtung in jenen verlassenen Herbergen der Ebene philosophieren, deren Stille nichts unterbricht als die klagenden Laute der Hyänen, die wie grosse Katzen auf den Gräbern sitzen.

Massgebende Leute behaupten, dass lediglich die rohe Behandlung in unseren Ställen daran schuld sei, warum nicht beinahe alle, oder doch die Mehrzahl der Tiere darin ihre Unterkunft sucht. Eine andere Fahrlässigkeit ist nicht minder bedauerlich, nämlich der ungenutzte Überfluss an Pflanzen und Früchten in den Gärten des Kaukasus. Mit leichter Mühe könnten sie unsere Gärtner zum köstlichsten Wohlgeschmacke veredeln. Arme, vernachlässigte Pflanzen! Nicht nur ihrer Mannigfaltigkeit berauben wir uns, wir entbehren auch ganz die moralischen Hilfskräfte, die sie uns bieten, und über die ich sprechen möchte.

Die Sentimentalen sind zu wenig daran gewöhnt, sich über die Pflanzen liebevoll freundliche Gedanken zu machen. Wir verbringen Tage damit, in den Äusserungen der Tiere, die in der Intention ihrer Autoren ganz gleichgültig sind, Beweise ihrer Sympathie für uns zu entdecken. Der Hund, der uns seine Pfote gibt, bekundet uns damit keine grössere Freundschaft als eine duftende, sich anmutig neigende Pflanze, oder als ein Kirschbaum, der seine Früchte darbietet. Man muss nur zugeben, dass Hund und Baum uns erfreuen, ohne es zu wissen.

Der unglückselige Chambige, dessen glänzende Phantasie bedauerlicherweise mit dem absoluten Unvermögen gepaart war, die Wirklichkeiten zu verwerten, machte die Vorarbeiten zu einem Buche, von dem mir nichts weiter bekannt ist als der Titel: Die unübertragbare Seele, in dem er aber sicher entwickelte, dass sich zwei Wesen niemals ganz ergründen können. Wir alle sind in ein schreckliches Alleinsein eingemauert. Das innerste Wesen unserer Geliebten, unseres Freundes bleibt

für uns ebenso ein Rätsel, wie das Lebensgeheimnis eines Hundes oder eines Apfelbaumes. Wenn die Menschheit nun schon die Gewohnheit angenommen hat, alle Dienste und Liebkosungen, mit denen uns ein gutes Tier erfreut, als Beweise seiner Anhänglichkeit auszulegen, weshalb in bezug auf die Pflanzen weniger Wohlwollen zeigen?

In Spanien brachte ich eine rührende Geschichte in Erfahrung, dass eine Blume nicht weniger Zartgefühl kundgab als der Hund des Montargis, der, wenn ich nicht irre, berühmt ist durch den Trost, den er seinem Herrn gab. Es handelt sich um einen Mönch, der schwachsinnig schien. Er verstand nur eine Messe zu lesen und wiederholte sie alle Tage. Die Kinder, die er in den Gassen von Toledo segnen wollte, verspotteten ihn, denn trotzdem sein Herz voll guter Gefühle war, fand er nicht die rechten Worte. Wüstlinge lehrten ihn unflätige Redensarten wie einen Papagei, und er erregte grosses Ärgernis. Als er starb, jubelten die frommen Seelen, denen er zuwider geworden war, und man begrub ihn eilends an unheiligem Orte. Aber Unsere Frau erschien einem von jenen, die sich über seinen Tod gefreut hatten, und befahl, dass man ihn ausgrabe und würdiger bestatte. Man fand den Leichnam unversehrt, aus seinem Munde aber sprosste eine schöne, wohlriechende Blume.

O kleine Blume, du bist nicht weniger rührend als der Hund, der seinem erniedrigten Herrn die Hände leckt!

Die Menschheit hat sich selbst geschädigt durch die Annahme, dass die Pflanzen keiner Zuneigung fähig seien. Wir hätten uns in dieser Hinsicht die gleiche Illusion bilden müssen, wie wir sie über die Tiere haben. Besassen wir sie nicht vielleicht einstens in primitiver Zeit, damals, als der Mensch begann, sich eine leitende Stellung im Weltall zu erobern? Wenn ich ein paar Wochen in Armenien verleben könnte, würde ich dort über die ungeheuere Hoffart trauern, zu der uns die

Zivilisation führte, die jenen tiefen Ebenen entstammt. Es ist ein geheiligter Lehrsatz unserer Universitäten, den Triumph der „freien Hellenen“ über die „Horden des Darius und Xerxes“ als die Offenbarung der Menschenwürde zu verherrlichen. Daher datiert der Begriff des Individuums. Der Mensch wurde glorifiziert, zum Gott gemacht. Ich bin damit einverstanden. Aber wenn ich jene Länder bereiste — sie sollen trotz allem ein wenig beschwerlich sein —, so wäre es nicht, um meine in der Schule gesammelten Vorurteile dorthin mitzunehmen. Ich würde mich fragen, ob nicht etwas unter dieser mächtigen Zivilisation, die Griechenland als Bruchstücke sammelte und weiter entwickelte, zugrunde ging. Die menschliche Rasse so hoch zu heben, hiess die anderen Wesen hintansetzen, sie unterdrücken und erniedrigen. Um präziser zu sprechen: indem man uns einen so egoistischen Begriff vom Wert und Bedeutung des Menschen vermachte, hat man das Bild atrophieren lassen, das sich unsere Vorfahren vom Gesamtleben gemacht hatten.

So habe ich für diesen von der Universitätsweisheit so molestierten Xerxes eine lebhafte Sympathie. Er besass eine Grösse und Macht der Melancholie, die weder die Griechen noch wir alle erbten. Gewiss, er hatte von der persönlichen Freiheit und besonders der Gleichheit eine Anschauung, die unsere Demokratien nicht billigen würden; aber er besass ein ausgeprägtes Gefühl von der Brüderlichkeit aller Wesen, das seitdem vollkommen verloren ging. Erinnert man sich der wundervollen Geschichte, die Herodot erzählt? Als Xerxes mit seiner ungeheueren Armee, die er gegen Griechenland führte, jene Länderstriche durchzog, kam er an einem schönen Baume vorüber und wurde für ihn von solcher Bewunderung und Liebe ergriffen, dass er ihm seine Armbänder und Halsketten an die Zweige hängen wollte. Dann bestimmte er zur Pflege des Baumes einen „unsterblichen“ Mann, das heisst, wenn der eine Pfleger starb, musste ihn ein anderer ersetzen.

Ah! Diese Geschichte ist vornehm und von einer Art Wirkung, wie man sie manchmal in den schattendüsteren, feuchten Parks der kleinen deutschen Städte wieder fühlen kann, oder in Granada, dessen Wert nur in seinem märchenhaften Baumschatten besteht, unter einem verzehrenden Himmel! Lieben wir die Bäume.

HAMLET IN SALM-SALM.

Am 10. September 1893 hat die kleine Stadt Senones, frühere Hauptstadt des Fürstentums Salm-Salm, ihre 100jährige Vereinigung mit Frankreich gefeiert.

(Die Zeitungen.)

Ich habe eine Vorliebe für die kleinen anämischen Höfe Deutschlands. Dass der Moment ihrer zivilisatorischen Bedeutung ein überlebter ist, darüber muss man sich trösten, aber ich kann ihre verjährten Verdienste nicht gering schätzen. Man entwickelte da keine grosse Tatkraft, keine herbe Tugend; aber gewisse Feinheiten und eine allgemeine Artigkeit lebten nur da. In der Kunst verhimmeln diese kleinen Höfe das Bibelot, vermischen den Komfort mit dem Dekor; in der Politik temperiert ein Zug familiärer Gutmütigkeit die Ausübung der absoluten Herrschergewalt. Ein paar überflüssige aber reizende Eigenschaften, gewisse Raffinements traten nur in diesen kleinen Ländchen in Erscheinung, wo die Schwierigkeit frei zu atmen allmählich ganz ungewöhnliche Menschenpflanzen entwickelte. Ende des vorigen Jahrhunderts bis zum Jahre 1820 sah man in diesen Fürstentümern vornehme Damen, die mehr Kultur als Esprit besassen, mehr durch den Geist des Familienlebens verfeinert waren als durch die Traditionen ihrer Rasse, die aber jenen romantischen deutschen Geist schufen, dessen erster Seufzer so zart und ergreifend klang, bevor man ihn vulgarisierte.

Ich machte die Reise, die ganz kleine Reise, durch dieses Fürstentum. In einem köstlichen, engen, entzückend romantischen Tale stiess ich auf Senones, einstens die Kapitale der Fürsten, in deren Schloss die Stadt nun eine Spinnerei installiert hat.

Die Prinzessinnen von Salm-Salm! Was ein hübscher Name, ironisch und einschmeichelnd wie ein Gedicht von Heinrich Heine. Ihren Briefen nach zu schliessen kann ich mir sie vorstellen, wie sie abenteuerlustig und verführerisch an die befreundeten Höfe von Wien und

Prag kamen, wenn sie ab und zu ihrem Bibelotreiche entliefen. „Meine Mutter hat mir oft von den Prinzessinnen Salm-Salm erzählt“, sagte mir eine alte dort einheimische Dame. Aber welche Vorstellungen die einstigen Untertanen über ihre vormaligen suzeränen Fürstinnen hatten, das hat die Nacht an sich genommen. Sie werden sich nicht einmal in Feen verwandeln, wie es das Recht einer jeden vergessenen Prinzessin ist. Die jungen Burschen von Senones verstehen sich recht schlecht auf das Vergnügen, denn nicht einmal die Zwanzigjährigen träumen davon, auf abgelegenen Pfaden unter berauschend duftenden Tannen den abgeschiedenen Damen von Salm-Salm zu begegnen.

Alles von ihnen ist gestorben. Im Garten der Prinzessinnen fand ich nicht eine einzige Blume, die einst eine ihrer Lieblingsblumen hätte sein können. In ihren ehemaligen Beeten hat man Teiche angelegt, und da diese nur als Reservoire der Fabriken dienen, bringen sie nicht einmal etwas Melancholie auf. Das ist Senones, die uralte Hauptstadt der Salm-Salm vor dem Besucher.

Aber würde das Aufwirbeln des Staubes der alten Archive unser Bedürfnis nach Romantik mehr befriedigen? Nichts findet sich in diesen alten Papieren, kein historischer Roman, kein leidenschaftliches Abenteuer, dem ein Dichter neues Leben zu verleihen wüsste.

Und doch war es ein markiges Geschlecht! Man hatte ja nie weniger als zwölf Kinder. Die männlichen Nachkommen bekannten sich abwechselnd zum lutherischen Glauben oder zur römischen Kirche, je nachdem der Nutzen grösser schien, sich der einen oder der anderen Partei zu verdingen. Die Felder ihrer Kämpfe sind unberühmte Dorfnamen geblieben; und trotzdem sie acht historische Jahrhunderte lang ihre Tatkraft betätigten wie irgend einer, hatten sie doch das Missgeschick, dass ihre Taten keinerlei bedeutende Folgen nach sich zogen. Die langwierigen Händel der Fürsten

Salm-Salm mit dem Kloster Senones sind ebenso langweilig wie die zähen und hinterlistigen Grenz- und Enklavestreitigkeiten zweier Grundbesitzer. Und was die Prinzessinnen anlangt, so ist in ihren unorthographisch und im Küchenstile geschriebenen Briefen von nichts die Rede als von Schweinefettvorräten und Kleidersorgen ihrer Söhne. Ich könnte nichts über diese rauhen Leute berichten, was weniger kalt und nüchtern wäre als ihre Grabschriften auf den wappengeschmückten Steinplatten.

Drei Tage hatte ich unter ihnen verlebt, und nach dieser Zeit waren die Salm-Salm in meiner Vorstellung nicht mehr einzelne Individuen, sondern nur eine Familie, und wie man es im Jahre 1822 machte, so hat die Geschichte ebenfalls alle ihre irdischen Überreste in einem Beinhaus vereinigt. Im Schlosse riss man das Geländer der Ehrentreppe herunter und benutzt es nun als Gitter zur Grabkapelle. Das war eher eine philosophische Handlung als Vandalismus. Das Geländer führt nirgends mehr hin, es ist nur der Abschluss einer Gruft. Gestern hiess es noch: „Quo non ascendam!“ heute aber „Requiescant in pace“. Und von Senones wie von Hamlets Helsingör schreiben die Reisebücher: „Helsingör, Senones, kleine handeltreibende Städte“.

Warum aber drängt sich meiner Phantasie ein Zusammenhang auf zwischen diesen sich so fern liegenden Marktflecken? Weil mir die Atmosphäre dieses mediatisierten Fürstentums eine Art von Hamletischem Stimmungsgenuss bereitet. Hier, weit mehr als in Helsingör, das alles der Gefälligkeit eines Dichters verdankt, rühre ich an einen Fall jener melancholischen Ohnmacht, die von Hamlet unsterblich gemacht wurde: das unwürdige Ende eines Geschlechtes, das unfähig war, zu vollbringen, was ihm sein Erbe befahl.

Der einzige Moment der acht Jahrhunderte langen Geschichte, der mich interessiert, mich bewegt, ist das fatale Jahr 1791, wo sie, auch sie, sagten: „Es ist etwas faul im Staate Dänemark“, ihr Schloss im Stiche

lassen, ihre Rechte, ihre Pflichten, und wortbrüchig werden gegen das Gebot ihrer Vorfahren. Wieviel erhabner ist, verglichen mit dem Erlebnisse eines jungen Mannes, der nicht imstande ist, seine Braut zu heiraten, noch seinen Vater zu rächen, diese wahre Geschichte der Salm-Salm, die aus ihrem Fürstentume in das Schloss Anhalt verjagt werden, wo sie sich noch vor Wind und Wetter schützen! Anhalt ist ein weitläufiges Schloss neben einem düsteren Weiher in Westfalen!

... Während des ganzen Endes des 18. Jahrhunderts litten die Salm-Salm schon unter peinlicher Geldnot. Ihre ganze unveröffentlichte Korrespondenz dreht sich ausschliesslich um diesen wunden Punkt. Sie versuchen auf alle Weise vom Kaiser in Wien Subsidien zu erlangen, und ihr Amtsverwalter in Senones macht sich durch seine Härte verhasst. Im Jahre 1791 redigierten die Reichsstände des Fürstentums ihre „cahiers". Der Fürst war ganz paff. Wir besitzen die von seiner eigenen Hand geschriebene Antwort darauf; in einem Stile, wie sich seiner heute noch die „reaktionären" Schriftsteller bedienen. Die neuen Ideen werden darin als „tückische Ratschläge" hingestellt, die „nichts anderes bezwecken, als alle geheiligten Bande des Gehorsams, des rechtmässigen, erspriesslichen Einvernehmens zu lockern und an dessen Stelle Empörung und Anarchie, die grausamsten Zuchtruten aller ehrbaren Leute, zu setzen." Der Fürst beklagt sich über die allgemeine Insubordination, die Verachtung, die man seiner Autorität zeigt, indem man seine Leibgarde allerorts und jederzeit insultiert. Man fühlt, er hat ausgespielt. In allen Punkten gibt er nach, „selbst auf Kosten seiner Einkünfte". Nur der exzellente Ton seines Schriftstückes zeigt noch einige Würde. Aber die vollendet liebenswürdige Schwäche dieses unfähigen Mannes steht dem Nachkommen der „wilden Gebieter am Rheine" nicht gut. Übrigens verliess der Fürst fünf Monate später sein Schloss mit seiner Familie und der seines

Amtsverwalters, verhöhnt, vielleicht sogar in Lebensgefahr.

Achtzehn Monate dauerten diese Wirnisse. Im Jahre 1793 ergab sich das Fürstentum an Frankreich, bedroht von Hungersnot und um dem Dekret des Konvents zu entgehen, das die Getreideausfuhr selbst für die Enklaven der Republik verbot. Der Konvent delegierte den famosen Couthon nach Senones. Die Bürgerwehr des Fürsten wurde die Gendarmerie, und die Bürger des Städtchens legten den Betrag der alten Grundsteuern in die Hände eines neuen Mannes.

Während Couthon einen sehr schönen Bericht voll von jugendlicher Tatkraft und Glauben nach Paris sandte, was begann unterdessen der arme Fürst Konstantin, der „vormalige Tyrann?“ Was für ohnmächtige Gedanken plagten ihn? Wartete dieser Salm-Salm, bis er die Stimmen seiner Vorfahren vernehmen würde, wie einst Hamlet auf den Wällen von Helsingör? Ich vermute, er sah in dem ganzen Umstande nichts anderes als den Verlust einer Rente von ungefähr 50000 Francs.

Später gab ihm der Reichstag zu Regensburg das Almosen einiger Stückchen Landes am rechten Rheinufer. Napoleon ernannte ihn zum Mitgliede der deutschen Konföderation. Im Jahre 1815 erschien er selbstverständlich in Paris. Was erhoffte er nicht alles? Gegen 1820 schickte er 1000 Franken an die Gemeinde Senones, die ihm sehr höflich darauf antwortete. Im Jahre 1826 wurde er aus Frankreich ausgewiesen. Darüber war der greise Mann sehr erstaunt; er hielt sicherlich den Wunsch nach seiner Wiedereinsetzung für einen Beweis seiner Treue gegen die Bourbonen.

Seine Enkel dienen als Offiziere in der deutschen Armee, haben sich aber so wenig um ihr Erbe gekümmert, dass sie, wie ich weiss, nicht einmal mehr im Besitze ihrer Adelsbriefe sind.

Am 10. September im Jahre 1893 habe ich es in Senones erlebt, dass man zu gleicher Zeit die Güte

der Fürsten Salm-Salm, lokale Erinnerungen, Couthon und Frankreich feierte. Welch wunderbare Fähigkeit des Vergessens, Versöhnens und der Indifferenz besitzen doch die Enkel!

Aber die lebenslustige Bevölkerung von Senones liebte es von jeher, Feste zu feiern. Als im Jahre 1791 die regierende Fürstin von einem Knaben entbunden wurde, ordnete die Stadtverwaltung die Abhaltung einer feierlichen Messe an, Musik, Glockengeläute und am Abend Böllerschüsse und Illumination. Das Programm vom 10. September 1893 war ganz dasselbe.

Ohne Zweifel sind die Mörser genau die gleichen, die man einst zu Ehren des Prinzen und Couthons abschoss.

Es ist nur bedauerlich, dass der jetzige Chef der Salm-Salm nicht die Reise von Anhalt nach Senones machen konnte. Sehr wahrscheinlich würde er zu Rechten des Herrn Charles Ferry, Bruder des Herrn Jules Ferry und Deputierter des dortigen Kreises, der Held des Festes gewesen sein. Er hätte in einem kleinen, für diese Gelegenheit zusammengestellten Museum alle die Familienschätze vereinigt gefunden, wie er sie wiederzusehen nicht mehr in die Lage kommen wird. Nicht, dass sie verloren gingen, denn die Gallerie von Epinal ist gerade die Bildersammlung der Fürsten von Salm-Salm; ihre Familienkorrespondenz, in drei dicke Bände gebunden, ist das Eigentum der Bibliothek von Nancy; ihre Porträts sind bei den jüdischen Zwischenhändlern der Gegend verstreut, und wie ihre Schlösser von den Industriellen Senones nützlich verwertet sind, so werden die Kunstkenner des Landes sich an einem guten Teil ihrer Bibelots erfreuen. In einem Glaskasten der Ausstellung sah man eine hübsche Flinte, im Kataloge bezeichnet als „Flinte einer Prinzessin Salm“. Im ganzen rechtfertigt das alles den Ausspruch lokaler Chronisten: die Salm-Salm haben in der Gegend manches gute Andenken zurückgelassen.

Ich weiss nicht, ob der Leser würdigt, welche Fülle

von Ironie, Konfusion und hoher Ergötzlichkeit in der Philosophie liegt, mit der die Beteiligten allmählich die Ereignisse auslegen und nach und nach die Nuancen verwischen; aber in diesem Mikrokosmus kann man sich des allerschönsten Zeugnisses dafür erfreuen, was die „immanente Gerechtigkeit“ der Geschichte und der „Scharfblick der öffentlichen Meinung“ wert sind, und vor allem wird man bestätigt finden, dass der Erfolg immer die Gerechtigkeit und das Recht ist, selbst in den Augen der Besiegten. Ich für meinen Teil geniesse in höchstem Masse jedes kleinste dieser Details.

DER BLICK AUF DIE WIESE.

Nicht das Leiden des Amfortas, nicht seine Jammerrufe noch seine abgemagerten Hände, die er gegen die Wunde seines armen Menschenherzens presst, ist es, was uns in diesem Heldengedichte Parsifal zum Weinen zwang.

Es ist auch nicht die Glut, mit der Kundry Parsifal zu verführen sucht, und die Tränen der verzichtenden, leidenschaftlichen Frau vermengt mit dem Andenken an seine, aus Kummer verblichene Mutter. „Meine Liebe bietet dir, o herbe Freude, in der Glut des ersten Kusses das letzte Lebewohl deiner Mutter.“ Es ist getrübte Wonne, wenn innerer Vorwurf sich mit dem Verlangen paart. Aber Kundrys kraftlose Geste, trocknet sie Tränen? liebkost sie? Wir waren alle atemlos . . . Und doch, das war es nicht, was unser Herz schmelzen machte.

Hierauf der Zusammensturz von Klingsors Reich und der Welt des äusseren Scheines, das Versinken des Blumengartens. Wie schön und traurig schien uns dieser, die ganze Erde reich durchduftende, verwelkende Blumenregen! Das hiess das Herrlichste, was man in all diesen zierlichen, feinen Blumenseelen erschaute, zu Streu verwandeln. Da liegt ihr nun, Rosen, deren duftende Kelche dem jungen Mann von Sybaris den Schlummer verscheuchten, ihr schweren, heiligen Lotosblumen, die zwischen den Brüsten und in den Haaren Kleopatras den rauhen Krieger berauschten; ihr spitzenzarten Blumenkronen der Iris und Menyanthes, Mondblumen, die die junge Ophelia zerzupfte, und ihr früher Hortensien! Wie ergriff es uns, als Parsifal den Zauberbann eurer trügerischen Schönheit brach! Um es zu ertragen, fanden wir Kraft.

Kundry trocknet mit ihren Haaren Parsifals Füsse, und die freiwillige Demut ihres Herzens rief in unserer Seele das Bild der Magdalena wach, in die wir Christenkinder alle, vom Beginn der ersten Religionsstunden an, ganz toll verliebt waren.

Erhabenes, das uns vor Wonne erblassen liess, aber dem Helden, dem Orchester und dem Dichter riefen wir zu: „Verschwendet noch mehr euer Genie, bohrt es noch tiefer in unser Herz! Wir vermögen noch mehr zu ertragen“.

Dies wurde dann unsere Grenze: Kundry geht nach dem Hintergrund der Bühne, stützt sich auf das Gatter und schaut stumm auf die grosse Wiese. O unvergleichliche Minute! Wohltat niemals zu verlieren, höchster Gipfel, auf dem all unser wonniges Erbeben schwindet, auf dass das Erhabenste uns ganz überwältige!

— Kundry, woher dieser Friede, der dein Herz so göttlich beseelt? Im Laufe der Jahrhunderte haben ihn einige Helden schon empfunden und ihn, wie du an uns, an die Menschheit ausgeteilt. Es ist die erhabene Ruhe, die Sokrates im Gefängnisse überkam, und jenen, der sich auf dem Ölberge wieder emporrichtete. Was haben sie gedacht, der eine und der andere, während ihres Schweigens? Sokrates' Blick verweilte lange auf Athen; er war zur Überzeugung gekommen, dass es einem Bürger nicht gezieme, sich den Gesetzen, selbst ungerechten, zu entziehen; er opferte sich der Stadt. Jene, die den Blicken Jesu folgten, sahen diese gen Himmel gerichtet; er rief seinen Vater an und opferte sich dem göttlichen Willen. Was aber, Blick der Kundry, entdecktest du auf diesem Wiesenplan?

— „Wildwachsende, einfache Blumen, die der Natur folgen“, antwortet sie.

Auf dieser Wiese sehen wir weder den mystischen Ölbaum der Religionen, noch den Ölbaum der Gesetzgeber. Weder eine Stadt noch einen Gott, die uns ihre Gesetze vorschrieben. Kundry hört nur auf ihren Instinkt. „Reinen Herzens, ein reiner Tor, folgt er seinem Herzen“, das ist das wesentliche Parsifals.

Auf dieser Wiese spriesst nichts, was menschliche Kultur hervorbrachte, sie ist die tabula rasa der Phi-

losophen. Wagner verwirft alle Hüllen, alle Formeln, die den zivilisierten Menschen verdecken, beschweren, verunstalten. Er fordert das schöne Urbild der Menschheit, in dem des Lebens Säfte mächtig wirken. Ach! einstens führte das Leben jeden seiner Vollendung zu. Der Mensch widersetzte sich ihm nicht. Seine Handlungen erschlossen die Regungen seines Herzens.

Der Philosoph von Bayreuth verherrlicht den natürlichen Impuls, die Kraft, die uns zum Handeln treibt, ohne dass wir sie vorher prüfen. Er exaltiert das selbstherrliche Geschöpf, das über allen Formeln steht, sich keiner anpasst, sondern das Gesetz in sich selbst findet.

Sokrates verkündet durch sein Opfer die Gesetze der Stadt. Christus das Gesetz Gottes, die Liebe. Was begründen in so herzzerreissender Weise die Heldengestalten Wagners: Kundry, Tristan, Tannhäuser? Die Gesetze des Individuums.

Nur ein Gesetz hat Wert: das Gesetz, das wir unserem lauteren Herzen abrangen. Um uns im Sinne unserer Vollendung zu lenken, bedarf es weder unserer Anpassung an die Regeln der Stadt noch der Religion. Soll man ein Bürger, ein Gläubiger sein? Nein: ein Individuum sein, das ist die Lehre Richard Wagners.

Aber gebe sich keiner einem Irrtum hin. Es ist dies keineswegs eine Lehre leichter Freuden. Die Kultur des Ich, ebensogut wie die Kulte des Gottes und der Stadt, erheischt Opfer.

Unsere eigene Natur darf keiner anderen untergeordnet werden. Unsere Strebungen dürfen sich nicht von unwürdigen Objekten befriedigen lassen.

Gerade darin besteht das Leiden des Amfortas, dass er seine Liebe an einer Frau befriedigte, die nicht würdig war geliebt zu werden. So versündigte sich auch der Ritter Heinrich Tannhäuser im Venusberge; er erreicht erst die Vollendung, wenn er Elisabeth liebt, die ihm allein jene Art von Liebe bieten konnte, für die er geboren war. Das Verbrechen Kundrys selber

bestand darin, dass sie ihrem Ich widersprach. Die zum Erbarmen Geborene verlachte aus Hoffart, oder vielleicht aus falscher Scham, den Gekreuzigten, der den Kalvarienberg erklomm; und bekannte sich so zur Sinnesart ihrer Mitbürger: sie wird darum so lange verflucht sein, bis sie ihrer wirklichen Natur, die Demut in der Liebe ist, Genüge getan hat.

War nun dieser zügellose Individualist Wagner — was alle Gegner unserer Religion des Ich nur zu gerne beweisen möchten — ein des Opfers unfähiger Schwelger? Belehret euch darüber aus seiner ganzen Biographie.

Niemals gestattete er seinem innersten Wesen, sich von seiner Bestimmung abzuwenden. Um dieser treu zu bleiben, opferte er jedes Verlangen nach unmittelbaren Genüssen, die er nur erreichen konnte, wenn er seine wesentlichsten Kräfte, seine Kunstinstinkte, den entstellenden Geschmacksforderungen des Publikums und dem Empfinden der grossen Menge unterwarf. Wagner hat sich, wie die Mystiker sagen, mit Abscheu von seinem Jahrhundert abgewendet. Der Natur seines Verlangens nach konnte er in der Mittelmässigkeit des Bestehenden keine Befriedigung finden. Und er besass diese Vornehmheit (im Gegensatze zu Amfortas), in keine Verminderung seines Ideals zu willigen — sie würde ihm einen Schmerz verursacht haben, der sein Leben vergiftet hätte.

Seiten des Phädon, heilige Legende vom Ölberg, die ihr dem Menschen befehlt, sich den Gesetzen der Stadt zu beugen oder den göttlichen Willen anzuerkennen, gestattet dem Karfreitagszauber seinen Platz auf eurer Höhe! Der Prophet von Bayreuth kam zu seiner Stunde, alle jene, die sich nicht mehr um die Dogmen und die Gesetze kümmern, in seine Schulung zu nehmen.

Pilgern wir nach Wahnfried, ehren wir auf Wagners Grab die Vorahnung einer neuen Ethik.

DREI PSYCHOTHERAPEUTISCHE KURORTE

I. EIN BESUCH BEI LEONARDO DA VINCI.

Den Analytikern des Ich.

Mailand bewegt uns unter allen Städten, weil es der erwählte Aufenthalt des Leonardo da Vinci war und weil Stendhal in seiner Verehrung für diese Stadt so weit ging, dass er statt jeder Grabschrift die Worte wünschte: „Bürger von Mailand". Aber bei Stendhal müsste man erst von dem öden Hafen von Civita Vecchia sprechen, wo sich der alte, schöne Apoplektiker dreissig Jahre langweilte und keine andere Zerstreuung hatte, als jeden Abend zwischen 8 und 9 Uhr bei dem einzigen Buchhändler des Ortes ein Plauderstündchen zu halten. Ich aber will von einem Besuche bei Leonardo da Vinci berichten.

Nicht als ob das Werk des Leonardo, das nie sehr umfangreich war, in Mailand besonders vertreten wäre. Manuskripte, Skizzen, und die wundervolle Freske des „Abendmahles" — das selbst der liebe Gott schön zu finden scheint; denn wie hätte anders das Kunstwerk den Misshandlungen der Soldaten, die die Farbe abkratzten, und der Maler, die es übermalten, standhalten können? — Alles andere Bilder, die Schüler unter seiner Leitung ausführten: das ist alles, was Mailand dem Studium dieses grossen Künstlers bietet. Aber sein Ruhm, eines der aufregendsten Dinge, über das Kunstkenner und Ästhetiker nachdenken können, da genügen dem Vinci ein paar Bleistiftstriche, um ihn darzutun.

Trotzdem wir sein Schaffen und das was er wollte nur mutmassen können, so müssen wir ihm dennoch als einem Fürsten unter den Künstlern huldigen. Man erfasst diesen ungewöhnlichen Maler noch besser durch das Denken als durch das Sehen. Und gerade in Mailand hat er so vieles gedacht, dass hier der beste Ort ist, um sich über ihn Gedanken zu machen.

Die Ratschläge, die er in seinen „Büchern über die Kunst des Zeichnens" gibt und das, was unter der

Übermalung des Abendmahles noch zu erkennen ist, geben uns einen Begriff von der Schönheit, die er suchte. Wenn diese auch heute durch Schatten verdeckt wird, so ist sie doch ebenso unverkennbar wie seine geniale künstlerische Leitung in der geringern Begabung seiner Schüler.

Mit seiner einzigen allumfassenden und scharfen Intelligenz erschien Leonardo zu gleicher Zeit als grosser Denker und grosser Bezauberer. Seine tiefen und universellen Studien beschäftigten ihn keineswegs ausschliesslich; er war auch ein glänzender Kavalier; mit einer feinen, klarsehenden Psychologie bewegte er sich mühelos in dem prunkvollen Leben seiner pittoresken Zeit. Dass sich so entgegengesetzte und bis zu solcher Vollendung gebrachte Gaben in einer Persönlichkeit fanden, das bringt die Kategorien ausser Fassung, in die wir die Temperamente einzureihen gewohnt sind. Und diese Dualität seines Wesens erklärt das Lächeln aller dieser Gesichter, die er uns hinterlassen hat; das Lächeln, das die Zeit und jeder Tag mit einem neuen, undurchdringlichen Schleier verhüllt, und das unerklärlich schien, damals, da es aufblühte. Er malte da seine eigene Vielfältigkeit, seine Seele, nicht nur gewandt in der Wissenschaft, sondern auch in der Kunst der Bezauberung.

Ich finde keine Worte, die diesen Konflikt, der das geheimnisvolle Genie des Vinci ausmacht, richtig bezeichnen könnten, und über das ihn so viele Künstler, so viele Denker und so viele Verliebte befragt haben, in der Ambrosiana und in der Brera, und das sie aus den feinen Linien seiner Frauenköpfe raten wollten. Ich ziehe es vor, das herzuschreiben, was mir mit unglaublicher Intensität eine dieser Seelen — junges Mädchen oder junger Mann — sagte, eine sinnliche Seele mit aufgelöstem Haar, mit Lippen, mit grossen Augen und einer geradezu göttlichen Freude, die in diesem Antlitze strahlte, — und was mir eine andere

Skizze wiederholte, eine anbetungswürdige Frau mit gesenkten Lidern und einem beinah ironischen Ernst, — kurz was mir alle zu hören gaben:

Nachdem wir die Gesetze des Lebens und den Gang der Leidenschaften kennen, so kann uns keine eurer Sorgen in Staunen setzen, keine eurer Beleidigungen verletzen, keine eurer Reden von Ewigkeit uns verwirren ... Und diese Erkenntnis macht uns nicht traurig, denn es ist die vollkommenste aller Freuden, mit Methode beständig neugierig zu sein ... Aber wir müssen lächeln, wenn wir sehen, welche Anstrengungen du machst, um zu ergründen, was mich interessiert ...

Das will das Lächeln des Leonardo sagen, und ich habe es deutlich vernommen. Goethe wird es später wiederholen. Das ist bei allen zahllosen Unterschieden der Zeit und der Rasse einer der Eindrücke aus den beiden Faust.

Es gibt nichts, das reiner dem Gebiete der Intelligenz angehörte. Wie kann Taine nur von epikurischen, licenziösen Gedanken sprechen! „Manchmal", sagt er, „findet man bei Vinci einen schönen doppelsinnigen Adoleszenten, mit dem schlanken und wollüstig kokett gedrehten Körper eines Weibes, ähnlich den Androgynen der Kaiserzeit ... Indem er durch ein eigentümliches Verfahren die Schönheit der beiden Geschlechter vermengt und vermehrt, verliert er sich in Brüten und Sinnen über Zeiten der Dekadenze und Immoral ..." Als Taine diesen Ausspruch tat, wandte er sicherlich seinen Blick vom Werke Leonardos ab, um dem Ablauf seines eigenen Gedankens zu folgen. Dieser grosse Historiker intellektueller Leidenschaften hat, fortgerissen von seiner philosophischen Imagination und von dieser Logik, die seine Stärke ist, die Neugierde des Leonardo bis in ihre letzten möglichen Konsequenzen getrieben, hat die Methode, nicht das Werk kritisiert. Gewiss: „dieses Suchen nach auserlesenen und tiefen Sensationen", das Vinci lehrt, wird die meisten Menschen auf allerlei doppelsinnige Gedanken bringen. Man

betrachte sich nur im Museum von Mailand den Marco d'Oggione, den Cesare de Sesto; sie behaupten nur mit Mühe ihr Lächeln; ich fühle die Zote, die diesen schönen Gesichtern auf den Lippen schwebt. Und dieses Porträt eines jungen, eines kleinen Mädchens von einem Schüler Vincis! Dieses Kind ist zu fein, zu rein; es wirkt aufregend. Dieses aber, weil es nicht aus der grossen Rasse von des Meisters Frauengestalten ist; hinter seiner engen, köstlich von Perlen beleuchteten Stirn sind nur unbedeutende Gedanken. Von seinem schwachen Gehirn nur schlecht verteidigt gegen den Ansturm der Lüste, muss sie seltsame Verwirrungen erfahren haben, als ihr Leonardo mit solcher Eleganz die Neugier nach dem Unbekannten und die Verachtung des gemeinen Lebens lehrte. In der Brera hängt von dem reinen Luini das Bild eines jungen Mädchens mit geröteten Augenlidern und einem Ausdrucke der Erschlaffung und Begierde, die uns beim Weibe erschrecken. Aber — und Taine sieht es nicht — bei Leonardo sowie bei Goethe bleiben alle diese gefährlichen Vorschläge intellektuell.

Die Forderungen eines Leonardo da Vinci befriedigen sich in der Domäne des Gedankens, ohne dass sie sich zu wollüstigen Verwirklichungen wenden. Seine Intelligenz konnte in Erregung geraten, seine Nerven niemals. Die Zeitgenossen dieses tiefen Denkers verstanden ihn. Lomazzo nennt ihn einen Hermes, einen Prometheus: er erschien ihnen als der Mensch, der das Geheimnis der Dinge kennt. Er kannte die Gesetze des Lebens.

Das offenbart sich in seinem Meisterwerke. Welches Studium er auf den Christus, den Mittelpunkt des Abendmahles verwandt haben muss! Darum ist er auch einigen der Mittelpunkt des menschlichen Bewusstseins. Ich will damit sagen, dass diese Gestalt, die wir da ganz in sich gekehrt, ganz nur mit seinem innersten Leben beschäftigt sehen, der vollkommene

Typus des Analytikers des Ich ist: ein Geist, der ausschliesslich in seiner inneren Welt lebt, gleichgültig gegen das Leben um ihn.

Dieses ist das Wunderbare, dass ein Mann des fünfzehnten Jahrhunderts, inmitten eines dieser italienischen genusssüchtigen und ausschweifenden Höfe, imstande war, eine solche seelische Schönheit zu schaffen! Sie gelang ihm aber auch nicht beim ersten Wurfe.

Man muss in der Brera die Rötelstudie zum Christuskopfe sehen. Da ist noch keine Doppelung der Persönlichkeit. Hier ist traurige Güte, Vergebung, Unterwerfung, Resignation, anscheinend ohne inneren Stolz. Dieser Jesus der Skizze könnte beinahe ein Bruder des Apostels Johannes aus dem Abendmahle sein, der nichts als eine Jungfrau ist, ein reiner Tor. Aber im Fresko selber ist Christus verstärkt: dieser Hochintellektuelle ist umgeben von Dummköpfen, ehrbaren Leuten und Gesindel, deren heftig bewegte Stellungen mit dem Wesen des Durchschnittsmenschen in wunderbarem Einklange stehen, und er sagt zu ihnen:

„Ihr meine Freunde, ihr werdet mich verraten! Das aber erstaunt mich nicht, denn ich verstehe die Versuchungen, denen der Schuldige unterliegt und deshalb entschuldige ich ihn. Alles dieses war übrigens notwendig, dass ich eine Gelegenheit zum Heroismus habe, denn die moralische Grösse besteht aus der niedrigen Behandlung, die sie überwindet."

Und doch scheinen die Hände des Helden eine gewisse Ermattung zuzugeben. Den Hintergrund für das Haupt dieses hohen Opfers (Opfers seiner selbst, Märtyrers durch eigenen Willen) bildet eine schmale, in bläulichen Tönen gehaltene, wollüstige Landschaft, die uns daran erinnert, dass das Leben dennoch frei, sinnlich und mühelos sein kann. Diese Menschen, dieser Weise mit seiner übermenschlichen Grösse, den das Gleichgewicht beunruhigt, stimmen uns gleichermassen traurig. Wer nur vermag es, uns das Dasein als leichten heiteren Traum erkennen zu lassen!

Leonardos Pinsel verfügt über leuchtende Farben, traumhaft entzückend sind alle Geschöpfe, die er darstellt. Weshalb aber bemächtigt sich meiner nach dem Anblicke seines Werkes diese Traurigkeit? Nichts bedrückt uns mehr als der Verfolg der heimlichen Arbeit eines Analytikers; man sieht, sein Leben ist eine beschwerliche Not und ein ewiges Zittern. Die grossen venezianischen Maler waren glücklich, da sie aus Überfluss malten, ohne mit sich selber zu disputieren. Aber was Angst und Qual erleidet der Künstler, dessen zwiespältige Seele mit dem einen Teile schöpferisch tätig ist, während der andere Teil sich prüfend über das entstehende Werk beugt!

Ich habe oft an die Emotion gedacht, unter der Beatrice bebte, als sie Dante im Fegefeuer wiederbegegnete. Wie der illustre Dichter die Geliebte suchte, weiss man! Endlich fand er sie wieder; nicht nur die höchste Ehrfurcht, sondern auch die Scheu erfüllten ihn. War doch aus dem schwachen Weibe eine Selige geworden und die Gefährtin göttlicher Wesen. Ich aber möchte es beschwören, dass die Bangigkeit, die Beatricens jungfräuliche Brust schwellte, noch weit unerträglicher war, denn sie dachte: „wenn er mich nun weniger schön findet!"

Mit Hilfe dieses Bildes kann ich mir leichter eine Vorstellung von dem verzehrenden Leben eines Analytikers machen, dessen Seele, wie wir sagten, zwiespältig ist. In ihrem Innern erleben sie unaufhörlich das Drama der Begegnung Dantes mit Beatrice. Ihr Lächeln ist wie das Lächeln Leonardos, abgespannt, müde und ein bisschen verächtlich: abgespannt und müde von diesen heftigen inneren Erregungen; nachsichtig verachtend, weil ihnen das äussere Leben etwas Kleines dünkt neben den Tiefen ihres Wesens, das sie unablässig betrachten.

II. EIN TAG IN SAINT-QUENTIN BEI MAURICE-QUENTIN DE LA TOUR.

Den systematischen Psychologen.

Ich habe den Tag in diesen drei kleinen, verlassenen und frostigen Sälen des Museums von Saint-Quentin verbracht, wo die meisten Pastelle von Maurice-Quentin de la Tour vereinigt sind. Kein Ort könnte uns näher an das bringen, was diese Theaterdamen, diese Publizisten, diese zärtlichen Frauen, alle diese originellen Causeure in Wirklichkeit waren, deren Legende unserem Herzen entzückende, aber doch etwas zu verschwommene Bilder gibt. La Tour hatte die Leidenschaft, die Natur ohne Verschönerung und Übertreibung wiederzugeben, und die Gelegenheit, viele der berühmtesten und berüchtigtsten Figuren des XVIII. Jahrhunderts zu porträtieren.

Seine Stifte hielten nicht nur die Konturen, die angeborenen Züge fest, sondern auch die Physiognomie, diesen Staub aus Kummer und Glück, den das Leben in die Falten eines Gesichtes legt. Hier ist eine der Kapellen, wo die Amateure der Seelen die ausgiebigsten Betrachtungen anstellen können. Sie werden da nicht nur berühmte und packende Bilder finden; die Hauptbedeutung dieses Museums liegt vielmehr darin, daß es der vollkommenste Ausdruck dieser lebhaften Leidenschaft ist, von der ein paar Köpfe besessen sind, andere Leute zu belauschen, zu durchschauen und zu ergründen. Das Werk La Tours halte ich für das vollendetste Zeugnis, das wir von der psychologischen Neugierde besitzen.

La Tour eignete bis zu einem unglaublichen Grade die Fähigkeit, die besondere Art zu erraten und auszudrücken, auf die jeder Mensch das Glück sucht. Ein Vinci deutet uns von seiner Joconda bis zum heiligen Johannes seinen unverwirklichbaren Traum an.

In den siebenundachtzig Porträts, die ich vor Augen habe, will La Tour nichts sonst, als uns die interessantesten Seelen zeigen, denen er begegnet war, und da hinein das Licht bringen.

Man achte: es ist nicht die grosse Kunst, die mich im Museum von Saint-Quentin fesselt; ich bewundere, dass ein Mensch sein Leben allein auf diese Neugier beschränkte, einige Varietäten der menschlichen Seele zu verstehen.

Die Stifte eines Sainte-Beuve gehen in der Analyse nicht so weit. Der Autor verwickelt eine erdrückende Fülle von Anekdoten derartig mit seinen persönlichen Neigungen, dass die Porträts der Lundis als Belege für die dahingegangene Menschheit weniger wert sind als diese Pastelle von La Tour, in denen nichts ist, was nicht bezeichnend wäre.

Von allen Wänden blicken mich diese siebenundachtzig Gesichter an, deren Geheimstes der Maler auf die Oberfläche zu bringen verstand. Der Schnitt ihres Mundes, die Schwere ihrer Augenlider, diese ganze, nicht mit Worten zu bezeichnende Atmosphäre eines Gesichtes, die unser Instinkt packt, um einen Menschen zu lieben oder zu hassen, treten für mich auf diesen Pastellen mit einer wunderbaren psychologischen Sicherheit in Erscheinung. Diese Toten, die uns heutigen Tages durch unzählige historische Zänkereien ganz nebelhaft wurden, zeigt mir La Tour unverhüllt, gefangen hinter Glas und Rahmen für alle Zeiten. Er erklärt sie mir. Ganz mechanisch machte ich auf dem Rande meines Kataloges ein paar Notizen, die er mir diktierte...

Hier Rousseau, und ich schrieb: „Zänkischer Plagegeist, ängstlich, Gemisch von Eifersucht und Geringschätzung, aber ganz besondere Geringschätzung, eine Geringschätzung, die das Unrecht auf andere schiebt und alles beschmutzt. Und doch, wer liebte ihn nicht, diesen Jean Jaques mit seinem jungen, von Sinnlichkeit und Gram verzehrten Lakaiengesicht?"

Hier d'Alembert: „Ziemlich hölzern . . . Ich kann mir nun erklären, dass er die Angriffe, selbst die posthumen, von Mademoiselle de Lespinasse so mutig ertrug, und verstehe ebenfalls, warum sie, die so zartfühlend war, es wagte, ihn so wenig gut zu behandeln: seinem Temperamente nach muss er weniger als andere gelitten haben, weil er von Natur aus opferfähig veranlagt war".

Und Madame Favart: „Ihre Dummheit ist die der Spezialisierung: dumm, unverbesserlich dumm, vermag sie nur eine engbegrenzte Persönlichkeit auszudrücken, die sie übrigens bis zum Äussersten entwickelt".

Und Louis XV.: „Schon ganz ein Mann unserer Zeit, wie wir ihm im Klub oder in der Welt begegnen . . . Welch eine Kluft zwischen diesem Kavalier von so verfeinerter Elegance und seinen Vorfahren, von denen sich unsere Phantasie keine Vorstellung machen kann!"

Und die Camargo: „Mademoiselle Camargo! Entschieden das hübscheste Gesicht in der ganzen Gallerie; sie war jung und temperamentvoll; sie verrät eine gewisse Feinheit auf einem Hintergrunde wollüstiger Schwere... Ganz so stelle ich mir das hübsche, siebenzehnjährige Mädchen vor, als es der Graf Clermont-Tonnerre entführte, bezahlte und zu seiner Geliebten machte!"

So durchwanderte ich diese Säle, in denen La Tour zwanzig interessante Gesichter vor dem Grabe gerettet hat. Und allmählich überfiel mich eine von all diesen Fremden ausgehende Traurigkeit, deren schwerer Druck mir alsbald unangenehm fühlbar wurde. Ich mochte mich nicht weiter umsehen.

War es ein schmerzliches Bedauern all der Schönheiten, dass sie uns als Genuss ihrer selbst nichts hinterlassen konnten wie den Staub eines Pastellbildes? Oder auch der melancholische Gegensatz, dass diese letzten Überreste der Boudoirs heute staatlich registriert sind?

Nein, was mich traurig stimmte, war La Tours Philosophie selbst, diese seine Lebensauffassung, an der mich sein Genie teilhaben liess.

Ich fühlte es deutlich im Museum von Saint-Quentin: stetige Neugierde, das ist immer erneutes Sterben im Geiste. Die Emotion, die mir eine oder die andere unter Glas gebannte Seele bereitete, wurde beim nächsten Rahmen weggewischt; in meinem Inneren war Tod und Geburt bei jedem Schritte.

So ergeht es allen, die durchs Leben als reine Analytiker gehen. Vor ihrer Sympathie, die nichts stetig zu fesseln vermag, steigen alle Seelen auf, um alsbald wieder zu fallen, nachdem sie diesen einen Tag lang Herrscher waren. Sie ergreifen alles und machen sich nichts zu eigen; schliessen Freundschaften, die nur einen Abend lang währen; und fühlen bei jeder neuen Ablenkung ihrer Neugierde die vage Traurigkeit eines Reisenden, der ein schönes Land verlässt. Der Tod unserer Lieben macht unserer Seele für neue Lieben Platz.

Von Taine, dem ersten Analytiker dieser Zeit, berichtet man ein hohes Wort, dessen Klarheit genau dieses wahrhafte Blutbad beleuchtet, das im Bereich des Intellektuellen das Leben dieser unermüdlichen Seelen-Eroberer ist. Begegnet dieser Meister einem Menschen, der durch seine natürliche Begabung, durch erworbene Erfahrung oder seine Eigenarten interessant ist, so nimmt er ihn beiseite, bedrängt ihn mit Fragen, reizt ihn von allen Seiten, bis er feststellt, wo ihm die Grenzen gesteckt sind; sich wegwendend, denkt er dann: „Ich habe ihn ausgepresst“.

Selbst ohne Leidenschaft, aber sie alle verstehen! das ist die Formel der Analytiker.

Vielumfassende und unfreudige Geister, rufen sie in der Phantasie jene Wasserflächen herauf, in denen sich die üppigen Galeeren der fliehenden Kleopatra widerspiegelten. Aber die flüchtigen Bilder aller Leiden und aller Freuden besitzen, hat das jemals, um unserem Dasein Inhalt zu geben, eine einzige, aufregende Leidenschaft aufgewogen?

Sicherlich würde man mit einiger Übung der gebräuchlichen Gesten und Formeln eine grosse Mannigfaltigkeit der Charaktere entdecken, die einem Unterhaltung gewähren könnte. Die Künstlerkreise, die politische Welt, die Salons, die Strasse, die Börse und der Gerichtshof sind ebensoviele Theater, wo derjenige, der die Freiheiten des Jahres 1789 zu nützen weiss, sich ohne Anstrengung einen guten Platz im Parkett verschaffen kann. Aber wenn ich vor meinem amüsierten Opernglas naive Dichter, Denker, kaltherzige Intriguanten und anspruchsvolle Dummköpfe vorbeidefilieren lasse, so wird alsbald mein so zerstreutes Gemüt beim Anblicke dieses Panoramas traurig werden, wie in den Sälen von La Tour. Gesichter! immer Gesichter! Ah! wer mich von all den Gesichtern befreite!...

Hier verachtet der Analytiker meine schnell eingetretene Sättigung ein bisschen, und er macht sich über mich lustig:

— Wenn Ihnen die vielen vom Leben gezeichneten Gesichter nicht genügen, so fügen Sie noch den jungen Bara hinzu, der dadurch, dass er seinen Hintern zeigte, historische Berühmtheit erlangte.

— Ja! Der Hintere des kleinen Bara! Ich würde viel daraus machen, wenn ich an dem Heroismus teilhaben könnte, dessen Geste er zeigt!

Sich so begeistern können wie irgend ein Begeisterter, das wäre das tiefe Glück. Vergeblich aber werden wir bemüht sein, uns nur auf die Rolle des Beobachters zu beschränken. Das Leben ist nur ein Schauspiel, sagt der Analytiker, und sieht es von den hohen Fenstern seines Turmes aus vorbeiziehen. Ah! Jedes schöne Fieber hinterlässt, wenn es entschwindet, eine jener Regungen des Bedauerns in ihm, die wenn sie sich häufen, den Damm durchbrechen werden. „Ihr unüberwindlichen Mächte des Verlangens und des Traumes!" rief Taine aus, „umsonst drängt man euch zurück, ihr versiegt niemals!" Ebenso wie Taine und alle anderen liess sich La Tour von seinem Traum ganz fortreissen.

Er, der alles bis ins Kleinste beobachtete, beschäftigte sich damit, die Welt in ein System zu bringen.

Zuerst philosophierte La Tour über seine Kunst, dann über die Organisation der Gesellschaftsschichten, und kam, in seinem Verlangen das Weltall zu umfassen, dahin, den Lauf der Gestirne zu bestimmen. Es war seine Manie, die Harmonie aufzudecken, welche die Dinge lenkt. Dies ist das letzte Wort der Beobachter; sie wollen die Masse der Besonderheiten, von denen sie sich eine genaue Vorstellung machten, in ihrem Sinne ordnen. Solche zügellose Manieen können bei Geistern, die sich lange dagegen sträubten, bis zur Narrheit gehen. Der Pantheismus La Tours bietet schon manches Bizarre. Man zeigt uns diesen Beobachter des Kleinsten auf seinen Spaziergängen, wie er Bäume umarmt und zu ihnen sagt: „Gar bald, mein lieber Freund, wirst du dazu dienen, den Armen einzuheizen". Um die beständige Umbildung der Materie zu unterstützen, und weil er von der Einheit der Substanz überzeugt war, trieb ihn sein metaphysischer Wahn bisweilen dazu, seine eigenen Exkremente zu verschlingen.

Das sind beschwerliche wunderliche Methoden. La Tour war nicht befähigt, die Weltseele, die er ahnte, zu fassen. Dieser bewunderungswerte Physiognomiker verlieh dem Weltall ein unzulängliches Gesicht. Ich wundere mich nicht darüber, nachdem ich sein von Peronnet gemaltes Porträt im Museum von Saint-Quentin gesehen habe. Auf den Rand meines Kataloges schrieb ich: „La Tour tut unverschämt, aber er beherrscht nicht; er ist ein Bedienter, der die Gäste beobachtet, er ist nicht Saint-Simon". Das ist etwas zu schroff ausgedrückt. Aber man wird verstehen, dass es sich hier nur um die intellektuelle Hierarchie handelt. Ich will damit sagen, dass La Tours Kraft nicht ausreichte, der Dinge Herr zu werden, die er zu beobachten die Leidenschaft hatte.

In Saint-Quentin sieht man auch sein Selbstporträt, und ich schrieb dazu diese Bemerkung: „Bei dem Kopfe dieses gewandten Picarden fällt zuerst die wunderbare

Begabung auf, die ein Mann dieser Art für alle manuellen Künste haben musste. Er sieht die Dinge von aussen und erfasst deren ganze Anordnung ganz vorzüglich. Sicher beschäftigen ihn auch Gedanken und Neigungen der Seele, denn er sieht, wie sehr sie die Physiognomien modifizieren, aber für die Seele selber hat er keine Liebe. Die Leidenschaften, die er belauert, regen ihn nicht auf."

La Tour war Pantheist, um eine allgemeine Harmonie in der sichtbaren Verschiedenheit der Dinge konstatiert zu haben, aber er besass niemals die innere Offenbarung, den religiösen Instinkt. Dieser Beschreiber hatte keine Intuition. Leuten dieser Artung entgeht es, dass das einzige wirklich vollkommene Inventarstück des Weltalls ein brünstiges Liebesgebet ist.

Beobachten, Notizen machen, diese systematisch zusammenstellen, alles dieses kalte Erfassen des Äusseren, führt uns nicht so weit als es fünf Minuten der Liebe tun. Wir dringen nicht in das Geheimste der Seelen, wenn wir nicht die Trunkenheit ihrer Leidenschaften selbst teilen. Das ist die Methode, in der die grossen Analytiker mit den reinen Instinktnaturen wieder zusammentreffen. Michelet, nur ungenügend über das Indien der Veden, die Iranier, Ägypter und Juden unterrichtet, umgibt diese mit einer solchen Strahlenkrone von Liebe, dass er sie — in seiner Bible de l'Humanité — viel besser beleuchtet, als es die gelehrten Abhandlungen der erfahrensten Spezialkenner vermögen. Ebenso habe ich weit mehr Vertrauen in die zarte Fürsorge, mit der eine Geliebte die Agonie ihres Freundes zu mildern versucht und das Übel mit den Augen der Liebe prüft, als in die ganze Wissenschaft der Hygieniker. Und wenn es sich darum handelt, die Richtung des Weltalls zu verstehen und das Leben, das alle Wesen mit sich fortreisst, so werden die einzig Weitblickenden die Leidenschaftlichen sein. Als eines Tages eine junge Hure in einem

schlechten Hause in Andalusien auf einem wackeligen Tische tanzte, zitterten ihre Brüste weniger als die Herzen der betrunkenen Matrosen, die sie für einige Pesetas besitzen sollten. Aber ich sah es: diese ganz gewöhnlichen Männer befanden sich in diesem Momente mit der Frau und dem universellen Leben in weit innigerer Gemeinschaft, als es jemals die Männer mit den Systemen waren, und sie empfingen von der, die sie mit flammenden Augen verschlangen, ein Bild unvergleichlich stärkeren Lebens, als das irgend eines der Meisterwerke der Beobachtung, die La Tour in den kalten Sälen von Saint-Quentin aufgehängt hat.

III. DIE LEGENDE EINER KOSMOPOLITIN.

Den Neo-Katholiken.

Einige Orte, berühmt in der Geschichte der menschlichen Sensibilität, tragen unsere Seelen über uns selbst hinaus und teilen uns die Fieber mit, die sie einmal erfüllen werden. So der Strand von Helsingör, wo der trübe Hamlet über den Tod seines Vaters und seine persönlichen Kümmernisse wehklagte; so die zu engen Zimmer in Auxonne, Dôle und Seurres, in denen der junge Napoleon in deklamatorischen Schriftstücken sein Genie versuchte, das uns einen Byron gegeben hätte, wären die Throne nicht vakant gewesen. Eben das sind Kurorte der Ideologie, die gerade so mächtig auf die Imagination wirken, wie dieser oder jener Brunnenkurort auf bestimmte körperliche Beschaffenheiten, und die katholischen Wallfahrtsorte zeigen auf wunderbare Weise, dass diese Methode der intellektuellen Exaltation alle Bedingungen in sich vereinigt, um die Neugier und die Verehrung in Leidenschaften zu verwandeln.

Jede Generation aber wählt sich ihre Lieblingsandachtsorte, und gerade in dieser Wahl treten die Variationen der Sensibilität zutage. Welcher von unserer jüngsten Generation dächte daran, in der Avenue d'Eylau vor dem verschlossenen Hause, in dem ein weithintönender Ruhm erlosch, eine innere Erregung zu fühlen? Unsere jungen Alten, wie Catulle Mendès oder auch Camille Pelletan, müssen uns ob dieser Kälte bedauern und werden selbst unsere Ehrlichkeit bezweifeln, wenn ich hinzufüge, dass wir, gleichgültig gegen die letzte Wohnstätte Victor Hugos, vor einem gewissen kleinen Hause des Quartier Monceau ergriffen sind. Sicher bewahrt uns das Gefühl des Maasses davor, unseren Geschmack ihrem Kultus gegenüber zu stellen, aber wir sind einmal Andächtige, die viel eher in einer Kapelle sich verzögern als in der Kathedralkirche. Nummer 61 rue de Prony lebte ein paar Jahre und starb Fräulein

Marie Bashkirtseff, ganz dazu geschaffen, das Tausend jener degutierten Intelligenzen zu begeistern, deren gleichzeitig anziehender und abstossender Ton seit ein paar Jahren die Aufmerksamkeit der Kritik fesselt. Am bezeichnendsten für sie ist es vielleicht, dass sie, wenn auch durch jede Uneleganz verletzt, doch mehr auf das Ethische aus sind als auf das Ästhetische; sie lieben, mit einem Worte, das innere Leben der Wesen mehr als deren pittoreske Aussenseite. Die Monographie, die jenes junge Mädchen hinterliess und die man unter dem Titel „Tagebuch von Marie Bashkirtseff“ veröffentlicht hat, befriedigte diese jungen Leute mehr als irgend eine Arbeit unserer Berufsschriftsteller.

Ich will nicht die Biographie von Fräulein Marie Bashkirtseff referieren, die eben deshalb so bekannt ist, weil der Kultus ihrer Getreuen von den Details dieses Lebens lebt. Trotz der Erfolge dieses jungen Mädchens als Malerin, trotz ihres grausamen Todes mit sechsundzwanzig Jahren, selbst trotz ihrer schriftstellerischen Gaben, begeistert sie die Generation ausschliesslich nur durch ihre besondere Sensibilität, mit der sie die geringsten Umstände ihres Lebens vivifizierte. Kein Leben bietet eine instruktivere Fülle jener Züge von Klarsicht und moralischem Ungestüm, wie sie bei den Intellektuellen von heute so sehr in Mode sind. Von einem jungen Mädchen, dazu von einem jungen Mädchen, das der brutale und raffinierte Nimbus Russlands zierte, musste ein solcher Seelenstand auf die jungen Leute einen ganz besonderen Zauber ausüben, und in Wirklichkeit flösst er ihnen ein Gefühl ein, das der Liebe nachbarlich ist, ohne die es keine fruchtbringende Meditation gibt.

Zweifellos haben zwanzig andere die Art, das Leben zu fassen wie Marie Bashkirtseff, affichiert. Aber besassen sie die geistige Schmiegsamkeit, die Unmittelbarkeit und belebende Triebkraft dieses auserwählten Kindes? Auf keiner Falte ihres Gewandes finde ich den

Bücherstaub, der die Lebendigsten unserer Zeitgenossen entstellt. Und uns über den Sinn unserer eigenen Gefühle Klarheit zu geben, das ist die Kraft einer ächten Schönheit, dass ich nirgend anderswo besser an die Formel der Seelen von Morgen kam als in der rue de Prony. Ich ging dahin denselben kurzen Weg, den das junge Mädchen selber damals so oft machte, als sie in der rue Legendre den sterbenden Bastien Lepage besuchte, in einem Hause, in dem ich durch einen Zufall, der mich rührt, nach dem guten Maler zu wohnen kam, den sie wie einen Bruder liebte. Die untröstliche Mutter derjenigen, die wir hier in Erinnerung bringen, erzählte mir, wie Bastien Lepage, als er die traurige Nachricht vernahm, seine Tränen in die Kissen verbarg, auf denen er selbst nur noch drei Monate den Tod erwarten sollte. Fräulein Bashkirtseff wurde ein Opfer der furchtbaren Miasmen, die über Paris verstreut kreisen; auf ihrem Schreibtische sah ich Kant und Fichte, deren Logik für sie der Tod unterbrach, an begeisternden Stellen aufgeschlagen. Ihre Bücher, ihre Bilder, einige kleine Gebrauchsgegenstände des täglichen Lebens, und ihr Bildnis in allen Altersstufen machen aus diesem kleinen Hause ein rührendes Heiligtum, in dem die mütterliche Pietät fortfährt, wie sie es mit der jungen Lebenden tat, der eleganten und unerschöpflichen Seele zu dienen, die dahinging.

Das Haus in der rue de Prony, die Villa mit dem reichen Rosenflor in Nizza, die sie so liebte, und das Grabmal auf dem Friedhofe von Passy, das kommt Madame Bashkirtseff zu erhalten zu, wir aber, der und der, sind aus dem geistigen Geschlechte dieses rührenden jungen Mädchens, und bewahren sie in unserer Phantasie und, wenn es gestattet ist, nahe unserem Herzen. Nun aber, nach sechs Jahren und nachdem sie im Tode hinlänglich sich entrückt hat, ist es da nicht am Platze, dass wir, um diese ungewöhnliche Erscheinung der Vollendung entgegenzuführen und ihren ganzen symbolischen Wert zu zeigen, ihr eine Legende schaffen?

I. UNSERE LIEBE FRAU VOM SCHLAFWAGEN.

Und, um es gleich zu sagen, können wir zugeben, dass das kleine Haus in der rue de Prony der passende Rahmen für die Unruhigste aller Kosmopolitinnen ist? Wenn sie uns um ihrer inneren Glut, ihrer Ekel und ihre Einsichten willen teuer ist, sieht sie da unser Träumen inmitten ihrer Gemälde oder selbst in unserer Stadt Paris?

Keineswegs. In ihr eine Malerin oder eine Pariserin sehen, das heisst sie befremdlich verkleinern. Zweifelsohne bekunden die Bilder, die Madame Bashkirtseff den Angeboten so vieler Fremder, besonders Amerikaner, die sich für das junge Mädchen begeisterten, verweigert hat, einen starken Sinn für die Natur und eine grosse Güte. Übrigens bestätigt man es bei jeder Zeile ihres Tagebuches, dass ihr Scharfblick für die Unzulänglichkeiten der Natur bei ihr das Mitleid nicht ausschloss; ihre Empfänglichkeit der Delikaten verhinderte sie niemals, das Unsterbliche in den unbedeutendsten Bruchstücken des Universums zu erkennen. Sie besass die köstliche Gabe, von dem sanften Lichte sich durchdringen zu lassen, das im Blicke des Hundes liegt, der seinen gütigen Herrn fragend anschaut. Aber gerade darum lächeln wir darüber, dass sie dem Talente Wichtigkeit beilegte, sie, die das Wesentlichste, das so selten ist, besass: ein nachsichtiges Verstehen. Und wenn sie darum zu schätzen ist, dass sie nicht auf alle diese Leute im Atelier Julian, wo sie malen lernte, herabsah, wenn es wahr ist, dass sie sich damit verkleinerte und uns ungeduldig machen würde, wenn sie diesen Leuten die Gefühle gezeigt hätte, die sie aus unzulänglichen Gründen bei kulturlosen Berühmtheiten auslösen, so bestätigen wir wenigstens, dass die Neigung, die sie ihnen zeigte, Verstehen war, aber keineswegs ein Sich ihnen gleich fühlen. Sie schätzte sie, aber unter Vorbehalt. Wir wollen nicht damit ihre Physiognomie entstellen, dass wir sie unserem Gedächtnisse als Malerin einprägen.

Trotz dieser allernötigsten Vorsicht und Warnung bezweifle ich, ob dieses junge Mädchen, das sich so ganz seinen Begeisterungen hingab, jemals völlig dieses Unterschiedes inne wurde, den ihre Bewunderer gezwungen sind zwischen ihr und unseren besten Künstlern zu machen. Mit welch köstlicher Naivität hielt sie sich damit auf, mit Madame Breslau zu rivalisieren! Wahrlich, es wäre sehr angezeigt gewesen, Fräulein Bashkirtseff auf die Lehre zu weisen, die sie zu praktizieren wie keine berechtigt war, die Lehre von der zulänglichen Geringschätzung.

Die zulängliche Geringschätzung hätte Marie Bashkirtseff gelehrt, die Maler, die Schriftsteller, die Künstler einfach nur dafür zu schätzen, dass sie Emotionen empfanden, die sie selbst verspürte. Um dieser Beschaffenheit ihrer Sensibilität willen verdienen sie ehrenvoll klassifiziert zu werden. Was die Fähigkeit anlangt, ihre Gefühle in Farben, Sätze oder Marmor zu übertragen, so bezeichnet sie diese als angenehme, selbst notwendige Nützlichkeiten in jedem wohleingerichteten Hause, kann ihnen aber in keinem Falle eine höhere Rangstufe geben als den Wesen ihrer Art. Nun aber ist, was Tiefe und Weite anbelangt, die Beschaffenheit der Seele von Fräulein Bashkirtseff so, dass unsere gefeiertsten Talente neben ihr nur sind, wie ein paar kleine Flöten neben einer vollkommenen Partitur. Weil in dieser Seele, so jung und schwach sie auch war, im ganzen doch die menschliche Sensibilität widertönte, deshalb sage ich, dass keine unserer allerersten Flöten sie ganz auszudrücken vermöchte, sie, die alle ihr eigen nannte. In ihrer Unscheinbarkeit besass sie den Geist des Ganzen. Begehen wir nicht die grobe Ungeschicklichkeit, sie mit den Spezialisten zu verwechseln, wären diese auch ganz exzellente Malersleute.

Es ist wiederum im Namen der zulänglichen Geringschätzung, die sie ganz beseelte, wennschon sie sich dessen nur unklar bewusst wurde, dass ich ihr

Andenken nicht in den Rahmen von Paris zusammendrängen kann. Ohne Zweifel verlangte es sie nach dem flüchtigen und geräuschvollen Allbekanntsein, das unsere Stadt gibt; ich mache ihr keinen Vorwurf daraus; selbst dies wäre Mangel an Einsicht, auf dieses kindische Verlangen nach den Medaillen der Salons Wert zu legen und nach der Reklame im Figaro, nach dem Leben in den Häusern, wo man Diners gibt. Das befriedigte ihre momentane Auffassung vom Leben. Das waren die ihr für den Moment erwünschten Lebensbedingungen. Ist das nicht eines der Zeichen jener glühenden Sensibilität, deren vollkommensten Typus wir in ihr verehren, nichts an sich vorüber gehen zu lassen, ohne Teil daran zu haben? Paris war sicher würdig, eine der Stationen ihrer Sensibilität zu sein und das allein war es für sie. Theuriet, der das, was die Öffentlichkeit von Marie Bashkirtseffs Journal besitzt, herausgab, verweilte mit Vorliebe bei den im Atelier verbrachten Jahren, den Preisbewerbungen und allen diesen kleinen parisischen Ehrgeizen: wir beabsichtigen, dieses Tagebuch in extenso zu veröffentlichen, und es wird uns Marie Bashkirtseff in zwanzig verschiedenen Stellungen dem Leben gegenüber zeigen, anstatt der einen, in der wir sie zuerst sahen.

Noch ganz jung amalgamierte Marie Bashkirtseff in der Tat fünf bis sechs Ausnahmeseelen in ihrer zarten, bereits dem Tode verfallenen Brust. Als sie in dem Atelier in der rue de Prony starb, waren in ihrem Kopfe die Bücher von vier Völkern, in ihren Augen alle Museen und die schönsten Landschaften, in ihrem Herzen die Koketterie und die Begeisterung. Eine ganz junge Pilgerin, die quer durch Europa nach einem Fieber sucht, dessen man nicht müde wird, hinterlässt uns Marie Bashkirtseff ihr Andenken, damit wir sie lieb haben, ihre Legende, damit wir sie zur aufregenden Vorstellung der kosmopolitischen Sensibilität erweitern.

Nach dem Bilde in Frankfurt kann man sich Goethe vorstellen, ausgestreckt unter einem dekorativen Pinienbaume in der römischen Campagna; Byron, der auf dem gelben Sande des Lido am einsamen Ufer der Adria dahingaloppiert; Balzac, der sich in einem düsteren Zimmer mitten im nächtlichen Paris methodisch über Geldbedarf und eine grandiose Soziologie aufregt; aber welches Bild, welche Gewohnheiten, welches Vaterland bei Marie Bashkirtseff? Diese Kosmopolitin, die weder ihren Himmel, noch ihren Boden, noch ihre Gesellschaft hat, ist eine Entwurzelte. In dem Brevier der Ideologen werden wir sie, um ihr moralisches, so seltsam mit Zartgefühl und Delikatesse kompliziertes Zigeunertum auszudrücken, mit einem etwas groben, aber bezeichnenden Federzuge als Unsere liebe Frau vom Schlafwagen einschreiben.

II. ROMS KOSMOPOLITISMUS.

Und während Marie Bashkirtseff die anmutige Herde ihrer Neugierden von Wiese zu Wiese spazieren führte und die Schönheiten, die sie angezogen hatten, gar rasch verbrauchte, liefert sie uns doch zwei oder drei lehrreiche Bilder. Sicher sind sie nicht wertvoller als photographische Momentaufnahmen. Wir massen uns nicht an, eine oder die andere Attitüde dieser unbeständigen Dame festzuhalten, sie für ein Porträt zu geben und uns dabei zu genügen. Aber es bieten diese Momentaufnahmen compositiones loci, wie Lojola sagt, sehr geeignet für unseren Geschmack an der Meditation.

Gewisse Augenblicke ihrer delikaten Bohême sind für mich besonders bezeichnend.

Das erfinderische Wohlgefallen, das wir dem jungen Mädchen entgegenbringen, vergegenwärtigt es unserem

halb geschlossenen Auge auf einem Gute in Klein-Russland, wo es die Pubertät erlebt. Das sind geheiligte Ebenen, uns, die wir sie nur mit der Phantasie besuchen. Unter den Nebelschleiern, die unsere Unkenntnis über sie breitet, lassen sie unsere Herzen in Wehmut und Liebesungeduld schlagen. Dessen bin ich gewiss, dass in jenem Da drunten die Schönheit erstand, aus der heraus sich das unbestimmte, noch formlose Gefühl entfalten wird, das uns junge Leute erfüllt, in denen die Bergströme deutscher Philosophie die festgefügten lateinischen Schutzwehren und Kompartimente niederreissen. Dort unten empfing Marie Bashkirtseff, wie die selbstverständlichsten Dinge von der Welt, diese Kraft des Geistes und der Sinne, die uns die Bedeutung der Liebe restituieren wird, uns, deren Väter nichts anderes konnten als verstehen.

Auch ruft meine Phantasie sie herauf, wie sie die böhmischen, grün umlaubten Badeorte besuchte, deren Musik am Abend die liebeleeren Seelen traurig stimmt.

Dann war sie in Nizza; übermütig im Sonnenscheine trägt sie Anemonen, Mimosen und Tamariskenzweige am Gürtel.

Doch wenn diese Schauplätze gesellschaftlichen Lebens auch vollauf genügen, unserer Erinnerung eine Unzahl von jungen, eleganten, romantischen Ausländerinnen einzuprägen, so vermögen sie diejenige, die ausserdem für Spinoza schwärmte, weder zu umfassen noch zu bestimmen. Mademoiselle Bashkirtseff muss weniger wegen ihres unsteten Lebens, als um ihrer Intelligenz willen als Kosmopolitin genannt werden. Sie vermochte es, sich den Winter der warmen Küste anzupassen, dem Frühlinge in Paris, der Season in London; sie schickte sich in alle Sitten und Bräuche, denn in unseren modernen Kosmopoliten liegt das, was uns die Schulbücher des Gymnasiums vom Alcibiades erzählen, der in Sparta der sittenstrengste aller Männer und bei den Persern der Weichlichste unter den Schwelgern war. Als ob das so grosse Schwierigkeit böte!

Sagen wir es bei dieser Gelegenheit: was ist Alcibiades im Vergleiche mit uns, die wir niemals unser Milieu fanden und doch sechsunddreissig verschiedene Leben führen? — Marie, die sich die letzte Note jeder Gesellschaft im Fluge aneignete, fand sich nirgends Befriedigung. Sie lechzte nach dem Fieber des kommenden Tages, dessen Schauer ihr ebenso armselig und eitel sein sollten. Daher ihr fortwährendes Herumzigeunern, das dem Wunsche entsprang, ihre Seele möchte die Gesamtsumme der Begeisterungen bilden, und dieses verstärkt von dem Ungenügen aller von ihr durchlebten Emotionen. Daher auch unsere wohldurchdachte Überzeugung, dass diese unruhige und grossartige Jugend sich schliesslich am wenigsten verwaist in der ewigen Stadt gefühlt hätte, in der Hauptstadt des Katholizismus, in Rom.

Rom ist in der Tat, trotz seines ausserordentlichen Charakters, weniger merkwürdig als Ort an sich, sondern als der vollkommenste Inbegriff der europäischen Kultur. Es ging aus den ehrwürdigsten Fragmenten der Menschheit hervor. Marie Bashkirtseff, elegant und nervös und erst zwanzig Jahre alt, konnte sich sicherlich nicht diesem kolossalischen Pantheon gleichfühlen, aber diese Atmosphäre bot ihr etwas von all diesem Staube, der den Mund der jungen Pilgerin während ihrer Fahrt durch die Welt so köstlich ausgetrocknet und ihren Durst so erregt hatte. Dort wäre ihr keine von den glühenden Empfindungen, die sie verzehrten, vorenthalten worden, sondern hätten ihr der höchste Wert des Lebens bedeutet.

Ja, Rom, das zu allen Zeiten das Herz Europas gewesen, ist es von unserem besonderen Standpunkte aus gesehen heute noch, und bedarf unsere Phantasie nun einmal eines idealen Ortes, an den wir diese junge Kosmopolitin bringen, die uns das allermodernste Empfinden repräsentiert, so werden wir keinen anderen wählen können. In Rom fehlt keines jener Fieber, welche die Menschheit stimulieren.

Die Kunst, sich der Menschen zu bedienen, die Kunst, die Dinge zu geniessen und das Göttliche in der Welt zu erkennen, was, nicht wahr? die drei Genüsse, das vollkommene Spiel eines Zivilisierten ausmacht, Rom lehrt sie uns mit unvergleichlicher Meisterschaft.

Erstens. Ist es die Melancholie der Erinnerungen, die ungeheure Menge angesammelter Schätze oder sind es die religiösen Interessen? Aber Rom bietet eine Vielfältigkeit der Nationen, eine Mischung der gesellschaftlichen Kreise, einen Zusammenfluss von Politikern, Aristokraten und Künstlern, zu gleicher Zeit eine Mannigfaltigkeit an Luxus, Poesie und Schmerzen, so dass, um aussergewöhnliche Seelen, die grossen Intriguen und die Geschichte der Völker zu durchdringen, um zu lernen, sich die Gesellschaft dienstbar zu machen, kein Aufenthalt gegen diesen in Betracht kommt, wenn man andererseits beachtet, dass keiner der hervorragenden Männer, die Rom vereinigt, dahinkam, um sich da Zerstreuung zu suchen, sondern vielmehr im Gegenteil der unvergleichliche Ernst der Stadt jeden noch tiefer in seine Manie sich zu versenken zwingt.

Zweitens. Andererseits eignet man sich in Rom allein eine vollständige Schulung um die Schönheit der Dinge an, weil die Galerien Roms, weit davon entfernt, aus der Erde aufzutauchen wie jene unvergleichlichen Blüten der Kunst in Florenz, Venedig und Flandern, eine Zusammenstellung der kostbarsten Zeugnisse des occidentalen Empfindens sind. Dadurch, dass Rom die Paläste mit den Meisterwerken aller klassischen Epochen schmückt, gibt es der Kunst ihre wahre Bedeutung wieder. In der Tat stellt sich das Kunstwerk zur Aufgabe, in einer erschöpfenden Form und mit übermittelnder Gefühlsanregung Seelenstände zusammenzufassen und uns daran teilnehmen zu lassen, als Entschädigung dafür, dass wir weder die innere Kraft, noch Gelegenheit hatten, diese zu erleben. Daher macht diese Stadt — deren Schwäche ich leichthin bezeichnen will, und die darin besteht, in der Natur nichts anderes

als die menschliche Wichtigkeit zu erblicken — indem sie alle Künste zur Erziehung des Menschen herbeiruft, den Menschen wenigstens vollwertiger. Michel Agnolo scheint das Genie der römischen Jahrhunderte auszudrücken, wie Tiepolo das melancholische Fest Venedigs, wie Sodoma Sienas Inbrunst, wo die heilige Katharina ihre Verzückungen hatte, wie Botticelli die zerebrale Grazie von Florenz, und Watteau das hingebende und köstliche Genie eines gewissen pariserischen Paris. Aber es sind die Sybillen Michel Agnolos nicht wie die jungen Mädchen Watteaus, Botticellis, Sodomas oder Tiepolos ein Ausdruck der nach der einen oder anderen Seite hin verfeinerten Menschheit, sondern sie sind der Vollmensch, der ganze Mensch, der seine Kräfte zur Geltung bringt, der männlicher gestaltete Mensch.

Drittens. Im übrigen bleiben die Kirchen, welche Vorliebe auch immer Marie Bashkirtseff für die Salons und für die Kunst gehabt haben mag, das eigentliche Stelldichein aller jener, denen beim Reisen die seelischen Eindrücke am Herzen liegen. Ihre uralte Weihe hat selbst für jene eine Anziehungskraft, denen der Sinn der Dogmen verloren ging. Welche Stadt nun könnte ihre Basiliken mit denen Roms vergleichen? Notre-Dame und la Sainte-Chapelle, der Kölner Dom, Sankt Markus in Venedig, die Sophienkirche in Konstantinopel erscheinen in ihrer ins Auge springenden Verschiedenheit wie die ureigenste mystisch fieberhafte Gemütserregung jedes Landes, das sie erbaute. Aber Rom versammelt alle diese Fieber, um daraus eine harmonische Kraft zu bilden und zeigt, gestützt auf dreihundertneunundzwanzig Kirchen, unserer Phantasie die ganze Christenheit, die Kirche.

Zum Katholizismus hin drängen und erklären sich alle Regungen unseres Herzens, das sich nur verwirrt und unbehaglich fühlt, weil es die fieberhaften Gemütserregungen von fünf oder sechs Nationen in sich aufnahm. Durch sie hin- und hergezerrt durchirrt der

Kosmopolit Europa; in der Hauptstadt, wo alle Nationen zusammenkommen, befriedigt er seine Fieber.

Während in Brügge die Glocke des Wartturmes ertönte, fühlte sich Marie Bashkirtseff, die die Memlings besichtigt hatte, etwas beguinenhaft, stelle ich mir vor, und ein Teil ihres Selbst blieb unausgefüllt; wenn sie bei schwülem Frühlingssonnenscheine das Café Quadri verliess und die Kühle in den Mauern von Sankt Markus genoss, so fühlte sie sich im Banne eines orientalischen sinnlichen Traumes und ein Teil ihres Seins seufzte auch hier. Ich habe die Unzulänglichkeiten der erhabensten Stationen kennen gelernt, aber eines Abends im Mai, gegen fünf Uhr, unter der Eiche von San Onofrio, wo sich dem Tasso seine Frömmigkeit mit den Zärtlichkeiten des Heroismus und der Wollust komplizierte und bis zur Raserei sich begeisterte, da wollte ich den römischen Boden küssen. Wenn in der Tat im Sankt Peter andere die Frostigkeit der ungeheueren Räume und ihren architektonischen Pomp erörterten, so erblicke ich da nur die Gläubigen, die diesen ungeheuren Bau füllen und in allen Sprachen reden. Hier ist der mathematische Punkt, wo sich alles zivilisierte Seufzen trifft, um die christliche Sensibilität zu bilden. Wenn die unzähligen Empfindungen, die von den äussersten Punkten der Christenheit unter diese Kuppel hergebracht wurden, sich in einem Wesen verkörperten, so würde das eine Seele bilden ohne das allergeringste Zeichen von Eigenart, aber mit der höchsten Befähigung, sich den verschiedenartigsten Milieus ohne Reibung anzupassen. Wenn man eine Seele aus allen Sünden zusammensetzte, allen Unruhen und allen Gewissenszweifeln, die hierher kamen, um den Frieden zu suchen, so wäre sie gerade das, was wir uns unter der Bezeichnung der kosmopolitischen Sensibilität vorstellen. Was mich anbelangt, so überschritt ich diese berühmte Schwelle niemals, ohne dass die Empfindung, mich auf dem Gipfelpunkte des menschlichen Fühlens zu befinden, in mir die Lust erzeugte, mich niederzu-

knieen. Hier unter den Beichtvätern polyglotter Gewissen allein hätte ich jemand finden können, der meine Sprache sprechen könnte und sie verstehen. Nur hier würde Marie Bashkirtseff bei sich zu Hause gewesen sein und so schön, weil alle Unruhen aller Nationen sie durchglühten. Auf diese junge, unverbrauchte Barbarin hätten sich alle Fieber gestürzt.

III. UNSERE LIEBE FRAU, DIE NIEMALS BEFRIEDIGT WAR.

In gewissem Sinne sind Leute, die auf alles verzichten und Leute, die nach allem verlangen, gut geeignet, einander zu verstehen. Die Einen und Andern sind durch nichts zufrieden zu stellen, denn der Sinn für das Prekäre und die Sehnsucht nach dem Vollkommenen wird für sie ein Leiden. Ja, Kosmopoliten und Katholiken gehören zur gleichen Familie, und man muss sich einfach darüber wundern, dass im gleichen Zeitalter so verschiedene Pfade zu den gleichen Zielen der Einheit, des Göttlichen, führen.

Auf dass Mademoiselle Bashkirtseff prüfe, in welchen Punkten ihre Empfindungen mit dem exaltiertesten Katholizismus im Einklange ständen und um mittels einer römischen Anekdote das Bild zu illustrieren, das ich von der übermenschlichen Macht dieser Stadt entwerfe, hätte ich ihr gerne ein Ideal von Selbstlosigkeit vorgeführt, das zu erreichen sie ganz würdig war. Kennt man die Geschichte der Alexandrine von Alopeus und des Albert von Ferronnays, so wie sie uns der Bericht einer Schwester erzählt und von der einige von uns ebenso ergriffen waren als vom Tagebuch der Marie Bashkirtseff, denn es sind zwei Monographien heroischer Empfindung, geschmückt von der Romantik der Schönheit und des Todes —?

Mademoiselle Bashkirtseff, die eine etwas naive Begeisterung für mittelmässige Maler, Künstler und das, was in Paris so obenauf schwimmt, ganz erfüllte, würde mich zweifellos bei den ersten Worten unterbrochen haben, die ich ihr über ein Buch gesagt hätte, das gewöhnlich nur für junge, etwas fromme und schüchterne Frauen aus der Provinz bestimmt ist: „Lächeln Sie nicht", hätte ich ihr antworten können, „die Vorliebe, die ich für Albert von Ferronnay und für Alexandrine von Alopeus habe, geht von derselben vorgefassten Meinung aus, durch die ich mich zu Ihnen hingezogen fühle. Wie seltsam wichtig erscheint Ihnen das Talent! Und von unserem Schulstandpunkt aus betrachtet wäre es bewiesen, dass ihre Sprache farblos und ihr Wortschatz banal ist, als ob das für meine heftige Sympathie ein Hindernis be deutete! Ich liebe sie um ihrer uneigennützigen Begeisterung willen." Die Helden des „Berichtes einer Schwester" empfanden die reine Liebe, von der uns Leibnitz eine Definition gegeben hat, die ich wiederholen will, denn Geister wie Leibniz, Comte und Spinoza übertreffen in ihrer Trockenheit gar seltsam die Hübschigkeiten der Künstler. „Die reine Liebe", sagt er, „das ist gewiss sein, Freude an der Vollkommenheit oder in der Glückseligkeit des Objektes zu empfinden, und demzufolge Schmerz zu fühlen bei dem, was seiner Glückseligkeit entgegengesetzt sein kann. Diese Liebe bezieht sich hauptsächlich auf Objekte, die der Glücksempfindung fähig sind, doch trifft man bisweilen ein Bild davon bei Objekten, die Vorzüge haben, ohne sie zu empfinden, z. B. bei einem schönen Gemälde. Derjenige, der Freude daran findet, es zu betrachten, dêm würde seine Zerstörung Schmerz bereiten, selbst wenn es einem anderen gehörte, liebte es sozusagen mit uneigennütziger Liebe, was derjenige nicht täte, der nur einen Gewinn oder Verkauf im Auge hätte oder Beifall zu erwerben trachtete, indem er es herzeigte." Albert de la Ferronnay ging in seiner Liebe so weit, sein Leben Gott aufzuopfern, damit Alexandrine von Alopeus, eine

Protestantin, die er liebte, den wahren Glauben erkennen möchte. Bald darauf starb er, und neben dem Lager ihrer kurzen Liebe, das durch die Glut seines idealen Wunsches sein Sterbebett geworden war, empfing in einem Teile der Hostie, die seine Wegzehrung sein sollte, seine junge Geliebte die erste Kommunion.

Wie sehr fühle ich mich schon von diesem seltsamen Manne beschämt, der uneigennützig genug ist, um in den Armen derjenigen, deren Liebe ihn berauscht, den Tod zu ersehnen, damit sie durch den Besitz der Wahrheit noch vollkommener werde! Aber es erfasst mich ein eisiger Abscheu vor mir selbst, wenn ich sehe, dass jene, die durch die erkalteten Lippen des Toten eine so grosse Gnade erlangte, die vergänglichen Dinge zu verachten, dass sie sich bis zu den Worten erhob: „Erst in dem Augenblicke, wo mir alles geraubt worden war, begann mein wahres Glück, meine Wonnen und meine Liebe“.

Das ist das Gefühl des Vergänglichen und der Aufschwung zur Vollkommenheit, durch den fast ebenso mächtig wie die Katholiken die Kosmopoliten fortgerissen werden, diese Kosmopoliten, die von Land zu Land drängen, von Leidenschaft zu Leidenschaft, Enthusiasten und niemals Erfüllte, jeden Tag verzichtend und immer verlangend, mit fieberhaften Augen und leeren Händen, weil keine der vergänglichen, das Weltall erfüllenden Formen ihnen das Unvergängliche, das Göttliche bringt. Ein hoher Idealismus, in dem, ohne sich gegenseitig zu erkennen, der Kosmopolit, der weder mehr Vaterland, noch häuslichen Herd verlangt, mit dem Katholiken, der selbst dieser Erde abschwört, sich begegnen. Kein Ort wird ihnen zusagen, ausgenommen Rom, wo die Sybillen Michel Agnolos wachen, deren ernste Augen eine Seele zeigen, die das bittere Vergnügen geniesst, das anzubeten, was nicht stirbt, inmitten alles dessen, was vorübergeht.

Unserem Kosmopolitismus, unserem Dilettantismus, unserem geliebten Nihilismus, um endlich das Wort

auszusprechen, das am allerbesten unsere moralische Entwurzelung resümiert, dem gibt die grosse katholische Stadt seine volle Bedeutung wieder und zu gleicher Zeit eine hohe Richtung. In ihrem Lichte erscheinen mir unser Ekel und unser Ungestüm als das, was sie wirklich sind: religiöse Empfindungen. Mademoiselle Bashkirtseff raffte ein ungerecht verfrühter Tod dahin, ehe es ihr vergönnt war, der Erziehung durch Rom teilhaftig zu werden. Aber wir müssen ihr diese Vergünstigung gewähren in der Legende, die wir ihr bilden.

Paris, das akzeptiert man beim ersten Blick wegen seiner Koketterie und gütigen Anmut, London wegen der gediegenen und würdigen Gastfreundschaft seiner Klubs und seiner kleinen Häuser, Venedig wegen seines romantischen Fiebers. Aber Rom ist ein so schwerer Erwerb, dass eine Seele von zwanzig Jahren darüber die Kräfte verliert. Diese Stadt, rein von jeder Gemeinheit, ist keine schöne Geliebte, die uns freundlich aufnimmt und unsere Gewohnheiten hätschelt; sie ist eine Gebieterin, die alles, was ihr an uns unwürdig dünkt, zermürbt und in Stücke bricht. Was wäre dort aus Marie Bashkirtseff geworden?

Man kann es nicht bezweifeln, dass ihr Zigeunertum, das zuerst nichts anderes war als die Ruhelosigkeit einer kleinen Barbarin von unverbrauchter und begehrlicher Rasse, und die von Paris in ein Suchen nach Kultur umgewandelt wurde, Rom bis zu einem Grade erhöht hätte, dass es zur bekannten Krankheit der grossen Idealisten geworden wäre, die den Geschmack an allem verlieren, weil allein das Vollkommene sie befriedigen könnte.

Geehrt sei dieses Gefühl des Unbeständigen, das dieses junge Mädchen in so hohem Grade empfand; mit Recht haben wir uns Betrachtungen darüber hingegeben. Es lässt uns an jener erhabenen Verachtung teilnehmen, die für die Wirklichkeit und ihr aktuelles Selbst alle Menschen empfinden, denen das Ganze am Herzen liegt, das sie mit ihrer Kraft umfassen und ihrem höheren

Selbst, das noch nicht entwickelt ist. Jetzt, nachdem ich ihren ganzen legendären Wert festgestellt habe, wird jene, die ich mit dem niedrigen modernen Namen Unsere liebe Frau vom Schlafwagen begrüsste, uns wie eine Versinnbildlichung der ewigen Kraft erscheinen, die in jeder Generation Helden erstehen lässt, und auf dass sie uns eine gute Ratgeberin sei, pflegen wir ihr Andenken unter dem stolzen Namen: Unsere liebe Frau vom Schlafwagen, die niemals befriedigt war.

INHALT.

DIESES WERK WURDE INS DEUTSCHE ÜBERTRAGEN VON A. VON K. UND EINGELEITET VON DR. FRANZ BLEI. DEN DRUCK BESORGTE DIE BUCHDRUCKEREI POESCHEL & TREPTE IN LEIPZIG.